10.15.'91

Library of the Theological Seminary,

PRINCETON, N. J.

Presented by Caspar René Gregory

Division D919
Section .K69
Shelf..... Number V.2

Kniewel's Reiseskizzen. 2. Theil.

Tag der Absendung	Name des Empfängers:	Name des Absenders:
1846.		
20. April	Herrn Diac. Rothe.	[illegible]
7. Mai	" Pastor M. Bernhard	Rothe.
d. 26 Mai	" P. M. Bernhardi, Past. Adj.	M. Bernhard.
13 Juni	" P. M. Lorenz —	Bernhardi.
1 Juli	" P. M. Zehme.	Lorenz.
14 Juli	" Hrn. Pastor Klopfer.	Zehme.
28 Juli	" Pastor Höhne - -	Klopfer.
12. Aug.	" H. Pastor Schlosser sen.	Höhne.
26 ej. m.	Schlosser jun.	Schlosser sen.
NB. [illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	
10. Sept.	H. M. Bernhard ~~Schlosser jun.~~	Schlosser jun.
23. —	H. P. M. Wille in [illegible]	[illegible]
d. 14. Oct.	H. P. [illegible] in [illegible]	Wille.
d. 22 Oct.	H. P. Oertel in [illegible]	[illegible]
d. 8. Nov.	" " Gellert in [illegible]dorf	Oertel.
d. 26. Nov.	" " Reichel Lützschena	Gellert.
10. Dec.	" " Herrndorf [illegible]	Reichel.
30 —	" Prof. Küchler —	Herrndorf.
1847. 12. Jan.	" M. Naumann - -	Küchler.
15. Febr.	" M. Langbein - - -	[illegible] S. 279 [illegible] Naumann.
2 März	" M. [illegible] - - - -	Langbein.
[illegible]	am 26ten März 1847 [illegible]	
27 März	an H. Diac. Rothe —	[illegible]

Tag der Absendung:	Name des Empfängers:	Name des Absenders:
20 Apr 47	Hr Past. M. Platz	Diac. Roth.
10 Mai 47	H. J. M. Kund	M. Platz
20 Mai 47	H. M. Schmid P. in Wi.	M. Kd.
d. 13 Sept.	H. Adj. P. M. Stickert	[illegible]
d. 28. Sept.	H. M. Gurlitt	M. Seyfart. P.
d. 12. Oct.	H. P. M. Kühn	M. Gurlitt
d. 26. Oct.	H. P. M. Petrinus	M. Kühn
d. 7. Novbr.	H. P. Wagenknecht	Petrinus
d. 19 Novr.	H. P. M. Blücher erhalten am 28 Novbr. M. Blücher	Wagenknecht
d. 22 Decbr	H. M. Voigt	M. Blücher
" 5 Jan. 1848	H. P. Francke	Voigt
" 19. Jan. 48.	Herrn P. Zauberth	Francke
30 ejsd	Herrn P. Schweitzer	Zauberth

Reiseskizzen,

vornehmlich aus dem Heerlager der Kirche,

gesammelt auf einer Reise

in

England, Frankreich, Belgien,

Schweiz, Oberitalien, Deutschland, im Jahre 1842,

von

Dr. T. F. Kniewel,

Archidiakon in Danzig.

„Ich bin nicht gekommen Friede zu senden, sondern das Schwert!"

Matth. 10, 34.

Zweiter und letzter Theil.

Frankreich, Belgien, Schweiz, Oberitalien, Deutschland.

Leipzig,

Druck und Verlag von Karl Tauchnitz.

1844.

Inhalt.

Seite

Dreizehntes Kapitel. Abreise von London. — Southampton. — Ueberfahrt nach Havre de grace. — Rouen. — Ankunft in Paris 1

Vierzehntes Kapitel. Religiöser Zustand Frankreichs. — Der Romanismus und die evangelische Kirche. — Evangelische Kirchenverfassung. Universitäten. Montauban. — Gläubige und Rationalisten 16

Funfzehntes Kapitel. Fortsetzung: Société évangélique. Ihre Prediger, Evangélistes, Instituteurs, Institutrices, Colporteurs. Ihre Missionsanstalt (Grandpierre). Ihre Gegner. — Die evangelischen Vereine Frankreichs. — Das Schulwesen. — Die Diakonissen (Vermeil). — Société pour les intérêts généraux du Protestantisme. (Admiral Ver-Huell. Graf Agenor de Gasparin. Hosemann. Fr. Monod.) — Die Trennung des Staates und der Kirche. — Vinet 33

Sechzehntes Kapitel. Pariser Leben und Treiben, Wissen und Kunst. — Hospitäler und Gefängnisse. — Kirchen. — Pantheon. — Cimetière père Lachaise. — Jardin des plantes. — Louvre. — Hôtel des Invalides . . . 78

Siebzehntes Kapitel. S. Germain. — S. Denis. — S. Cloud. — Sevres. — Versailles 132

Seite

Achtzehntes Kapitel. Uebergang zum südlichen Frankreich. Evangelisches Leben in Marseille. — Aix. — Nimes. — Montauban. — Toulouse. — Bordeaux. — Lyon. — Strasburg 158

Neunzehntes Kapitel. Belgien. Courtray. — Gent. — Antwerpen. — Brüssel. — Die evangelische Kirche in Belgien 247

Zwanzigstes Kapitel. Die Schweiz. Basel und Beuggen. — Neufchatel. Lausanne. — Der große S. Bernhard. — Der Forclas. Das Chamounithal und der Montblanc. — Genf. — Bern. — Lucern. — Zürich. — Schaffhausen. — Die Pastoralversammlung. — Der Righi. — Der Vierwaldstädtersee. — Andermet. — Furka und Grimsel. — Meyringen. — Interlaken. — Die Gammi. Das Walliserland. Der Simplon 278

Ein und zwanzigstes Kapitel. Oberitalien. Domo d' Ossola. — Der Lago Maggiore. — Sesto Calende. — Mailand. — Monza. — Die Certosa. — Pavia. — Genua. — Nizza 325

Zwei und zwanzigstes Kapitel. Schluss. Flüchtige Umrisse von Deutschland und seinem wieder erwachenden evangelischen Leben. Rheinpreußen. — Westphalen. — Baden. — Würtemberg. — Baiern. — Sachsen 352

Dreizehntes Kapitel.

Abreise von London. — Southampton. — Ueberfahrt nach Havre de grace. — Rouen. — Ankunft in Paris.

Man braucht zur Fahrt von London nach Southampton, 76½ engl. (16¾ d.) Meilen, 3 Stunden mit dem fast train, der nur auf einzelnen Stationen wenige Minuten anhält. Die Bahn erhebt sich nämlich an sehr vielen Stellen bedeutend, 1′ auf 330′, ja sogar 1′ auf 250′. Der Zug geht von Nine elms (9 Ulmen) nahe Vauxhall 13mal des Tages ab, von 7 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends (der letzte ist Güterzug), so dass man, frühe abfahrend, auf mehren der interessantesten Punkte des Weges verweilen kann und sein Ziel immer noch ganz bequem an demselben Tage erreicht.

Der Weg bis zur Station Woking, ein starkes Drittel des ganzen, ist in hohem Grade anziehend und erquickend. Gleich zu Anfange sieht man am Nordufer der Themse das prachtvolle Chelsea-Hospital, weiter hinauf im Hintergrunde die anmuthigen Höhen von Hampstead und Highgate. S. Paul's Kuppel, den hochemporragenden Mittelpunkt der Weltstadt, erblickt man auf eine weite Strecke hin im Osten; links der Bahn bieten einzeln liegende Villen eine freundliche Ansicht. Bald streift man den herrlichen Wimbledon-Park, des Grafen Spencer Eigenthum, einen der schönsten Englands, von 1200 Akres Umfang, mit einem reich und malerisch umpflanzten See von 50 Akres.

Bald darauf sieht man rechts in der Ferne den großen Richmond-Park, hält in dem alten Marktflecken Kingston (Königstein), wo neben der Kirche noch der Stein gezeigt wird, an dem die alten Sachsenkönige bei ihrer Krönung standen. Von hier bis Esher hin ergötzt der Blick auf, und die lebendige Erinnerung an das prachtvolle Hamptoncourt. Aber links von der Bahn, neben Esher, giebt neuen Reiz das schöne Schloss Claremont, welches das Parlament i. J. 1816 von dem berühmten Lord Clive zum Landsitz für die Prinzessin Charlotte um 69,000 £ kaufte. Nach ihrem Tode Eigenthum ihres Gemahls, des Prinzen Leopold von Coburg, jetzigen Königs der Belgier, verwendet dieser — sagt man — das ganze Jahrgehalt, welches er von England erhält, 20,000 £, auf die stete Verschönerung des Schlosses.

Köstlich ist die Fahrt mitten durch den großen schönen Oatland's-Park, der nahe an 6 engl. Meil. Umfang hat. Oatland, früher Landsitz des Herzogs von York, ist jetzt Eigenthum des Lords Franz Egerton. Das glänzende Schloss, auf hoher prachtvoller Terrasse, giebt und gewährt eine überraschend schöne Ansicht. — Auf der Woking-Station verweilt man gern, um das benachbarte Guildford, den Hauptort in Surreyshire, die alte Residenz der Sachsenkönige, zu besehen. Ihr Schloss steht noch in einigen Trümmern da, ein sonderbarer Bau. Von den tiefen Höhlen in dem nahe gelegenen Kalkhügel erzählt man noch wunderliche Mährlein. In der Nähe, 2 engl. Meil. ostwärts, ist die schön angelegte Kreisbahn zu Wettrennen.

Weiterhin giebt es bis Wincheſter hin nicht eben viel Merkwürdiges noch Schönes, das dem Vorangehenden zu vergleichen wäre. Historisch wichtig aber ist das kleine Dorf Old Basing, diesseit Basingstoke, wo Dänen und Sachsen 871 die blutige Schlacht fochten, in der König Ethelred und sein Bruder Alfred

geschlagen wurden, und das später einen noch glänzendern Namen erhielt durch die tapfere Vertheidigung des nahe gelegenen festen Schlosses Basinghouse, welches der tapfere Johann Marquis von Wincheſter zwei Jahre lang gegen die belagernden und stürmenden Revolutionstruppen für Karl I. schützte. — Die uralte Bischofstadt Wincheſter, Königssitz seit Vereinigung der sächsischen Heptarchie unter Egbert (828) bis auf Eduard I. (1273), der London dazu machte, bietet das Merkwürdigste in ihrem großen Dom, dessen wunderbar zusammengesetzte Struktur und zum Theil sonderbare Denkmäler einen ganz eigenthümlichen Eindruck machen und den Baukünstler wie den Geschichtskundigen ernst und lange beschäftigen mögen. Die Leute klagen hier, wie in allen Städten an der großen südwestlichen Eisenbahn, dass eben diese Bahn ihrem sonst blühenden Handel und Verkehr den Todesstoß versetzt habe. Was aber sie verloren, das hat Southampton gewonnen. Ursprünglich nur ein Flecken (borough-town), will es jetzt London im Kleinen seyn, etwa im $\frac{1}{60}$ Maßstabe. Ich hatte von 7 Uhr Abends bis zum folgenden Nachmittage Muße genug, die Stadt, ihre breite Highstreet mit höchst eleganten Kaufläden und heller Gasbeleuchtung, den schönen Anglesea place mit stattlichen Prachtgebäuden, ihre 5 Kirchen, vor Allem ihre reizenden Umgebungen zu beschauen, unter denen Netley Abbey obenan steht, und den Blick von der London-Straße hin auf die Bay, die Insel Wight, den schönen Neuen Hain (New forest) u. s. w. zu genießen.

Es war eine eigenthümliche Mischung von Gefühlen, mit der ich mich am 2ten Juli Nachmittags $3\frac{1}{2}$ Uhr auf dem Dampfschifflein Ariadne im Hafen von Southampton einschiffte. Ein Besuch bei drei strengen Episcopalgeistlichen in dem Orte, die Morgenandacht in der S. Johanniskirche u. a., hatte mir noch

einmal den kirchlichen Zustand Englands in volle Erinnerung gebracht. Jetzt verließ ich das schöne, in jeder Beziehung höchst merkwürdige Land und sein kräftiges, großherziges, durchweg praktisches und tüchtiges Volk, unter dem ich so viele edle, hochgebildete, wahrhaft gläubige Seelen gefunden, so ungemeines Wohlwollen, zuvorkommende Freundlichkeit und herzliche Liebe erfahren, so viel Seltenes und Herrliches kennen gelernt, geschaut, genossen hatte. — Und doch überzog alle diese schönen und wohlthuenden Erinnerungen die betrübende Ueberzeugung wie ein Trauerflor: Englands Kraft ruht leider nicht mehr ganz und allein auf Gottes lauterem Wort! — Um so inniger musste der Wunsch lebendig werden: möge es seinen alten, rein evangelischen Standpunkt bald ernstlich wieder einnehmen und fest behaupten.

Noch war ich eine lange Strecke hin in Englischer Umgebung. Die reizenden Ufer der Southampton-Bai, vornehmlich das linke, und weiter hinab die liebliche, fruchtbare Insel Wight, mit ihren unzähligen Städtchen, Dörfern, Hügeln und Waldungen, gewährten bei der günstigsten Sonnenbeleuchtung den erfreulichsten Anblick. So wie wir aber bei Portsmouth landend nach kurzem Aufenthalt in die offene See kamen, begann bei plötzlich verändertem Wind und Wetter eine bedenkliche Fahrt. Unser nettes, kleines Fahrzeug, von nur 60 Pferdekraft, ward wie ein Ball von den sich thürmenden Wellen hin und her geworfen. Die meisten der Fahrenden erkrankten. Mehre Herren und Damen, ganz unfähig, im Schiffsaale auszudauern, verweilten, festgebunden an Bänke, unter einem Zeltdach die regnige Nacht auf dem Verdecke. Zum Glück für sie war der Wind nicht so heftig, als das Meer unruhig, so dass das Dach nicht weggenommen werden durfte. Aber ob oben, ob unten, überall gab's den Anblick eines Lazareths. Das Knarren der

Schiffsbalken, das Tosen der Dampfpumpen, gemischt mit dem Aechzen der Seekranken und dem Gewinsel einiger Aengstlichen, hatte etwas eigenthümlich Ergreifendes. Ein Jammer war's, dass die armen Leidenden auf dem Verdeck die verlangte Erfrischung nicht erzielen konnten. Oefter sah man, wie der ängstlich und wiederholt herbeigerufene **Waiter** (Aufwärter), taumelnd wie ein Trunkener, das ganze Theegeräth und seinen Inhalt wenige Schritte vor den sehnlich Harrenden auf den Boden warf. — Hier wurde mir es übrigens recht klar, wie bei solcher Fahrt auch die geübteste Seemannskunst gar wenig vermag. Vor meinen Augen konnten der gewandte Capitän und 2 Matrosen ein Tau, das sie vom Boden aufheben wollten, nur mit vieler Mühe erhaschen und dann erst wieder nach langer Anstrengung am nöthigen Orte befestigen. Tags zuvor war bei ähnlichem Seeungestüm ein Schiff verschwunden, ein anderes weithin verschlagen. — Schreiben und Lesen war unmöglich, Unterhaltung gleichfalls erschwert und mit den Wenigen gesund gebliebenen der Schiffsbesatzung, die fortwährend in angestrengter Thätigkeit waren, unzulässig. Beistand irgend einer Art zu leisten, schien mir, wie noch zweien muntern Reisenden, nur dadurch möglich, dass wir den Erschrockenen und Geängsteten durch ruhige Haltung Muth einflößten. So legten wir uns denn, nach und nach an das gewaltsame Schaukeln, Tosen und Wimmern gewöhnt, in unsere sehr kleinen Cabins und schliefen ruhig genug, bis um 5 Uhr, bei klar gewordener Luft, die französische Küste sichtbar wurde und bald auch **le Havre** einen erfreulichen und malerischen Anblick bot.

Mit herzlichem Dank gegen Gott, dessen schützende Hand allein uns sicher bis hieher geholfen, landeten wir um 6 Uhr an dem gewaltigen **molo**, und sofort umschwärmte uns eine zahllose Schaar dienstfertiger Gesellen, Männer und Knaben,

gleich summenden und stechenden Wespen, von denen jeder einzelne sich selbst und seine Tugenden und honnêteté hoch pries und alle die Andern tief herabsetzte und verhöhnte; kein günstiges Bild französischer Humanität und Liberalität. Ihren raffinirten Betrug aber versteckten sie den des Franzosenwesens Unkundigen dadurch, dass sie auf die Frage nach dem Dienstpreise mit verstellter Bescheidenheit keine bestimmte Forderung im Voraus stellen wollten: „ah! Monsieur, vous êtes le maître! vous êtes raisonnable!“ nachher aber mit großer Unverschämtheit auch sehr ansehnliche Gaben noch zu niedrig fanden und unmäßige Forderungen stellten, wogegen man denn am Besten durch Herbeirufung eines Polizeibeamten sich sicher stellt. So forderte mein Lohnbediente, dem ich für den Dienst von etwa 5 Stunden 3 Frcs. gab, unverschämt 5 Frcs., bis der Polizeidiener erklärte, er habe für den ganzen Tagesdienst, von Morgens 6 Uhr bis Abends 10 Uhr, nur 4 Frcs. gesetzlich zu fordern. Da wurde der Schalk gefügig, und wartete auch nach der Bezahlung mir noch bis zur Abfahrt auf, — stahl mir aber aus dem in den Wagen getragenen Mantel zwei Sachen, die wenigstens das Achtfache jener abgezogenen 2 Frcs. werth waren. Und der Mensch hatte ein sogenanntes Amtsschild auf der Brust!

Das freundliche, für den Seehandel günstig gelegene Havre hat etwa 30,000 Einw.; unter ihnen, seit langer Zeit, eine protestantische Gemeinde von etwa 800 Seelen, deren Pfarrer Poulain zu den kosmopolitischen Denkgläubigen gehört, die ihren Kirchkindern statt des Gottesbrodes einen Stein darreichen, von diesem Geschlecht der Stein der Weisen genannt. Als nun bei vielen dieser Protestanten ein Hunger nach göttlicher Speise sich unwiderstehlich regte, ward ihnen auf ihr Gesuch von der Société évangélique in Paris ein gläubiger

Prediger, Bernard, gesandt. Ein großer Theil der Heerde schloss sich dem treuen Hirten an. Grund genug, dass der Gegner ergrimmte, und, anstatt seinen eigenen innern Mangel und Schaden zu erforschen, und den HErrn um Heilung anzuflehen, seinen äußern Verlust an Ansehen und Geld mit Geschrei und Anklage dem Consistorium in Bolbec vorlegte, den Amtsgenossen verdächtigte und gegen ihn unfreundlich verfuhr. Das Consistorium konnte, wie auch bei uns zur Zeit die Consistorien, nur nach dem Aeußern entscheiden: den Rationalisten durfte es wegen der gesetzlich garantirten Lehrfreiheit nicht schelten, vermochte es auch nicht wegen der gleichgesinnten Mitglieder; aber eben so wenig vermochte es, nach bestehendem Gesetz, den gläubigen Lehrer als Eindringling zu entfernen. Bernard blieb daher in seinem gesegneten Wirken. Er errichtete eine evangelische Schule, an der Knaben und Mädchen nicht nur aller christlichen Confessionen, sondern auch Juden Theil nehmen. Ich fand die tüchtige Lehrerin umgeben von einer Schaar 6 — 10jähriger Kinder, etwa 50 — 60 an Zahl. Hier lernte ich nun sogleich die Schwierigkeiten einer französischen Schule der Art, in Vergleich mit unsern deutschen und vollends mit englischen Schulen kennen. Sie liegen nicht etwa blos in der nationalen Eigenthümlichkeit, in der queckssilbernen Rührigkeit und Beweglichkeit, in der angebornen Subjectivität, die immer nur den äußern Schein und den eigenen Glanz und Vortheil sucht, in der judenartigen Einseitigkeit, dem sprudelnden Witzeln und leichtsinnigen Faseln; sondern sie liegen besonders noch in den vielen kleinlichen, unwürdigen Hindernissen, die von den Eltern der Kinder und von den römischen Priestern jedem gediegenen evangelischen Thun mit zäher Beharrlichkeit immer wieder entgegengewälzt werden. Erst seitdem das entsetzliche Verderben der Kleinkinderbenutzung in den Fabriken

auch in Frankreichs Kammern zur Sprache kam, war die Errichtung solcher Schulen überhaupt möglich; aber damit ist ihre regelmäßige und fleißige Benutzung noch nicht erreicht. Die unbesonnenste Willkühr der Eltern, ihre thörichtsten Forderungen an Lehrer und Lehrerin, wie an den mit Liebe und Treue beaufsichtigenden Bernard, möchten auch den Stärksten und Geduldigsten zur Verzweiflung bringen; und die stete Aufregung der Stadtbehörden wie der Eltern durch römische Priester gegen Alles, was evangelisch ist und heißt, mehret die Qual, die nun vollends hier ihren Höhepunkt erreicht, wo der ältere, evangelische Prediger P. als gehässiger Gegner in der eigenen Gemeinde auftritt. Hier gilt's denn: die Geduld, vom rechtschaffenen Glauben gewirkt, soll feste bleiben bis an's Ende."

In dieser schwer bedrängten Schule wiederholte sich mir die öfter gemachte Erfahrung, wie ermunternd und stärkend ein christliches Trostwort gerade aus dem Munde eines aus weiter Ferne herkommenden Fremden an eine schwer leidende und angefochtene Seele ist. Das Fremde und Ferne schwindet durch die Nähe Gottes in Seinem Wort, durch die Einigkeit im Geiste, die sich unwidersprechlich kund giebt, durch den gemeinsamen, ewigen, göttlichen Lebensquell. Die gebeugte Lehrerin dort erhielt durch einige Sprüche, die ich ihr sagte, mehr Aufrichtung und Trost, als dieselben Worte, öfter und besser aus dem Munde ihres treuen Pfarrers vernommen, ihr zu geben vermocht hatten; sie ward innerlich überzeugt, dass zu aller Zeit und an allen Orten gleiche Trübsal, gleicher Kampf in Gottes Reich zu bestehen ist, und dass dieser immer und überall nur auf dieselbe Art, mit denselben Waffen geführt werden kann. — Dasselbe gilt für die Zusprache der Reisenden bei geistlichen Amtsbrüdern und evangelischen Gemeindegenossen, ganz besonders da, wo sie in so unbeschreiblicher Bedrängniss und hartem

Kampfe leben, als in Frankreich, in Italien und in allen streng römischen Ländern. Da kann Geld- und Gabensendung, auch die reichste, da kann selbst herzliches Gebet und Fürbitte aus der Ferne das nicht schaffen, was ein in unmittelbarer Nähe persönlich gesprochenes Glaubens- und Trostwort eines Fremden. Der neu errichtete deutsche Gustav-Adolph-Verein wird daher nach meiner und nach Vieler innigsten Ueberzeugung erst dann wahren Segen stiften können, wenn nicht bloße Geldspenden den bedrängten Gemeinden zum Aufbau steinerner Kirchen und Schulen zufließen, sondern wenn glaubensfeste evangelische Brüder ihnen persönlich lebendige Bausteine bringen. Daher ist überhaupt das Umherreisen, Predigen und die persönliche Besprechung für das Gedeihen unserer evangelischen Kirche, die ja einzig und allein aus dem einstimmigen und festen Bekennen des Gotteswortes Bestehen und Leben nimmt, von so überaus hoher Bedeutung. Das war ja das uralte, segensreiche Verfahren der Apostel, und hier ruht der eigentliche und nächste Missions- und Evangelisten-Beruf. So haben es denn auch die wahrhaft Gläubigen in England, Frankreich, der Schweiz, Belgien richtig erfasst und nach bester Kraft auszuführen begonnen, tief beschämt und betrübt darüber, dass die evangelische Kirche Jahrhunderte lang außer Acht und unbenutzt gelassen, was die römische lange zuvor und insbesondere seit der Stiftung ihres Dominikaner-Prediger-Ordens, fleißig geübt hat, und in unsern Tagen wiederum mit erneuter und verstärkter Kraft, freilich in ihrer äußern mechanischen Weise, mit größtem Eifer treibt.

Im Havre und dem nahen Bolbec hatte sich seit mehren Jahren eine bedeutende Zahl deutscher Auswanderer gesammelt. Sie waren von ihrem Wahne, das gelobte Land ihrer fleischlichen Wünsche in Amerika zu finden, zurückgekommen,

theils durch die auf dem kurzen Herwege aus Deutschland bereits gemachten bittern und schweren Erfahrungen, theils durch ernste Vorstellungen besonnener christlicher Männer, theils aus Geldmangel. Andere, von Religionsschwärmern und Fanatikern verführt und aus der Heimath bereits in die weite Fremde gelockt, waren arm und elend von dort nach Havre zurückgekehrt. Mit ihrem Vaterlande ganz zerfallen, hielt Schaam und Armuth sie von der Heimkehr ab. Die Irrenden und Verführten wieder zu bringen, hatte die evangelische Gesellschaft in Basel, auf Einladung und Bitte der Pariser und im Einverständnisse mit ihr einen deutschen Geistlichen, Knappe, nach Havre gesendet, einen redlichen und ernst gesinnten, aber zu strengen, einseitig orthodoxen Mann, der mit der scharf und unaufhörlich gepredigten Lehre von der absoluten Prädestination die Gemüther in Angst und Verzweiflung brachte. Sobald man dies erfuhr, wurde noch ein zweiter christlicher Prediger, der treffliche Predigtamtscandidat Beyer, nach beiden Orten gesendet. Diesem gelang es, durch christliche Milde und den Ernst reiner Lehre die Verirrten und Verwirrten zum HErrn zu ziehen, und eine große Menge sammelte sich um ihn und verlangte ihn als Pfarrer. Ihrem Wunsche konnte aber ohne bestimmten Antrag bei der Basler Gesellschaft keine Folge gegeben werden; auch steht zu hoffen, dass Knappe seinen Missgriff erkennen und durch milden Ernst die Herzen gewinnen und auf den rechten Weg leiten wird.

Was ich sonst noch im Havre sah, die hochgepriesene Pariser Straße, die neue Seebade-Anstalt, wäre mir vielleicht auch, wie den lobpreisenden Franzosen, als ein „magnifique établissement“ erschienen, wenn ich nicht so eben von England gekommen wäre.

Die Karte, die ich auf der Messagerie für die Fahrt nach

Paris erhielt und deren Vignette mir 8 Pferde im sausenden Galopp vor der schwerbepackten Postkutsche zeigte, hielt ich für französische Windbeutelei, bis ich selbst mit zwei Engländern im Coupé (der vordern, besten Abtheilung) des Wagens saß. Wilder und unbesonnener sah ich nie fahren, als auf dieser Straße in der Normandie, wiewohl ich überall in Frankreich ein höchst flüchtiges und unsicheres Fahren erlebte, so dass es mir ganz erklärlich ist, woher dort fast jeden Tag Unfälle, zum Theil lebensgefährliche, beim Fahren vorkommen. In der Normandie spannt man in der Ebene und bergab 5 Pferde, meistens Schimmelhengste von starkem Bau, vor den großen Postwagen, der gewöhnlich 9 Personen im Innern und 6—8 auf dem Verdecke nebst allem Gepäck führt. Bergan werden in der größten Eile noch 4 Pferde dazu gethan, und nun geht es in der That im sausendsten Galopp auf der freilich sehr guten Chaussee fort. Sehr selten, nur bei sehr abschüssigen Höhen, wurde gehemmt; immer aber fuhr der Postillon im Zickzack die Berge so stürzend hinab, dass man jeden Augenblick das Ueberschlagen der Pferde und des Wagens besorgen musste. Mit Mühe nur konnte ich meine englischen Begleiter, die beide Mitglieder der „Gesellschaft gegen Thierquälerei" waren, abhalten, dass sie nicht offenen Streit mit dem unverständigen Conducteur erhoben, besonders als dieser sich mit dem ganzen Leibe vom Verdecke hinabließ, um ein altverständiges Pferd, das bisweilen in ruhigeres Traben gerieth, durch die wüthendsten Stöße mit seinem eisenbeschlagenen Stiefel wieder in wilden Galopp zu setzen. Zweckmäßiger war es, ihn auf der nächsten Station mit Uebereichung eines Geldstücks zu ersuchen, uns doch den Anblick der überaus reichen und reizenden Gegend in dem schönen Frankreich etwas ruhiger genießen zu lassen. Er entschuldigte sich zwar, dass er gezwungen sei, die gesetzlich vorgeschriebene Zeit

pünktlich einzuhalten, versprach indessen, unsern Wunsch zu berücksichtigen und hielt einigermaßen Wort. Wenigstens wurde jene Grausamkeit nicht wiederholt. Und wahrlich, die Normandie ist für den Liebhaber romantischer Geschichtsdenkmäler, wie für den Freund lieblicher Naturscenen des langsamern Reisens und der näheren Beschauung werth. Es giebt wohl in keiner Provinz Frankreichs so zahlreiche Ueberreste von Ritterburgen und Schlössern, von Abteien und Klöstern, als in der Normandie, freilich insgesamt nur klagende Trümmerhaufen, die Burgen von der grausamen Despotie französischer Könige, die Klöster von der noch grausamern Despotie der Freiheitsschwindler zerstört. Man zeigte mir zwischen Caudebec und Duclair die Trümmer des einst so großen und reichen Klosters Jumièges, das in seinen ungeheuern Gebäuden nicht weniger als 2000 Geistliche und Mönche barg und reichlich nährte; und dabei ein Lustschloss König Carls VII. für seine geliebte Agnes Sorelle, der er nach ihrem Tode ein Grabmahl von schwarzem Marmor in der großen Klosterkirche errichten ließ. Erst vor 50 Jahren schreckten und verjagten die Jakobiner die Mönche aus ihrer bequemen Ruhe und plünderten und verheerten die Gebäude nebst den großartigen Gartenanlagen. — Weiterhin, näher Rouen, deutete der jetzt beflissen gewordene Conducteur auf eine Höhe in weiter Ferne am linken Seineufer. „Da liegen die Ruinen von dem alten Schlosse des „Robert-le-Diable. Ringsumher läuft der pittoreske Hain „von Bourg-Theroulde." — Die Sagen von dem alten Ritter sind jetzt durch Meyer-Beer's weltberühmte Oper neu belebt im Munde des Volks.

Die Kalkfelsen der Normandie übersteigen zwar selten die Höhe von 6—800 Fuß; aber ihre wunderbare Formation, ihre Grotten und Höhlen, ihre Vegetation, der wechselnde

Ueberblick der schönen, fruchtbaren Landschaft, in der die Roggenernte bereits begonnen hatte und die mit reichen Waizenfeldern prangte, der malerische Blick auf die in vielen Krümmungen bald nahe bald ferne dahin eilende stark beschiffte Seine, machen die Fahrt von Havre nach Rouen auf dieser kürzesten Straße, über la Botte, Lillebonne, Caudebec, Duclair, höchst anziehend, wenn auch die häßlichen Frauengestalten, auf Eseln oder Pferden reitend, den Kopf in eine weiße Schlafmütze gesteckt, hie und da die Schönheit verletzen.

Die Strecke von 22 Lieues (etwa 13 deutsche Meilen) bis Rouen war in weniger als 6 Stunden abgejagt. Gern hätte ich in dieser alten, merkwürdigen Stadt, dem Sitze der alten Normannenherzöge, dem Geburtsorte Fontenelle's und P. Corneille's, länger verweilt; — mir waren nur wenige Stunden vergönnt, um die große, historisch und artistisch wichtige Cathedrale, mit ihren Capellen und Monumenten, der Herzöge Rollo und Robert Grabmäler, die zum Theil schönen Glasgemälde aus verschiedener Zeit und die herrliche Hauptfaçade, vor allen den wunderbar luftigen und kühnen mittlern Thurm, näher zu besehen. Man fängt seit der Restauration in Frankreich an, die Zertrümmerungen des Revolutionsvandalismus an Kirchen gut zu machen, so weit dies dem glaubenslosen Geschlechte gelingen kann. An dem Gewölbe dieses großen Domes wurde gleichfalls gearbeitet.

Der Platz, auf dem die Jungfrau von Orleans 1431 von den Engländern verbrannt wurde, zeigt außer ihrem unbedeutenden Denkmal zugleich an einem alten Hause, hôtel du Bourgtheroulde genannt, sonderbare bas-reliefs, in denen die Zusammenkunft König Heinrichs VIII. von England mit Franz I. hier in Rouen dargestellt ist. — Die lohnendste und umfassendste Aussicht in die ganze reiche Umgegend und auf die

anmuthigen Seineufer genießt man von der großen Terrasse des cours Dauphin. In der Nähe ist in neuester Zeit dem beliebten Componisten Boieldieu auf dem nach ihm benannten Cours (Promenadenstraße) eine Büste in französischer Manier errichtet.

Die beiden reformirten Geistlichen, die mit noch zwei andern in Dieppe und Luneray das hiesige Consistorium bilden, fand ich leider nicht zu Hause und konnte aus Zeitmangel den Besuch nicht wiederholen, so sehr ich auch die Speisestunde an der glänzenden Gasttafel verkürzte, die durch ihre Menge von Schüsseln und Schüsselchen, mit reichem Beiwerk von allerlei Leckereien und Süßigkeiten in starkem Gegensatz gegen die massenhafte Gediegenheit der englischen Tafel stand. Der Wein, wenn auch gegen englische Preise gehalten billig, kostet doch für ein Weinland viel; guter vin de Beaune 3 Frcs. die Flasche: in Paris ist er gar sehr theuer, wenn man ihn nicht schlecht trinken will.

Zur Warnung für Reisende diene ein Zug französischer Postintrigue, den ich hier und später ganz ähnlich in Tulle im südlichen Frankreich erlebte. An beiden Orten nämlich wollte der Postsecretär mit großer Höflichkeit und vielen bedauernden Phrasen mir meinen Coupéplatz für eine andere ihm empfohlene Person seines Ortes streitig machen, behauptend, diese sei früher eingeschrieben und habe ein Anrecht. Man lasse sich nur nicht einschüchtern, sondern erkläre solchem Herrn ernst und höflich, dass man nach der bestehenden Postordnung für die Messagerieen, (die zwar sämmtlich Privatunternehmungen sind, aber gemessene Vorschriften haben,) seinen einmal zugewiesenen und für die ganze Strecke bezahlten Platz behalten werde, und setze sich ohne weiteres Besprechen ruhig auf seine Stelle.

Den Abend und die kurze mondhelle Nacht hindurch ging es

nun in möglichster Eile durch minder anziehende Gegenden bis Paris, 31 Lieues. Nur 2—3 Minuten zum schnellsten Wechsel der bereitstehenden Pferde auf jeder Station; wehe dem Reisenden, der nicht gewohnt ist, viele Stunden ohne alle Erfrischung zu bleiben, oder sich nicht damit weislich versehen hat. An Schlummern im Wagen ist auch nicht zu denken; dazu lässt es das luftige Gesindel über den Häuptern auf dem Verdeck durch sein endloses Schwatzen, Pochen, Scharren nimmermehr kommen. — Je näher der Hauptstadt, desto glänzender werden die Umgebungen. Der Blick auf Neuilly, der Boulogner Hain (bois de B.), die vielen, zum Theil geschmackvollen Landhäuser auf beiden Seiten der breiten Straße und die Einfahrt in die vielgepriesene barrière de l'Etoile, — Alles das und manches Andere verkündet Glanz und modernen Geschmack im Aeussern; — die am frühen Sonntagsmorgen (es war 5½ Uhr) in gemeiner Wochen-Arbeit und -Kleidung thätigen Menschen, die Lastwagen und Lastthiere, bezeugen den herrschenden Sinn und Geschmack im Innern.

Nach flüchtiger Besichtigung meines Gepäcks im Posthofe fuhr ich in einem Cabriolet in das **Hôtel d'Angleterre, rue des petits Augustins**, nahe den Tuilerien, wo ich bei dem redlichen evangelischen Wirthe **Biellair** auf mitgebrachte Empfehlung meines in Berlin weilenden Freundes, des Pariser lutherischen Pfarrers **Verny**, freundliche Aufnahme, reinliche, anständige Zimmer und nur evangelisch-christliche Mitbewohner fand.

Vierzehntes Kapitel.

Religiöser Zustand Frankreichs. — Der Romanismus und die evangelische Kirche. — Evangelische Kirchenverfassung. Universitäten. Montauban. — Gläubige und Rationalisten.

Auf dem neuen Boden fand ich mich zugleich in ein ganz neues kirchliches Gebiet und Leben versetzt, und erblickte hier bald einen Kampf, der dem in England geführten nach Prinzip, Zweck, Form und Mitteln ganz entgegengesetzt war; — einen wunderbaren Kampf, dessen Ausgang, er falle wie er wolle, von dem bedeutendsten und entscheidendsten Einflusse auf die ganze christliche Kirche, nicht nur Frankreichs, sondern der Welt, sein wird. Dieser Kampf hatte grade wenige Wochen vor meiner Ankunft durch die offene und entschiedene Erklärung der gläubigen Protestanten Frankreichs gegen die ungläubigen (Rationalisten) den höchsten Grad erreicht. —

In England stehen die beiden kämpfenden Parteien — die Episkopalen und die Dissenter — nicht im Glaubenskampfe gegen einander, sondern im politischen Kampfe; denn jede von beiden zählt der wahrhaft Gläubigen viele. Confessionelle Differenzen gelten mehr nur als gelegentliche und persönliche Streitpunkte. Aber eben daher, weil das irdisch Materielle den streitigen Gegenstand ausmacht, weil Brüder, die im ewigen Wesen des Christenglaubens Eins sind, um zeitlicher Dinge willen, um Rang, irdisches Mein und Dein, bürgerliches Recht und Gewalt einander hassen und verfolgen, so ist der Kampf nicht mehr ein rein christlicher und

bringt der Partei, die äußerlich zu siegen scheint, den größten innern Schaden. Die Episcopalen haben das Staatsrecht für sich, das christliche Glaubensrecht gegen sich. Um nun aber dies letztere für sich zu gewinnen, übergehen sie die Einheit der evangelischen Fundamentallehren, und machen unwesentliche Lehransichten und formale Unterschiede zu Hauptpunkten der Trennung und Feindschaft. So ist die anglikanische Staatskirche äußerlich (staatlich) berechtigt, innerlich (christgläubig) unberechtigt und usurpirend.

Den Standpunkt und das Verfahren der Episcopalkirche gegen ihre dissentirenden Mitbrüder hat in Frankreich die römisch-katholische Partei gegen die vermeinten evangelischen Feinde eingenommen; nur steht sie Hinsichts der Berechtigung zum Streit im umgekehrten Verhältnisse. Sie hat das Staatsgesetz, die Charte, offenbar gegen sich, — dagegen hat sie ihr, allerdings ganz unevangelisches, Glaubens- und Lehrprincip für sich. Sie hat also keine äußere Berechtigung; dagegen meint sie, nach ihrer Weise, eine innere Berechtigung zu haben.

Wie nun die anglikanische Kirche Alles daran setzt, die innere Berechtigung durch polemisches Verfahren, wenn auch nur scheinbar, zu gewinnen, so setzt in Frankreich die römische Kirche eben so unverhohlen und eifrig Alles daran, die Staatsberechtigung zu erringen und die Charte so lange zu ändern, zu beschränken, zu verdrehen, ja geradezu ihrer ausdrücklichen Bestimmung sich zu widersetzen, bis diese für ihre Zwecke passt und ein erschlichenes Recht zur Verfolgung und Unterdrückung der Protestanten giebt. In der Masse des Volks wird es den Priestern leicht, die den Protestanten, dem kleinen, verachteten Häuflein, von der Charte zugestandenen kirchlichen Rechte darzustellen als Eingriffe in das heilige Recht der Nation und der Kirche,

als Beeinträchtigung des Heiligthums, führend zum Verderben des Staates, zu neuer Revolution; denn die erste sei gleichfalls von den Protestanten ausgegangen*), und etwas leiser, aber allmälig dreister werdend, setzen sie dann hinzu: die Julirevolution sei auch nur ein Werk der Protestanten. Die Restauration habe den besten Weg verfolgt zur Vertilgung der Ketzerei; da aber habe sich das illegitime Wesen mit Hilfe der Ketzer der Zügel bemächtigt.

Diese geheimen und eifrigen Aufregungen des Volks durch die Priester sind der Regierung nicht unbekannt geblieben; wusften sie doch sogar bis an den Hof, bis zum Throne zu dringen und sogar das Gemüth der Königin zu ängstigen. Und so ist es denn geschehen, dass König und Minister aus politischer

*) „Voltaire, Rousseau, d'Alembert, die Encyclopädisten waren Protestanten!" Das ist eine Behauptung, die man unaufhörlich in Frankreich, selbst von sogenannten aufgeklärten Leuten, hört und in unzähligen Schriften ohne Weiteres hingestellt findet. Man sieht daraus, wie wenig mit einem so schwankend hingestellten Worte die Wahrheit getroffen wird; wie so unbeschreiblichen Schaden es stiften kann. Auf meiner spätern Fahrt im südlichen Frankreich, zwischen Tulle und Clermont, that ein feingebildeter Mann jene Aeußerung und schien nicht wenig erstaunt, als ich ihm sagte: „Voltaire und Consorten waren allerdings Protestanten in demselben Sinne, wie seit dem Sündenfalle bis heute noch in allen Ländern alle Rationalisten in allen Confessionen und Kirchen es sind: sie protestiren gegen das Christenthum, gegen die Ehre, die der Mensch dem lebendigen Gott und Seinem heiligen Worte schuldig ist; die wahren gläubigen Protestanten dagegen protestiren allezeit aufs feierlichste gegen die Unehre, welche der verderbte Mensch dem heiligen Gott und seinem Worte anthut, indem er die Ehre, die Gott allein gebührt, der Creatur, der Jungfrau Maria, den Heiligen, dem Papste, dem Priester- und Menschenworte zuerkennt." Und als er weiter fortfuhr: „aber es stehen im Voltaire, u. s. w. noch nicht einmal so greuliche Dinge gegen die heilige Kirche, als in Luther und Calvin;" — so war die Antwort: „Sie haben Recht: jene Witzlinge vermochten gar nicht, den Greuel an heiliger Stätte nach seinem wahren Wesen zu erkennen, und konnten ihn also auch gar nicht, wie sich's gebührt, aufdecken und züchtigen."

Besorgniss immer mehr und mehr Nachgiebigkeit gegen die römischen Verletzungen der Charte zeigen und schweigend zusehen, wo nicht selbst Hand dazu bieten. — Seit einigen Jahren schon ist es von den Evangelischen in Frankreich unverhohlen und öffentlich ausgesprochen und durch unzählige Ereignisse auf das klarste und bündigste bewiesen, dass die Charte von 1830 für sie keine Wahrheit geworden ist, wenn gleich die Julirevolution sie augenblicklich von mancher äußern Noth und Gefahr befreit hat. Sie haben dargethan, dass sie in wichtigen Hauptpunkten hinsichts der freien Ausübung ihres Gottesdienstes jetzt weit schlechter gestellt sind, als zur Restaurationszeit, und viel weiter noch hinter dem vollen Genuss der nach dem sehr unvollkommenen Gesetze vom 18. Germinal an X ihnen bewilligten Rechte stehen. Ihrer freien kirchlichen Entwickelung und Thätigkeit, ihren gottesdienstlichen Versammlungen in Privathäusern an den Orten, wo noch keine Kirchengebäude errichtet sind, der ihnen laut der Charte zustehenden Bildung neuer evangelischen Gemeinden und Anstellung von Predigern an denselben, werden immer trotziger neue, täglich sich häufende Schwierigkeiten entgegengestellt. Das Recht, ihre evangelischen Kranken in bürgerlichen und Militair-Hospitälern, ihre Gefangenen in den Kerkern geistlich zu besorgen, wird ihnen bestritten und gewehrt, oft ganz unmöglich gemacht*); die freie Wahl, wie das freie kräftige Lehren evangelischer Aumôniers für die evangelischen

*) In Nimes hatte sich, wenige Tage vor meiner Ankunft, Folgendes ereignet: Eine evangelische Frau in dem dortigen Hospital, seit längerer Zeit krank liegend, hatte auf vieles Bitten es endlich von dem Aufseher erlangt, dass ein evangelischer Seelsorger an ihr Leidensbette gerufen wurde. Während dieser sie tröstet und mit ihr betet und alle Anwesende samt dem Aufseher andächtig und aufmerksam Theil nehmen, stürzt eine soeur grise (katholische barmherzige Schwester) in das Krankenzimmer, fährt zunächst den Aufseher leidenschaftlich an, dass er sich solches unterstanden habe, ohne sie zu

Schüler der gemischten Unterrichtsanstalten wird auf alle Weise beschränkt, den römisch Katholischen, wider das ausdrückliche Gesetz, öffentliche Procession in Städten, wo evangelische Gemeinden sind, gestattet. Die römischen Geistlichen üben eine unumschränkte Gewalt über die unteren Behörden, zumal in den kleineren Provinzialstädten, und suchen den Grundsatz immer mehr geltend und dem Volke geläufig zu machen, als sei die evangelische Kirche nur eine geduldete (tolerirte), nicht gleich berechtigt mit der katholischen. In dem Budget ist den Evangelischen bei weitem noch nicht die ganze, nach der Charte ihnen zustehende Summe zugewiesen, die man doch den Juden pünktlich zum Vollen zahlt u. s. w. u. s. w.

Die durch Gottes Gnade bedeutend wachsende Gemeindezahl der Evangelischen steigert den Neid und die Umtriebe der römischen Priester aufs äußerste und verleitet sie zu Verläumdungen, falschen Anklagen, Controverspredigten, ja zu Gewaltthätigkeiten, zu denen sie das Volk, insbesondere gegen die Bibelverbreiter und gegen die zu gemeinsamer Andacht versammleten Evangelischen aufregen. Besonders wissen die Priester die Benennung der protestantischen Geistlichen: „Ministre“, gehässig zu machen, als anmaßend und die Regierung verhöhnend. In Nerac im südlichen Frankreich gerieth im Frühling dieses Jahres der würdige Geistliche Hofemann (jetzt in Paris) in einer Abend-Betstunde durch einen großen Volkstumult in Lebensgefahr. Schon auf dem Hingange zur Kirche hatten einige Volksgruppen Verwünschungen und Schmähungen gegen ihn ausgestoßen. Während der Andacht ward der Lärm

---

befragen, und spricht Verwünschung und Verdammung über die andern Kranken aus, dass sie auf Ketzereien achteten; — und der evangelische Seelsorger musste sich augenblicklich entfernen; Zimmer und Haus wurden sogleich durchräuchert und gekehrt.

auf der Straße immer größer. Man warf Steine durch die Fenster, drohte gewaltsamen Einbruch und Zertrümmerung und von allen Seiten ertönte der Ruf: vive le roi! le ministre à la lanterne! Die Gemeinde wollte den treuen Hirten nicht hinausgehen lassen, wollte ihm mit Gewalt Bahn machen durch den wilden Haufen. Er lehnte es ab und ging, fest auf Gott vertrauend, durch die schreiende Menge, die, wie versteint über solchen Muth, ihn anstaunte und ruhig seines Weges ziehen ließ.

Worin, fragt man im südlichen Frankreich, sind denn diese mit so hohen Worten gepriesenen Freiheitszeiten unterschieden von den Bluttagen der Restauration, wo die Herzogin von Angoulême, la tigresse (so nennt man sie allgemein dort), bei uns umherzog und zu Brand und Mord gegen die Ketzer ihre Priester und das Volk entflammte?! Man erzählte mir davon mehre schauderhafte und tief ergreifende Geschichten in Nimes und Toulouse.

Diese immer drohender werdende und von den Behörden geduldete, wo nicht geförderte Stellung der Katholiken gegen die Protestanten ließe ein inniges Zusammenhalten der letztern zur Abwehr der gemeinsamen Gefahr erwarten. Doch daran fehlt viel in Frankreich, und würde überall vielleicht noch mehr fehlen. Die Zahl der Protestanten verhält sich zu den Katholiken etwa wie 1 : 18; noch nicht ganz 2 Millionen der erstern, nicht volle 33 Mill. der letztern rechnet man. So hat denn das kleine Häuflein schon nach außen hin einen bedenklichen Stand; aber einen noch viel schwereren und gefährlicheren nach innen durch die Menge falscher Brüder und die ganze kirchliche Einrichtung. Hierüber ein Wort.

Es besteht für die beiden Hauptconfessionen der evangelischen Kirche in Frankreich das Consistorialverhältniss, von Napoleon durch das bereits angeführte organische

Gesetz, das leider noch Gültigkeit hat, festgestellt. Dem katholischen Clerus Frankreichs (eben so wie Baierns, Oesterreichs) liegt viel daran, diesen Unterschied und Zwiespalt zwischen den reformirten Consistorien und denen der Augsburgischen Confession zu erhalten, um dadurch den Ihrigen das Zerwürfniss und die Einigungsunfähigkeit und Nichtigkeit der evangelischen Kirche eben so schlagend und augenfällig, als abschreckend zu zeigen.

Die Einrichtung und Verfassung von beiderlei Consistorien und ihr Verhältniss zur Regierung ist aber eine wesentlich verschiedene.

I. Die Lutherischen Consistorien haben an ihrer Spitze ein Generalconsistorium, das in Strasburg seinen festen Sitz hat. Ein Laie (jetzt Baron v. Türkheim) ist Präsident, vom Könige ernannt; außer ihm zählt es 8 Mitglieder: 2 geistlichen, 6 weltlichen Standes. Daneben, oder vielmehr darüber, steht das Directorium, aus 6 Männern gebildet, unter demselben Laienpräsidenten, mit nur Einem Geistlichen (inspecteur ecclésiastique), jetzt Herrn Jean Böckel, Einem Laiensekretär (Hrn. Kern, Dr. der Rechte), 2 vom Generalconsistorio erwählten Laienmitgliedern und 1 vom Könige ernannten, dem Advocaten Klauhold, der gleichsam Staatsanwalt ist.

Die Gesamtzahl der 230 Lutherischen Geistlichen ist unter 6 Inspectoren in 31 Consistorien vertheilt, welche, mit Ausnahme des Pariser, sämtlich in den 8 östlichen Departements sich befinden. Die Inspectionen ressortiren vom Generalconsistorio in Strasburg, das allein mit dem betreffenden Minister des öffentlichen Unterrichts und der Justiz in Verbindung steht. Zu den wirklichen Mitgliedern der Consistorien gehören sämtliche angestellte Geistliche eines jeden der 31 geistlichen Bezirke: ihre Zahl ist verschieden, einige Consistorien zählen 6, die stärksten 11 Mitglieder. Das einzige Pariser Lutherische Consistorium

hatte lange nur 3 Mitglieder (die Herrn R. Cuvier, Präsident, Verny und Meyer), bis als viertes im Jahre 1841 der ausgezeichnete Redner Valette, früher preußischer Gesandtschaftsprediger in Neapel, nach Paris berufen wurde. — Jedes Consistorium hat seinen besonderen, vom Generalconsistorio ernannten, bleibenden Präsidenten. Offenbar ist das Generalconsistorium und sein Directorium nur der Form nach und von Staatswegen eine geistliche Oberbehörde zu nennen.

II. Die Geistlichen reformirter Confession haben 90 Consistorien in 56 Departements des ganzen Landes vertheilt, welche zusammen 421 angestellte Prediger und 11 Suffragane, nebst mehren ordinirten Candidaten (ministre du St. Évangile) zählen. Diese Consistorien stehen unter sich in keinem officiellen Verbande, haben auch kein Oberconsistorium oder gemeinsames geistliches Directorium, sondern ressortiren unmittelbar von dem Minister vermittelst ihres Präsidenten. Einige dieser 90 Consistorien haben nur zwei geistliche Mitglieder, von denen dann das eine zugleich Präsident (vom Minister ernannt) ist; keines zählt mehr als 8 Geistliche; aber ein jedes hat, nach der Presbyterialverfassung, seine Laienmitglieder (anciens, Aeltesten). Jedes Consistorium hat das Recht, für sich allein, oder in Uebereinstimmung mit andern gemeinsam, Petitionen dem Minister einzusenden. So hatte im April d. J. der rationalistische Pfarrer Jaquier, Präsident des kleinen, nur aus 2 Geistlichen bestehenden Consistorii in Clairac (Depart. Lot et Garonne), eine Denunciation gegen die Orthodoxie der theologischen Facultät zu Montauban an den Minister gesendet, die von einer bedeutenden Zahl gleichgesinnter Geistlichen mitunterzeichnet war.

Jede der beiden Confessionen hat ihre besondere Hochschule: die Augsburgische in Strasburg als Gesamtuniversität, die

reformirte in Montauban, als einzelne theologische Facultät mit 6 ordentlichen Professoren, von denen 4 entschieden gläubig sind. Von den letztern ging besonders ein neues evangelisches Leben seit etwa 15—20 Jahren in Frankreich aus, das auf wunderbare, erfreuliche Weise sich schnell Bahn machte und, so Gott ferner Gnade schenkt, eine gänzliche Wiedergeburt der christlichen Kirche Frankreichs verspricht. Grund genug für Rationalisten und Katholiken, Montauban und seine Lehrer auf jede erdenkliche Weise anzuschwärzen. Man machte vor einigen Jahren den listigen Vorschlag, die Facultät von Montauban im Süden Frankreichs, dem Hauptsitze der Reformirten, nach Paris zu verlegen; er blieb jedoch durch die vollwichtigen Gegengründe der Professoren und vieler Consistorien unausgeführt. Offenbar aber sind die Hilfsmittel der kleinen Universität für die zu geistlichen Aemtern erforderliche Zahl der Studirenden unzureichend. Ich will, was ich darüber an Ort und Stelle aus dem Munde des ehrwürdigen, trefflichen Consistorialpräsidenten Marzials in Montauban erfuhr, hier sogleich einschalten.

Die Hochschule ist für 80 Studenten eingerichtet, zählt aber jetzt nur 52. Der ganzen Freistellen (bourses) sind 40, der halben 21. Doch müssen die Eltern auch zu jenen mindestens noch 200 Francs jährlich zuschießen, daher nur bemittelte Jünglinge studiren können, wodurch freilich manchem andern Uebelstande gewehrt ist. Der gewöhnlich von 18 Jahren Eintretende muß bachelier en philosophie (Baccalaur der Philosophie) sein und seine Zeugnisse vom College mitbringen. Er beginnt seine Studien mit einem allgemein wissenschaftlichen Cursus (cours philosophique), der 2 Jahre währt. Nach bestandenem Examen tritt er in die eigentliche Facultät und studirt 3 Jahre, wohnt den regelmäßigen Vorträgen der

Professoren bei und steht mit diesen in väterlich freundlichem Verhältnisse und unter ihrer steten Beaufsichtigung, wovon ich während meines Aufenthalts im Hause des Herrn Marzials mich zu überzeugen mehrfache Gelegenheit hatte. Die Ferienzeit währt vom Juli bis October. Jährlich werden Preisaufgaben gestellt und von den meisten bearbeitet. Nach beendeter dreijähriger Studienzeit wird das Hauptexamen von sämtlichen Professoren angestellt. Der rühmlich Bestehende wird als Candidat der Theologie aufgenommen und sogleich zum Ministre du St. Évangile ordinirt. Der nicht Bestehende muss weiter fortstudiren.

Wir sehen, dass diese ganze Einrichtung der auf den englischen Landesuniversitäten bestehenden der Form nach gleicht. — In den meisten der Zeit Studirenden war christliches Leben, in vielen kirchlich-christlicher und ernster Sinn. Nur zwei der wohlhabenden waren rationalistisch und gingen mit der Welt. Unter den 23000 Einwohnern Montaubans sind etwa 9000 Reformirte.

Die Evangelischen errichteten vor etwa 8 Jahren in Montauban ein eigenes vorbereitendes Gymnasium (Collège), mussten es aber aus Mangel an Fonds seit 3 Jahren aufgeben und ihre Knaben wieder, wie früher, in das Simultan-Gymnasium schicken; doch haben sie ihren eigenen Aumônier (Religionslehrer und Seelsorger).

Die gläubigen Professoren dieser Facultät stehen mit der zu Genf seit 1833 errichteten evangelisch-theologischen Facultät, sowie mit der Universität zu Lausanne in engem freundschaftlichen Verhältnisse. Die Anstellung der auf diesen beiden Anstalten gebildeten Theologen in Frankreich hat auf Betrieb der Rationalisten von Seiten der Regierung bedeutende Hindernisse gefunden, obgleich die von der ältern, entarteten rationalisti-

schen, Universität Genf (der vénérable compagnie) ausgehenden Candidaten in Frankreich zu Predigtämtern zugelassen werden. Die Rationalisten hoffen auf diesem Wege den Pharisäer-Sauerteig sich zu erhalten, der trotz ihrer angestrengtesten Bemühungen in Montauban rein ausgekehrt wird.

Die oben angegebene Gesamtzahl der Geistlichen beider Confessionen, 662 angestellte Prediger, auf fast 2 Millionen Protestanten vertheilt, giebt für jeden Einzelnen im Durchschnitte 3000 Seelen; — eine schwer zu bestreitende Arbeit, die durch die weit umher zerstreuten Wohnorte der Pfarrkinder in's Unausführbare geht. Dazu kommt eine sehr geringe Besoldung, die für die meisten nur 1200—1500 Francs jährlich betrug, in diesem Jahre jedoch auf 1500—1800 Francs (400 Thlr.) erhöht ist, wobei keine weiteren Stolgebühren gezahlt werden; — ein Einkommen, das ungeachtet der wohlfeilen Lebensmittel, zumal im südlichen Frankreich, dennoch ganz unzureichend ist. Weit vortheilhafter stehen die katholischen Pfarrer hinsichts des Gehalts wie der Arbeit. Am auffallendsten zeigt sich dieses in dem Departement des Deux-Sèvres, wo die protestantische Bevölkerung von 8150 Seelen nur zwei evangelische Geistliche hat, dagegen die katholische von 3500 Seelen acht Priester. Ein gleiches Missverhältniss findet in der Hauptstadt Paris statt, wo 7 reformirte und 4 lutherische Geistliche die Zahl von mehr als 30,000 Protestanten zu besorgen haben. Ich konnte die lieben Brüder durch das Beispiel meines eigenen Vaterlandes zu einiger Ruhe und geduldigem Tragen bewegen, indem ich ihnen berichtete, wie in Berlin für einige Gemeinden von 23 — 30,000 Seelen nur zwei Geistliche bestellt sind, — wie in der Nähe Danzigs einige evangelische Pfarrer 80—90 Ortschaften in einer Ausdehnung von vier deutschen Meilen zu besorgen haben, bei einem Ge-

samteinkommen von höchstens 1500 Francs (400 Thaler), Stolgebühren, Wohnung, Garten, kurz Alles mit veranschlagt, worüber sie denn freilich in nicht geringes Staunen geriethen, um so mehr, da sie von den großen Summen genaue Kenntniss hatten, die in Preussen zu minder wesentlichen, der evangelischen Kirche ganz fremden, ihr vielleicht nachtheiligen Zwecken aufgewendet werden.

Es fehlt den Protestanten in Frankreich, wie bei uns, an einem gemeinsamen Vereinigungspunkte zu freier Entwickelung und Besprechung ihrer Ansichten, zur Berathung und Förderung des Gemeindewohls. Das lutherische Generalconsistorium in Strasburg in seiner jetzigen Form und Beschaffenheit ist dafür ein schlechtes Auskunftsmittel und mag höchstens als ein äußeres Organ zur Besorgung materieller Dinge für Regierung und Geistlichkeit dienen. Den Reformirten fehlt sogar dieses Organ und alle ihre Anträge und Wünsche können nur unter vielen Umständen und Kosten besprochen und mit genügenden und zahlreichen Unterschriften an den Minister oder die Kammern gesendet werden. — Es liegt schon in der Natur der Sache, dass die Präsidenten der bei weitem meisten Consistorien beider Confessionen, da sie nach dem üblichen Weltgange vornehmlich aus den ältern Männern gewählt werden, den Aufklärungssinn der früheren ungläubigen und religiös indifferenten Zeit haben und allem positiv Christlichen feindselig entgegentreten. Erfreuliche Ausnahmen giebt es allerdings. Ich darf hier nur die wahrhaft hochehrwürdigen Männer, Juillerat-Chasseur, Präsidenten des reformirten, R. Cuvier, des lutherischen Consistoriums zu Paris, Chabrand in Toulouse, den 80jährigen Consistorial-Präsidenten Chara in Die (Departement du Drôme) nennen; sie sind aber selten. Und wenn es gleich ein hohes Zeichen göttlicher Gnade genannt

werden kann, daß in so wenigen Jahren seit der Glaubenserweckung beinahe die Hälfte der reformirten Geistlichkeit und ein großer Theil der Lutherischen wahrhafte und eifrige Bekenner des HErrn geworden sind, so steht diesen zur Zeit doch noch eine zahlreiche und durch Widerstand um so trotzigere Schaar Rationalisten, vereint mit jenen ungläubigen Corpsleitern, entgegen, die in einer eben damals erschienenen Schrift eines ihrer bekanntesten Verfechter, des reformirten Pfarrers Coqueret in Paris, betitelt „l'orthodoxie moderne", ihre Bibel und Confessionsbuch zu finden meinen, ohne zu erkennen, daß schon die Ueberschrift des Büchleins eine contradictio in adjecto enthält. — Und wie mag wohl durch solche Consistorialpräsidenten etwas für die Kirche innerlich Heilsames mit einer Regierung verhandelt werden, die sich durch das Beiwort „athé" zu ehren glaubt, weil sie damit einen unparteiischen Standpunkt hoch über allen religiösen Formen und Secten, die im Staate leben, über Katholiken, Protestanten, Juden, Muhamedanern, Heiden mit Recht und nach Pflicht genommen zu haben meint, und die dennoch insgeheim, aus leicht zu errathenden politischen Gründen, welche selbst einen Napoleon fesselten, Rom begünstigt, weil sie der positiven Religionsform der Mehrheit sich nicht entschlagen kann, die schlechte, gehaltlose Form aber zu reformiren bei eigenem Unglauben unfähig ist.

Es gehört zu den unzweideutigsten und schönsten Zeichen des wahren und kräftig lebendigen Christenglaubens, daß er alle die, welche sich in Christo verbunden erkennen, auch zu inniger persönlicher Gemeinschaft in treuer Liebe und kräftigem Wirken einigt. Ob Laien, ob Geistliche, sie stehen alle in Einem Geiste, wandeln in Einem Lichte, und darum haben sie Gemeinschaft unter einander durch Ihn und in Ihm, der das

Haupt Aller ist, auf den sie all ihr Leben und Thun beziehen. Diese Einigkeit im Geiste habe ich im vollsten und höchsten Sinne nur in Frankreich, in der Schweiz und etwa noch in Stuttgart und Bremen erfahren und genossen, großentheils auch in England, zumal auf den englischen Universitäten, wiewohl dort die Dissenter-Discussion bisweilen eine Dissonanz in die Harmonie brachte. Da erfasst und erlebt man so recht die Wahrheit des apostolischen Wortes: „als die Unbekannten und doch bekannt." Die gläubigen Franzosen, geistreich und praktisch gewandt, wissen den feinen Intriguengeist ihrer Gegner wohl zu durchschauen und ihm mit redlicher christlicher Feinheit zu begegnen, immer bereit, nach des Apostels Vorschrift, genügende Antwort zu geben dem, der Grund fordert ihrer Hoffnung und ihres Thuns, bereit, die Unwissenheit der thörichten Menschen durch Wohlthun zu stopfen, gerüstet, den Trotz der Feinde mit dem Schwerte des Geistes zu bekämpfen, — so dass es im höchsten Grade anziehend und belehrend ist, eine Weile Zeuge, und so man will und so weit man kann, persönlicher Theilnehmer dieser regen christlichen Thätigkeit zu sein. Dieser starke Glaubensmuth bei dem Bewusstsein, dass man in Paris, wie eigentlich in ganz Frankreich, auf einem Vulkan stehe, der jeden Augenblick durch politischen oder ultramontanen Fanatismus in Brand zu gerathen droht, diese Milde und schonende Liebe gegen die falschen Brüder, die aber keinen Muthwillen treibt und mit den schlimmsten unter ihnen, den zweideutigen, lauen und halben, nimmermehr fraternisirt, diese unerschütterliche Hoffnung auch in den betrübendsten und niederschlagendsten Erfahrungen und Lagen, wo menschlicherweise nichts zu hoffen ist, — das Alles erregte in meinem Gemüthe die Ueberzeugung: Gott hat etwas Großes mit diesem Lande beschlossen, und wie er es als politische Geißel, zum Stab

Wehe, gebraucht hat für alle Lande, so scheint Er es jetzt als den Stab Sanft in christlich-kirchlicher Beziehung gebrauchen zu wollen.

Die treu Evangelischen beider Confessionen in Frankreich haben zur Erhaltung und Mehrung der Einigkeit untereinander folgende zweckmäßige Mittel ergriffen. Zunächst halten die an Einem Orte wohnenden Brüder innig aneinander und vereinigen sich nicht nur Sonntags, sondern auch an Wochenabenden zu gemeinsamer Erbauung, und in kleinen Kreisen zu Besprechungen, sich gegenseitig ermunternd, berathend, tröstend. Die in einem weiteren Umkreise wohnenden Geistlichen und Gemeindevorsteher halten ähnliche Zusammenkünfte zu bestimmten Zeiten. Sodann wird eine gemeinsame Geistes- und Herzensverbindung aller gläubigen Geistlichen untereinander, sowie die Uebereinstimmung zu kirchlich nothwendigen Unternehmungen erreicht durch die mit ganzer Herzensoffenheit und in wahrhaft christlichem Geiste geführte correspondance fraternelle (brüderliche Correspondenz), deren Vermittelung und pünktliche Besorgung der geistreiche Adolph de Frontin in Dijon übernommen hat. Hierdurch erhalten auch die fernsten und ganz vereinzelt stehenden gläubigen Geistlichen und Presbyterienmitglieder, und durch sie die erweckten Gemeindeglieder, genaue und wahre Kenntniss von dem Zustande und fortschreitenden Leben der evangelischen Gemeinden in ganz Frankreich und der französischen Schweiz, deren rein evangelische Theologen sich dem Unternehmen angeschlossen haben; — und so stehen diese alle in steter Fürbitte, Theilnahme und lebendiger Wechselwirkung für und miteinander.

Sodann haben die gläubigen Seelen zum öffentlichen Organ für das historisch-statistische Kirchenwesen vornehmlich zwei gehaltreiche, mit eben so vieler Umsicht als Geschmack und

Kraft geleitete Zeitschriften: 1) Die seit vielen Jahren bestehenden Archives du Christianisme, jeden Monat 2 Nummern in 2 Folio-Doppelbogen, redigirt von dem trefflichen reformirten Pfarrer Fréderic Monod in Paris, und 2) die Espérance (Hoffnung), wöchentlich 2 Nummern in Folio, erst seit 1842 von dem aus Nerac nach der Hauptstadt gekommenen Pfarrer Hofemann, dessen ich oben schon gedachte, unternommen. — Für wissenschaftliche Gegenstände steht ausgezeichnet da: le Semeur (der Säemann), wöchentlich 1 Bogen in Folio, welcher Beurtheilungen inländischer und fremder philosophischer und theologischer Werke, geistreiche Original-Abhandlungen, Uebersichten, Auszüge und Anzeigen giebt. Seit dem Tode des gelehrten und allgemein betrauerten Stapfer führt der hochgebildete, geistreiche Lutteroth die Redaction, ein edler, stattlicher Mann, großer, würdiger Gestalt, milde und ernst, dessen genaue Bekanntschaft mit deutscher Philosophie und Litteratur, sowie sein scharfsinniger Blick in, und ruhiges Urtheil über die Verhältnisse der evangelischen Kirche in den verschiedenen Ländern, namentlich Hinsichts der Stellung Preussens und Englands zu einander, mich eben so sehr überraschte als erfreute. Leider war er genöthigt, wenige Tage nach meiner Ankunft in die Provinz zu verreisen.

Die Rationalisten, von jener correspondance hörend und die Wichtigkeit jener Zusammenkünfte, sowie den großen Einfluss der Zeitschriften wohl ermessend, haben denn auch Aehnliches unter sich veranstalten gewollt. Redacteur und Beförderer ihrer sogenannten correspondance fraternelle ist der leidenschaftliche rationalistische Fontanès, Pfarrer zu Nimes; und eine neue Zeitschrift: le Lien (das Band), giebt seit Kurzem der schon erwähnte Pfarrer Coqueret in Paris heraus. Da aber in jener keine Wahrheit, in dieser keine Klarheit ist, da

das einseitige rationalistische Wesen mit seiner Bitterkeit, seinem die Personen und nicht die Sache angreifenden liebloſen Witze, seiner hohlen Phraseologie und Oberflächlichkeit jedem Unbefangenen und Denkenden überall schlagend entgegentritt, so können diese Unternehmungen keinen gedeihlichen Fortgang und Einfluss gewinnen. Nur negativ möchte die Zeitschrift das Gute haben, dass sie manchem bis dahin noch befangenen und verblendeten Rationalisten über seine bedenkliche Stellung die Augen öffnet.

Wie wenig aber eine gemeinsame Versammlung zur Berathung über christlich kirchliche Dinge nützt, wenn die Versammelten nicht im tiefsten Grunde über die wesentlichen evangelischen Wahrheiten einig sind und von ihnen aus Alles entwickeln und beurtheilen, wie in dergleichen Versammlungen, aus gläubigen und ungläubigen Männern gemischt, entweder gelehrte wissenschaftliche Abhandlungen abgelesen werden, deren augenblickliches Anhören und Beurtheilen aus dem Stegreif zu keinem Ziele führen kann, oder bei praktischen Dingen von der überall noch größern rationalistischen Mehrzahl nur das Materielle und Aeußere ins Auge gefasst wird, das zeigte sich wiederum so recht schlagend in Paris. Man hatte auch hier die Nothwendigkeit eines gemeinsamen Verbandes aller evangelischen Geistlichen beider Confessionen wohl erkannt, um die gefährdeten Interessen der protestantischen Kirche wahrzunehmen. So ward denn vor einigen Jahren in der Hauptstadt eine Conférence pastorale beschlossen und seitdem alljährlich in der letzten Hälfte des April, in welche die Jahresfeste sämtlicher christlichen Vereine in Paris verlegt sind, gehalten. Gewöhnlich waren 50 — 60 evangelische Geistliche ganz entgegengesetzter Glaubensstellung hier beisammen. Das Darlegen des Nothstandes konnte die Einen wohl erbittern, die Andern tief betrü-

ben, aber über die wahre Abhilfe konnte es bei so durchaus disperater Erfassung des Uebels nimmermehr zu gemeinsamem Beschlusse kommen, weil die Mehrzahl nur Aeußerliches suchte, Ehre, Glanz, Gehaltszulage, persönliche Anerkennung, Münze, Till und Kümmel u. dgl., und dagegen das Schwerste: das ewige Gericht, die göttliche Barmherzigkeit und den Glauben an Jesum Christum dahinten ließ, immer mit der gewöhnlichen Ausflucht, „dies letztere verstünde sich von selbst." — Ein so leeres, erfolgloses Treiben, das überall nur unsäglichen Schaden in den Gemüthern der Versammelten, wie der getäuschten Gemeinden anzurichten vermag, konnten die edlen christlichen Seelen unmöglich länger fortsetzen. So beschlossen sie denn nach ernster Berathung, einen Schritt zu thun, zu dem gleichermaßen die Ehre Gottes und Seiner Kirche, wie ihr Gewissen und die Liebe zu den ihnen anvertrauten Gemeinden sie trieb. Wir müssen diesem Hauptgegenstande ein besonderes Kapitel widmen.

Funfzehntes Kapitel.

Fortsetzung: Société évangélique. Ihre Prediger, Evangélistes, Instituteurs, Institutrices, Colporteurs. Ihre Missionsanstalt (Grandpierre). Ihre Gegner. — Die evangelischen Vereine Frankreichs. — Das Schulwesen. — Die Diakonissen (Vermeil). — Société pour les intérêts généraux du Protestantisme. (Admiral Ver-Huell. Graf Agenor de Gasparin. Hofemann. Fr. Monod). — Die Trennung des Staates und der Kirche. — Vinet.

Mein erster Gang in Paris war über den pont royal durch den steif prachtvollen Tuilerien-Garten, wo so eben die

zahlreiche Palastwache in ihrer geschmacklosen Uniform und Kopfbedeckung, mit eben so geschmacklosem Musikklärm aufzog, — in die gottesdienstliche Versammlung der Chapelle Taitbout, Rue de Provence. Der Gottesdienst begann 11½ Uhr. Die Christen aller Confessionen, auch mehre Katholiken, versammleten sich, bei 300 an der Zahl (etwa 400 fasst der Raum mit den Emporen), pünktlich und ruhig. Der Redner, Herr Bridel, ein junger Mann, erschien in schwarzer, einfach bürgerlicher Kleidung, ohne die geringste Amtsauszeichnung, in Begleitung eines Vorsängers. Er betrat die Canzel und kündigte nach abgelesenem liturgischen Gebet mit den gewöhnlichen Worten: „zur Ehre Gottes und zur Erhebung unsrer Herzen" den Gesang eines Psalmes an, der Vorsänger intonirte die Melodie, und nun ertönte, für mich zum erstenmale in einer Gemeinde, ein schöner vierstimmiger Gesang ohne Orgel, die in der Capelle fehlt. In London hatte ich zwar in der schottischen Capelle in Crown Court etwas Aehnliches, aber nur sehr unvollkommen, 2 und mitunter 3stimmig, gehört. Ich gestehe, dass alle Bedenken, die ich früher gegen die Möglichkeit einer erhebenden und erbaulichen Ausführung solches 4stimmigen Gemeindegesanges öffentlich aufgestellt habe, hier verschwanden. Freilich scheint er mir immer noch nur unter den dort gegebenen Umständen und Bedingungen zweckmäßig und ausführbar: eine in sehr mäßigem und akustisch günstigem Raume versammelte kleine Gemeinde, in der man immer auf einige reine und feste Stimmen für jedes Register rechnen kann, die so viel Musik besitzen, um sofort durch Uebernahme der schwächeren Begleitstimmen diese in ein richtiges Verhältniss zum Cantus firmus des Sopran zu bringen, und wo überdem meistens nur 2 — 3 Strophen feierlich gesungen werden. Es singen zwar alle Anwesenden mit, aber die nicht musikalischen

nur mit halber Stimme. Der vierstimmig ausgesetzte Gesang steht bei jedem Liede der mäßigen Sammlung, die nach reformirter Art nur sehr kurze Lieder enthält, vollständig wiederholt. Freilich hat der berühmte Operncomponist H., der die genaue Durchsicht übernommen, in der Stimmführung und sogar in der gemeinen musikalischen Grammatik Fehler stehen lassen, die ein deutscher Anfänger bei einiger Kenntniß des strengen Stils streng rügen würde. Der musikalische Mitsänger mag sie aus dem Stegreif verbessern.

Die ganze Einrichtung der hellen oblongen Capelle hat etwas freundlich Einladendes. Die Strohsessel, zu dreien an der Rücklehne miteinander verbunden, sind unendlich bequemer für Vorbeigehen und Sitzen, als die verschlossenen Bänke in unsern Kirchen; sie ersparen den Raum und verbannen alles Geklapper des Auf- und Zuschließens. Vermiethete Plätze giebt es nicht, störende Klingesäckel eben so wenig: Mitglieder des Kirchenvorstandes sammeln bei'm Ausgange Gaben.

Die Predigt selbst, frei gehalten, hatte die gewöhnliche Form und deklamatorisch-rednerische Art aller französisch-reformirten Canzelreden: nach einem feierlichen, warmen Gebete, Vorlesung des Textes (Marc. X, 46 — 52), der mit 2 Capiteln aus Jesaias verbunden wurde und die Weissagung mit der gnadenreichen Erfüllung in passende Verbindung brachte; ein entschieden ausgesprochenes evangelisches Bekenntniß von Christo, dem göttlichen Helfer und Hirten, laut der Schrift, ohne alle confessionelle Polemik. Der ganze Gottesdienst währte $\frac{5}{4}$ Stunden.

Die einfache Ordnung, die Ruhe, die ernste Würde der ganzen Feier, fern von allem äußern, die Sinne reizenden Prunk, hat allerdings für die Sammlung des Gemüthes und für die freie Annahme des gepredigten Gotteswortes etwas Förderndes, und wer, von Jugend auf daran gewöhnt, nur dies in der

Gemeindeversammlung sucht und festhält, dem mag wohl alles, was über diese engere Grenze hinausgeht, überflüssig, wo nicht störend erscheinen; sowie in vielen Fällen dem ernst suchenden Gemüthe, das durch Formüberladung des äußern Cultus sich gedrückt und unbefriedigt fühlt, dieser schroffe Gegensatz der Einfachheit ganz zusagen mag. Ein erweckter katholischer Christ, der jetzt fleißig diese evangelischen Versammlungen besuchte, versicherte mich, er sei bei seinem ersten Eintritt gerade durch diese große Einfachheit und geistige Ruhe von der Wahrheit und Kraft der evangelischen Kirche überzeugt worden, und könne jetzt nicht ohne Schauder und tiefes Mitleid an den Sinneverwirrenden Tumult und Glanz der römischen Kirche denken, so sehr er sich auch lange Zeit bemüht habe, alle diese Cultformen symbolisch und allegorisch zu deuten. — Und dennoch gestehe ich, daß mir das Ganze gar zu nackt und nüchtern erschien. Nicht daran denke ich, daß nach Wegräumung der Canzel und der Strohsessel der ganze Raum sofort zum Tanzsaale oder Speisesaale sich geeignet hätte; es fehlte mir aber einmal die Theilnahme der Gemeinde durch liturgisches Mitbeten und ausgedehntern Gesang. Das von der Canzel zu Anfang gelesene liturgische Gebet scheint mir nicht an rechter Stelle; des Gesanges ist zu wenig. Ganz besonders und hauptsächlich aber vermisste ich den Altar, den Mittelpunkt aller wahren christlichen Gemeinschaft zum Gebet und zum Festhalten des himmlischen Einigungsbandes durch den Bund aller Herzen in dem Opfer Jesu Christi. Dies bloße Hinstellen eines Tisches, nur an den Tagen und für die Stunden, wo das Abendmahl wirklich gefeiert wird, giebt der ganzen Handlung etwas Temporäres und Zufälliges und nimmt ihr nach meinem Gefühl ihre nachhaltige Bedeutung: „solches thut zu Meinem Gedächtniss.“ Der stehende Altar ist zugleich erinnernd und mahnend und

Alle immerdar einigend; er ist kein Schmuck, auch kein blos für den Augenblick dienendes Geräth; er ist eine immer neu belebende That, in welcher die ganze Gemeinde ihren wahren Einigungspunkt schon gegeben findet, ohne dass es der weitern Entwickelung und Erklärung durch die menschliche Rede bedarf. So wie sich Auge und Herz zum Altar wendet, wird sich jeder Christ auch sofort der göttlichen Heils- und Lebensquelle bewusst, die Eine gemeinsame für die ganze Welt ist. Man habe die Lutherische oder Calvinische oder Radbertische (römisch-katholische), ja selbst die Zwinglische Ansicht vom heiligen Abendmahl, — das hier Ausgesprochene ist und bleibt der gemeinsame und wesentliche Punkt Aller, und so könnte, nach meiner Ansicht, in einer Kirche eher noch die Canzel fehlen und durch eine augenblicklich bereitete Erhöhung ersetzt werden, als der Altar.

Ich hörte in derselben von Zuhörern ganz angefüllten Chapelle Taitbout an einem andern Sonntage den hochbegabten, ächt evangelischen Prediger Grandpierre, meinen lieben Freund, eben so schön als erbaulich predigen über Galat. 3, 5—14: „von der Gottesfurcht, 1) die aus dem Gesetz kommt, 2) die aus dem Glauben an die Gnade kommt; an einem Sonntag-Abende aber im Oratoire, einem andern größern Tempel der evangelischen Gesellschaft, den mir eben so theuern Fr. Monod, reformirten Pfarrer, mit großem Feuer und Nachdruck und meisterhafter Beredsamkeit über Jes. 15. vor einer gedrängten Versammlung, von der mehre Hunderte aus Mangel an Raum ausgeschlossen bleiben mussten. So fehlte es auch in andern evangelischen gottesdienstlichen Versammlungen, denen ich beiwohnte, keineswegs an ernster und zahlreicher Theilnahme.

Diese ist ganz vornehmlich unter allen Confessionen durch die Société évangélique auf eine ächt christliche

Weise angeregt und wird durch dieselbe fortwährend im Wachsen erhalten. Das ruht nun nicht etwa blos in den ausgezeichneten Gaben und der kunstgemäßen Beredsamkeit ihrer Prediger; — die Rationalisten, auch die Katholiken, haben gleichfalls ganz vorzügliche Redner, wie denn bekanntlich auf Redekunst überhaupt und besonders auf die geistliche, in Frankreich großer Fleiß verwendet wird. Diese nicht zu verachtende Gabe könnte immer nur ein äußeres Moment abgeben, und vermöchte nie ein wahres inneres Leben hervorzurufen; sonst hätte sie dies zu allen Zeiten vermocht, und Frankreich wäre nie in den religiösen Todesschlaf versunken, da es zu allen Zeiten große Canzelredner hatte. Es ist vielmehr die Predigt des lautern und reinen Gotteswortes, wodurch dieses Leben in die Todtengebeine kommt, und das demselbigen Worte gemäße thätige Wirken. Wie diese Gesellschaft in ihrem Beiworte „Evangelische" beides, ihren Ursprung und ihr Ziel, bezeichnet, wie sie, aus dem Gotteswortе hervorgegangen, auch nur durch das Evangelium besteht und für das Evangelium wirkt, und wie aus ihr immer mehr christliche Unternehmungen und Anstalten sich heraus bilden, darüber ein Wort.

Es war ein sehr gering scheinender Anlass, der das Entstehen dieser Société bewirkte.

Adolph Monod, damals reformirter Pfarrer in Lyon, jetzt Professor der orientalischen Sprachen in Montauban, ein jüngerer Bruder des eben erwähnten Pariser Pfarrers, hatte 3 Jahre lang mit Ernst und Eifer das lautere Evangelium in jener Stadt gepredigt und viele Schlafende dadurch erweckt, als er, nach der Apostel Vorschrift und dem uralten heilsamen Brauch evangelischer Kirchenzucht, für seine Gemeinde die Einrichtung traf, dass nicht ein Jeder, der sich einen Christen nenne, zum heiligen Abendmahle gelassen wer-

den dürfe, ohne ernste Rücksicht auf sein Glaubensbekenntniss und seinen Lebenswandel zu nehmen. Er zeigte dies seinem Consistorio an; dasselbe suspendirte ihn 1831 den 15ten April vom Amte und bestätigte seine Absetzung am 19ten März 1832. Der auf diese Weise ausgestoßene Monod bildete darauf eine eigene Gemeinde, in welche er jenen evangelischen Disciplinargrundsatz festhielt: „das heilige Abendmahl kann nur dem ertheilt werden, der im Bekenntniss seiner Sünden Jesum als seinen Heiland gläubig bekennt und dessen Lebenswandel **nicht das offenbare Gegentheil** darthut.“ — Alle ernsten Christen aller Confessionen in Lyon, Reformirte, Lutherische, Baptisten, Katholiken, die lange schon Monods erbauliche Predigten gehört hatten, erkannten die apostolische Berechtigung dieses Schrittes und schlossen sich ihm an. Nothwendige Folge war, dass A. Monod nun nicht mehr als vom Staat besoldeter Geistlicher, sondern als ein von seiner Gemeinde erhaltener Pfarrer dastand. So war denn hier Aehnliches mit der Verfassung der Congregationalisten, deren kirchlichen Gemeindegrundsatz wir oben bei England anführten; nur dass die letztern mit größerer Schärfe ganz offenkundige Beweise der geistlichen Wiedergeburt verlangen, während Monod nur bestimmtes Bekenntniss des Mundes nach Röm. 10, 9. 10., und für den Wandel Ehrbarkeit fordert, das Gewissensgericht aber dem Herzenskündiger überlässt. Wie er nun in seiner Predigt durchaus nur die einfache evangelische Wahrheit, ohne alle Angriffe und Anspielungen auf Secten und Confessionen vortrug, so nahm er auch Jeden in die evangelische Gemeinde auf, der jenen Grund- und Hauptartikel von der Rechtfertigung des Sünders vor Gott bekannte und sein Leben darnach richtete. Dass ihm dafür von vielen Seiten der Vorwurf

des Latitudinarismus (Schrankenlosigkeit) gemacht wurde, dagegen von andern Seiten der ganz entgegengesetzte Vorwurf des Separatismus und der Gewissensbeschränkung, war zu erwarten. Aber bald erhoben sich an vielen Orten Frankreichs und der Schweiz, namentlich in Paris, Strasburg, Toulouse, Nimes, in Genf und Lausanne Tausende, die nicht blos die Richtigkeit des Grundsatzes und seine absolute Nothwendigkeit zum Bestehen einer wahren evangelischen Kirche erkannten, und es einsahen, dass in der Abstellung dieses uralten apostolischen und reformatorischen Disciplinarverfahrens der eigentliche Grund des kirchlichen Gemeindeverfalles zu suchen sei; sondern die auch sofort Monods Beispiel nachahmten: „Predigt des reinen Evangelii von der Buße und dem Glauben an alle Menschen; Gemeinderecht und Genuss aber nur für diejenigen, welche die Predigt frei und freudig annehmen, Jesum Christum als ihren Herrn und Erlöser bekennen, und diesem Bekenntniss nicht durch die That widersprechen."

Zunächst trat nun für alle diese dieselbe Folge in Beziehung auf das Staatsverhältniss ein, wie bei Monod: So ganz verkannte das, was sich Kirche nennt, sein Wesen und sein Wohl, dass die Consistorien, aus materieller Besorgniss wegen Ehren- und Gehalts- und Stellenverlustes, das Heiligthum lieber von Wölfen und Säuen zerstören und zerwühlen ließen, als die wichtige und, da sie einmal angeregt war, nicht mehr zu umgehende Angelegenheit entschieden durchführten. So blieb es denn nun einzelnen gläubigen und entschlossenen Geistlichen überlassen, in's Werk zu richten, wozu sie nach Gottes Wort berechtigt und verpflichtet waren: (Matth. 7, 6). Sie traten an jenen Orten zusammen und bildeten unabhängige Gesellschaften, denen der Staat, zufolge des bestehenden Gesetzes freier Religionsübung, nicht direct entgegen treten konnte. In

Paris constituirte sich die Gesellschaft im April 1833; ihr schloss sich bald darauf die zu Strasburg an und mehre im südlichen Frankreich. Früher aber, schon im Jahre 1831, hatte sich die Evangelische Gesellschaft zu Genf gebildet und eine christlich-theologische Facultät im Gegensatz der bestehenden entarteten Universitätsfacultät gestiftet. Ueberall nun traten die zu wahrem Leben Erwachten freudig bei, und wenn auch mehre gläubige Geistliche noch in ihrem früheren Verhältnisse zur Staatskirche blieben, so bekannten sie doch von Herzen jenen Hauptgrundsatz der Société évangélique, suchten ihm in ihren Gemeinden Geltung zu verschaffen und nahmen an allen sich nun von selbst frei entwickelnden Unternehmungen der Gesellschaft thätigen Antheil. Zu diesen letztern gehörte nun zuerst und vornehmlich die freie Verkündigung der Evangelischen Wahrheit, rein und allein nach heiliger Schrift, durch das ganze Land. Sie bestellen zu diesem wichtigen Geschäfte ordinirte Candidaten der Theologie, denen allein die Sacramentverwaltung zusteht; sodann Evangelisten, deren Geschäft es ist, das Evangelium einfach biblisch zu verkündigen; Instituteurs und Institutrices, die zur weitern Unterweisung, besonders der Jugend, feste Wohnsitze an den erforderlichen Orten nehmen; Colporteurs, welche Bibeln und Neue Testamente überall verbreiten, und zwar verkaufen, seltener auf Zeit verleihen. In den 9 Jahren ihres Bestehens hat die Gesellschaft 35 Candidaten, 17 Evangelisten, 31 Lehrer und 16 Lehrerinnen, 28 Colporteurs unterhalten. In dem eben abgelaufenen Gesellschaftsjahre waren 25 ordinirte Candidaten, 1 Laiendirector für die Normalschule, 8 Evangelisten, 17 Lehrer, 11 Lehrerinnen und 7 Colporteurs, zusammen 68 Agenten, in Thätigkeit. Diese Bibelverbreiter erhalten eine ganz genaue Anweisung für ihr Verfahren, wie für die Orte ihrer

jedesmaligen Wirksamkeit von einem Geistlichen. Sie werden immer zu zweien, nach des Herrn Anordnung und Seiner Apostel Vorgange (Luc. 10, 1), ausgesendet an Einen Ort, müssen genaue Tagebücher führen und dem Vorstande der Gesellschaft einsenden. Ich sah in Toulouse zwei dieser einfachen christlichen Männer bei dem ehrwürdigen Chabrand: sie waren von ihrer Missionssendung heimgekehrt, berichteten und erhielten grade an dem Tage meines Aufenthalts Anweisung zu erneuetem Auszuge. Andere treue und gewandte Boten sprach ich in Lyon, die in dieser großen Stadt selbst, als colporteurs évangélistes, das Wort Gottes vertheilten und zugleich an's Herz legten, und zwar mit sehr gesegnetem Erfolge.

Es ist in der That zu bedauern, dass unsere deutschen christlichen Vereine, mit wenigen Ausnahmen in Westphalen, nicht auf Anstellung von Colporteurs bedacht sind. Und doch wären diese Männer nebst den Evangelisten, wenn sie so sorgfältig gewählt und angewiesen würden wie in Frankreich, die besten Pastoralgehilfen. Wer die in Preussen durch die Gnade frommer Könige bewilligte und allerdings nicht genug zu preisende freie Postsendung religiöser Vereinsschriften als einen genügenden Ersatz für die uns fehlende Colportage ansehen wollte, der würde Todtes dem Lebendigen in seiner Kraft gleich achten. — Nach einer Mittheilung des Herrn v. Pressensé in Paris ist das Wirken der Colporteurs gleich einem Feuer, das immer stärker emporlodert und am Ende seinen hellen Glanz und seine Lebenswärme über ganz Frankreich verbreiten wird. Sind doch diese Männer selbst lebendige Zeugnisse von der Sinn und Herz umwandelnden Gotteskraft des Evangelii. Denn fast sie allesamt waren früher Katholiken und wurden nur durch das Lesen der heiligen Schrift, die sie von andern Colporteurs empfingen, und durch das christliche Gespräch mit

denselben, zur Erkenntniss der Wahrheit gebracht. Es ist ein überaus bedeutsamer Wink des Herrn, dass Er vorzugsweise bekehrte Katholiken zu diesem wichtigen Werke beruft. Höchst beachtenswerth ist es auch, dass von den 150—160 Personen, welche bis jetzt diese Arbeit in Frankreich vollbrachten, nur 7—8 den Erwartungen nicht ganz entsprachen. Alle übrigen setzten es mit Eifer, Treue und Geschick fort, als Colporteurs, oder als Evangelisten und Lehrer, oder in sonst einer Weise.

Das neueste, eben so heilsame als nothwendige Unternehmen der Gesellschaft war seit dem 14ten Juli 1841 im Gange: eine Normalschule, in welcher, laut dem Berichte vom April 1842, 17 Schüler unter der Aufsicht eines Geistlichen von einem Laiendirector zum christlichen Lehr- und Schulamte erzogen wurden. Die jährlichen Kosten für jeden Zögling betragen 500 Francs (133⅓ Thaler). Fester Glaube und bestimmter Beruf zu dem Amte machen allein zur Aufnahme unter die Zöglinge fähig. Das Unternehmen ist nicht hervorgegangen aus fleischlichem Wetteifer mit der römischen Kirche, die den Unterricht, besonders in den Elementarschulen, gewaltsam an sich zu reißen sucht, und in Errichtung immer neuer „Brüder- und Schwesterschulen" nicht müde wird; sondern wahrer Glaube und Liebe für die in christlicher Hinsicht ganz versäumte Jugend hat dazu getrieben.

Alle diese Unternehmungen heben und bewahren ein freies, rasches christliches Leben und Wirken dadurch, dass keine Abhängigkeit von Behörden Fesseln anlegt und die kostbare Zeit raubt, die Frische der Kraft schwächt. So nur können etwanige Missgriffe schnell beseitigt, gemachte Erfahrungen zur Stelle benutzt werden; so nur vereint sich mit der vollen Einsicht und der reifen, allseitigen Erwägung des Gegenstandes die volle liebende Hingabe des Herzens und der ganzen Wil-

lenskraft an denselben. Die ausführlichen, im höchsten Grade anziehenden und wichtigen Jahresberichte legen der Staatsregierung, wie dem ganzen Vaterlande, ja der ganzen christlichen Welt ihr Wirken vor Augen, und die offen darliegenden Thatsachen bezeugen die Wahrheit des Berichteten. Jedes Jahr giebt Kunde von Erweiterung des Reiches Gottes in Frankreich. In dem eben verflossenen stand oben an die Begründung einer bedeutenden Evangelischen Gemeinde in Saumur, diesem uralten Hauptsitze der französisch reformirten Kirche und der ernsten Wissenschaft. Man kann nicht ohne Grausen und tiefstes Mitleid lesen, wie zuerst 1572 in der Bartholomäusnacht in dieser Stadt gemordet und gewüthet wurde auf Befehl des von den Jesuiten und der blutgierigen Mutter Catharina von Medicis geleiteten Königs Karls IX; wie denn unter Heinrich IV. die evangelische Kirche daselbst wieder einiges Leben gewann, wie aber der bigotte Ludwig XIV., den die Welt den Großen nennt, nach Aufhebung des Edikts von Nantes 1685 alle gottesdienstliche Gebäude in Saumur, unter andern die herrliche Hauptkirche, ein großartiges Denkmal alter Kunst, gänzlich zerstören und die Protestanten so grausam quälen ließ, daß $\frac{2}{3}$ der großen Einwohnerzahl die Stadt und das Vaterland zu verlassen gezwungen wurden. Wie erhebend und ermuthigend muß es nicht für die evangelische Kirche Frankreichs sein, daß grade in dieser Stadt sich jetzt nach anderthalb Jahrhunderten tyrannischer Unterdrückung wieder ein Tempel zur christlichen Erbauung erhebt! Zu der Gemeinde finden sich jetzt allmälig in immer wachsender Zahl die Nachkommen jener gewaltsam zur römischen Kirche getriebenen Urväter. — Auch in Blois, Osse, Sancerre, Verdun waren in dem letzten Jahre neue evangelische Gemeinden errichtet, so daß die Gesellschaft in ganz

Frankreich innerhalb 9 Jahren im Ganzen 58 neue evangelische Stationen für ihre Evangelisten errichtet hat.

Von der Société évangélique ging nach ihrem Entstehen auch eine neue „Bibelgesellschaft für Frankreich und das Ausland" (Société biblique française et étrangère) aus, die sich nicht, wie die viel ältere, schon 22 Jahre bestehende Société biblique protestante blos auf das Bibelbedürfniss der französischen Protestanten beschränken wollte, noch nach ihrem Grundsatze es konnte, sondern allen Confessionen des Vaterlandes, sodann aber den Bewohnern in den Nachbarstaaten, besonders in Belgien, Italien, Spanien, in den Colonien, in Algier u. s. w. das Wort des Lebens zu bringen bereit war. Sieht man aus den Berichten, wie jene ältere Bibelgesellschaft während 22 Jahren etwa 100,000 heilige Schriften (Bibeln und Neue Testamente) in Frankreich verbreitet hat, die jüngere dagegen in 9 Jahren 527,442, jene in dem letzten Gesellschaftsjahre 2,608 Bibeln und 4041 N. Test., diese aber 10,738 Bibeln und 58,630 N. Test., so wird man eben so sehr die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit, als die Thätigkeit dieser jüngern Gesellschaft anerkennen, gegen die sich bei ihrem Entstehen viele gutgemeinte Einwendungen erhoben, als werde sie die Kräfte zersplittern und den Segen verkümmern. Lobende Anerkennung verdient es, dass ein Frauen-Bibelverein jener ältern Bibelgesellschaft mit regem und gesegnetem Eifer hilft. Der Bericht dieses kleinen, aber treuen Vereins enthält rührende und hocherfreuliche Züge und belehrende Erfahrungen, welche die lieben christlichen Frauen bei ihrer Bibelvertheilung gemacht haben.

Dass die Société évangélique auch in die viel ältere, schon 18 Jahre bestehende Missionsgesellschaft (Société des Missions évangéliques chez les peuples non chrétiens

établie à Paris) ein neues, regeres Leben gebracht hat, ist unverkennbar. Waren es doch grade jene großen Gesellschaften, Bibel-, Missions-, Traktat-Gesellschaft, die lauten und herrlichen Zeugen des wiedererwachten evangelischen Lebens, die, gleich bei ihrem Entstehen, unbewusst den Grundsatz der Société évangélique von dem evangelischen Zusammenwirken für Ausbreitung des Reiches Gottes ohne alle confessionelle Absonderung und frei von aller Einmischung der Staats- oder Kirchenbehörden, befolgten und in gänzlicher Unabhängigkeit von der Staatskirche und ihren Beamten wirkten. So musste denn wohl das bewusste Erfassen und Durchführen dieses Grundsatzes der christlichen Thätigkeit einen neuen Aufschwung geben. Präsident der Pariser Missionsgesellschaft ist der edle, ächt christliche Seeheld, Graf Ver-Huell, Pair von Frankreich und Vice-Admiral, Mitglied des Consistoriums der reformirten Kirche von Paris, ein 80jähriger, aber immer noch kräftiger Greis, von innerer Lebensfrische, dessen hohe, würdige Gestalt, verbunden mit herzlicher Freundlichkeit und Offenheit, mir eben so viel Achtung als Vertrauen einflößte. Es war mir höchst interessant zu sehen, wie in diesem reinen Gemüthe die treue Anhänglichkeit an Napoleon, mit dem Graf Ver-Huell viele Jahre im freundschaftlichsten Verhältnisse gestanden hatte, der entschiedenen reinchristlichen Gesinnung und Kraft keineswegs widersprach. Napoleon hatte eine so hohe Meinung von des Grafen Heldenmuth und Kriegskunst, dass er im Jahre 1815 auf dem englischen Kriegsschiffe, welches ihn aufnahm, laut äußerte: „Wäre mein Ver-Huell mit seiner Flotte hier gewesen, gewiss, er hätte mich durch die belagernden Engländer frei und siegreich hindurchgeführt!“ — Hocherfreulich aber war es mir, in demselben Manne eine innige Liebe zu meinem theuern Könige zu erkennen und ihn in jugendliche

Begeisterung gerathen zu sehen, als ich ihm einige Züge der edelsten christlichen Gesinnung und Kraft von demselben erzählte. — Der edle Greis war so eben erst von einem bedeutenden Krankenlager genesen, das seine vielen Freunde um sein Leben besorgt machte. Mit Freuden widmete er die neu geschenkte Kraft dem heiligen und segensreichen Kampfe in der Sache und unter dem Panier des höchsten himmlischen Feldherrn.

Die Missionsgesellschaft hat ein Seminar, das unter der einsichtsvollen und kräftigen Leitung des geistreichen gelehrten Grandpierre steht. Ich wohnte dem Unterrichte bei, so wie ich öfter Zeuge des häuslichen Lebens in diesem Missionshause war. Die lebendige, immer auf die innerliche Gesinnung, auf Herz und Leben gerichtete Anwendung der sorgsam und gründlich erläuterten und aus der ganzen Schrift begründeten Lehre, die gründliche und klare Entwickelung der Bibelstellen nach Sprache und Inhalt, die treffliche Methode, die zu steter Selbstthätigkeit der Schüler führt, die Wärme und Schönheit in Sprache und Vortrag des Meisters, wodurch der Schüler zugleich die beste praktische Anweisung zur Redekunst erhält, sodann das liebevolle, freundliche und doch angemessene Verhältniss zwischen beiden, dazu das edle Familienband, welches die Seminaristen an das Haus ihres liebenswürdigen Directors und seiner trefflichen Gattin knüpft; — das Alles muss jeden christlichen Beobachter mit inniger Freude erfüllen und die schönsten Hoffnungen für die Brauchbarkeit und segensreiche Wirksamkeit dieser Jünglinge erregen. Und diese Hoffnungen sind bereits durch viele ausgesandte Missionare erfüllt. Das Hauptfeld ihrer Wirksamkeit ist Südafrika. Dort arbeiten jetzt auf 8 Stationen unter den wilden Völkern 8 Missionare mit 6 Gehilfen, von denen 11 durch ihre christlichen Ehefrauen un-

terstützt werden. Die erste Station wurde 1830 errichtet, die neueste 1841. Auf diesen Stationen besuchen 1000 Kinder fleißig die Missionsschulen; 230 Eingeborne, wahrhaft bekehrt, sind getauft und Abendmahlsgenossen, 250 Kinder dieser Heidenchristen sind gleichfalls getauft; 160 Erwachsene sind erweckt und werden zur Aufnahme in die Gemeinde vorbereitet, Tausende aber hören fleißig das Wort! „Was will die geringe Zahl sagen!" schreit Rom spottend. „Wohin **wir** die Schaaren unserer Missionare senden, da werden sogleich Tausende und Hunderttausende in die Kirche aufgenommen!" Die Evangelischen können auf dergleichen täuschenden Schein, der freilich Viele blendet, ungeduldig oder matt macht bei der evangelischen Missionsarbeit, nur antworten, was der Herr selbst Matth. 15, 3 — 9 und 23, 15 sagt, und hinzu setzen: " die wahrhaft bekehrten Heidenchristen bilden unsre rechte Missionsschaar. Den offenkundigen Beweis aber, dass es mit dem römischen Missionswesen wirklich also stehe, wie dort gesagt ist, giebt das neueste Missionsverfahren auf Otaheiti und den Südseeinseln, was allerdings ein höchst betrübendes Ereigniß ist. Grade während meiner Anwesenheit war der französische Consul auf den Sandwichinseln, ein wahrhaft christlicher Mann, nach Paris herüber gekommen, um die Beschwerde der Königin und des Volks, insbesondere noch in Beziehung auf die im Namen der französischen Regierung den Insulanern verheißenen und schriftlich abgemachten, aber keineswegs erfüllten Handelsvortheile bis an den Thron zu bringen. Er stellte uns in einem geselligen Kreise bei Herrn de Pressensé das arglistige Verfahren der römischen Priester gegen die Insulaner recht lebendig in vielen Beispielen vor Augen, fügte aber die Versicherung hinzu, dass von den wahrhaft bekehrten Heidenchristen auch nicht ein einziger sich dem römischen Cärimoniendienst und den lockenden

Vorspiegelungen der Priester hingegeben habe, dass von den noch nicht in die Gemeinde aufgenommenen höchstens 10 von Hundert abgewichen seien. Ganz unverhohlen sagten die Treuen den überredeten Römlingen: „ehe wir zu Euch treten, würden wir lieber unsern alten Nationalgötzendienst erwählen; denn der macht uns die göttliche Verehrung unserer Königin, den unbedingten Gehorsam unter ihren Willen und die Aufopferung für unser Vaterland zur heiligen Pflicht. Ihr aber verlangt, dass wir unsere Königin aufgeben, einen uns ganz fremden Mann als den Stellvertreter Gottes betrachten und uns seinem Worte ganz unbedingt unterwerfen sollen; ihr kommt und nehmt uns unser Vaterland, ihr verlangt, dass wir noch viel mehr eitle Cärimonien begehen sollen, als wir früher in unserm Heidenthume beobachten mussten. Wir sind durch das Evangelium und seine Boten frei geworden von den Greueln der Wollust, der Mordlust, des Raubes, des ewigen Haders und Blutvergießens, der Völlerei, des Trunkes u. s. w., und ihr reget diesen Höllenzustand wieder in unserm Volke auf!“ Er meinte, es werde Rom eben so wenig gelingen, das Evangelium auf jenen Inseln, wo es einmal so tiefe Wurzel gefasst, auszurotten, selbst wenn die evangelischen Missionare durch treulose Politik gewaltsam verjagt würden, als es der blutgierigen Madagassenkönigin damit gelingen könne. Außerdem theilte er uns noch viel Belehrendes und Interessantes mit über die Art der evangelischen Bekehrung der Insulaner, an der er 12 Jahre lang mitgearbeitet hat, über die Weise, sie zu christlichem Familienleben und geordnetem Haushalt zu führen, über den großen Eifer und die rührende Herzenshingabe derer, die sich einmal entschieden durch rechte Buße zum Heiland gewendet u. s. w., — Dinge, die alle Anwesende zwar schon aus den Berichten der Missionare kannten,

die aber aus dem Munde eines unmittelbar dabei thätigen und betheiligten Mannes höheren Reiz und gleichsam volle Gewähr, sowie durch die ins Einzelne gehende genügende Beantwortung vielfacher Fragen größere Klarheit und Vollständigkeit erhielten.

Das Pariser Missionsseminar kann für jetzt nur 8 Jünglinge aufnehmen. Es zeigt sich aber die lebendigste Theilnahme der evangelischen Christen auch für dieses Werk des Herrn in steigendem Wachsthum sowohl in Frankreich selbst, als im Auslande: Bonn, Carlsruhe, London, Liverpool, Brighton, Brüssel, Utrecht, Stockholm, viele Orte der Schweiz und selbst Bergamo in der Lombardei und einige Orte in Afrika haben Unterstützungen eingesandt; im Vaterlande selbst zählte die Gesellschaft im J. 1842 118 Hilfsvereine, unter ihnen mehre von Frauen errichtet. — Und so wird denn ein eigenes geräumiges Missionshaus, woran es zur Zeit noch fehlt, zur Aufnahme einer bedeutenden Seminaristenzahl geeignet, hoffentlich bald errichtet werden. — Am 25. April 1842 hatte die Gesellschaft 3 Missions-Candidaten in dem großen, gedrängt vollen Tempel des Oratoire zu ihrem heiligen Beruf eingeweiht. Sie waren wenige Tage zuvor, den 19. April, in Gegenwart einer großen Anzahl Geistlicher geprüft worden, und um einen Begriff ihrer umfassenden wissenschaftlichen Vorbereitung im Seminar zu geben, will ich hier nur kurz andeuten, dass sie im Griechischen, Lateinischen, Hebräischen, Holländischen, Englischen, in Exegese, Dogmatik, Kirchengeschichte, Homiletik, endlich noch in dem für die praktische Anwendung Nothwendigsten aus der Anatomie und Medicin geprüft wurden, und nach dem Zeugniss unpartheiischer sachkundiger Männer allgemein sehr befriedigten. — Es war übrigens in einer besonderen Besprechung sämtlicher Geistlichen im Missionshause der Antrag gemacht,

die Missionscandidaten künftig vor ihrer Aussendung in die Provinzen zu senden, theils um ihnen mannigfache Gelegenheit zu eigner Lebenserfahrung und Uebung zu verschaffen und ihre Anstelligkeit zu prüfen, theils um durch ihre Erscheinung die Liebe zum Missionswerk selbst überall mehr anzuregen. Allgemein fand dieser Antrag großen Beifall.

Der gesegnete Erfolg der Société évangélique regte den Wetteifer der Neologen an; durch die Verbreitung ihres selbstgemachten neuen Evangelii wollten sie dem ächten ewigen Evangelio den wunderbar wachsenden Fortschritt hemmen. Sie hatten wenige Monate zuvor in Strasburg eine Société d'Evangélisation pour les Protestants disséminés dans l'Est de la France (Evangelisations-Gesellschaft für die in Ost-Frankreich zerstreuten Protestanten) errichtet. Ein wunderlicher Aufruf sollte diesem wunderlichen Unternehmen Bahn machen. Sie sagen darin unter andern: „unser Hauptzweck ist, unsre protestantischen Brüder gegen eine Kirche zu schützen, die da behauptet, außer ihrem Schooße sei kein Heil; — das Banner unserer Gesellschaft aber trägt die Inschrift: kein Proselytismus! Voll Achtung für die Rechte der Glaubensformen, die nicht die unsrigen sind, beschränken wir uns darauf, die Rechte unsers Bekenntnisses zu schützen." Wer erkennt nicht sogleich, dass diese tolerante Glaubens-Indifferenz mit dem Zweck dieser Gesellschaft, ihr Evangelium zu erhalten, zu schützen, zu fördern, im grellsten Widerspruche stehe. Was soll es wohl bedeuten, wenn sie schreiben: „das große Ziel, das wir verfolgen, ist das Wohl der Kirche unsers Herrn Jesu Christi." Und doch nehmen sie die Juden, die denselben Herrn lästern und verfluchen, zufolge ihrer Achtung vor der jüdischen Glaubensform, unter ihr tolerantes Banner, gehen auch aus Toleranz in die jüdische Synagoge, wie in die römische Messe

und machen den anti-evangelischen Gottesdienst mit. Ist das denn wohl Evangelisation und Wahrnehmung evangelischer Rechte? Doch wir kennen ja dergleichen antichristische Unternehmungen samt ihren Erfolgen auch in Deutschland zur Genüge.

Es giebt nun außer den eben angeführten noch eine große Zahl christlicher Gesellschaften in Frankreich, deren Jahresfeste sehr zweckmäßig zu einer bestimmten Zeit, und zwar in der letzten Hälfte des April, in Nachahmung der Londoner Maiversammlungen und zu anschließender Theilnahme an dieselben, gehalten werden. Dahin gehört die Société protestante de prévoyance mutuelle („Zur Fürsorge und zu gegenseitiger Unterstützung für kranke und leidende Handwerker und Arbeiter"). Sie hatte am 17. April ihr 16. Jahresfest gefeiert; — Die Société de la Morale chrétienne („Christliche Moral-Gesellschaft") am 18. April ihr 22stes. Die letztere hatte für das verflossene Jahr 3 Preisaufgaben gestellt; 6 eingegangene Arbeiten waren gekrönt worden. Nach dem, was ich über das Thun und Wirken dieser Gesellschaft erfuhr, scheint sie gute Werke dem Menschen zu großem Verdienst zu rechnen, bei der unentgeltlichen Vertheidigung der Gefangenen die Menschenfreundlichkeit (Philanthropie) der Gottesfurcht voranzustellen, bei den Preisvertheilungen an die von ihr verpflegten Waisenkinder die Eitelkeit durch Uebermaß des öffentlich ausgesprochenen Lobes in den von Natur stark eiteln Franzosen mächtig zu nähren, — kurz, den Menschen mehr auf den in ihm vorausgesetzten innern Adel und die eigene Kraft, als auf die göttliche Gnade und Macht zu weisen. Den umgekehrten richtigen Heilsweg geht die Société des Traités religieuse (Religiöse Tractat-Gesellschaft), welche am 19. April ihr 20. Jahresfest begangen hatte. Millionen christlicher Schriften sind durch sie vertheilt; der Segen ist groß und wächst mit jedem neuen Jahre

auf's erfreulichste. Die Gesellschaft hat ihre eigene Agentur in der angesehenen Buchhandlung von L. R. Delay (früher J. J. Risler) rue basse du rempart No. 62 zu Paris, deren trefflich geordneter Catalog evangelischer größerer Werke und kleiner Tractaten 84 Seiten umfasst. Dieselbe ausgezeichnete Buchhandlung hält ein Lager von Englischen und Deutschen religiösen Büchern, von Bibeln und Neuen Testamenten in allen Sprachen, von Werken für die Kindheit und Jugend, sowie von den Werken, die in Toulouse von der Société de livres religieux in Neuchatel von der „Gesellschaft für die Uebersetzung christlicher deutscher Werke" herausgegeben werden. Alle christlichen Zeitschriften Frankreichs und des Auslandes findet man hier.

Die evangelische Tractatgesellschaft in Paris rief ähnliche Vereine in mehren Orten Frankreichs hervor, und hier steht vor allen Toulouse voran, wo seit 6 Jahren der regste christliche Eifer und reine aufopfernde Liebe die edlen 3 Brüder Courtois, die dort ein angesehenes Handlungshaus besitzen, trieb, auf eigene Kosten eine große Buchdruckerei zu gründen, lediglich bestimmt zur Herausgabe nicht nur von kleinen Tractaten, sondern auch von größern erbaulichen, ja sogar von wissenschaftlichen Werken, welche mit Genehmigung der christlichen Verfasser zu sehr geringen Preisen verkauft werden. Diese Toulouser Gesellschaft hat mehre Hilfsvereine; vorzüglich wirkt in Bolbec ein Frauenverein überaus thätig durch Verbreitung der heilsamen Tractate, dieser Vorläufer und Einlader zum Lesen der heiligen Schrift, auf welcher sie selber gegründet stehen. In Nimes hat sich seit 7 Jahren schon ein eigener Verein gebildet, der durch 2 Männer diese christlichen Schriften verbreiten lässt (Société de colportage de livres religieux de Nimes). Wie erhebende, rührende Züge von dem stillen, segensreichen

Wirken dieser Tractatenvertheilung, wie reiche Erfahrungen aus der innersten Tiefe des gefallenen und durch die Gnade wieder aufgerichteten Menschenherzens bewahren diese beiden Vereine in den fleißig geführten Tagebüchern ihrer in festem Glauben und christlicher Hoffnung unermüdet thätigen Colporteurs.

Wenn werden wir denn in Deutschland anfangen, die treuen Arbeiter in der großen Ernte des Herrn nicht mehr, oder doch nicht allein, unter den menschlich gelehrten und auf Universitäten gemachten, von den Behörden geprüften und anerkannten Predigern zu suchen, sondern unter denen, „welchen der Herr, Jehovah, eine gelehrte Zunge gegeben hat, daß sie wissen mit dem Müden zu rechter Zeit zu reden," Schriftgelehrte, zum Himmelreich gelehrt! (Jes. 50, 4. Matth. 13, 52.) So allein wären wir im Stande, würdig in Kampf zu treten gegen die äußere Betriebsamkeit der römischen Kirche, die auf eben so unermüdliche als sinnreiche Weise Legionen ihrer Agenten, Emissare, Missionare, Ordensbrüder und Schwestern, und wie sie sonst sie nennen mag, in die ganze Welt aussendet.

Die schon erwähnte protestantische Bibelgesellschaft hatte ihr 22. Jahresfest am 20. April Mittags, die Société évangélique de France ihr 9. an demselben Tage Abends in der Chapelle Taitbout begangen; die evangelische Missionsgesellschaft ihr 18. am 21. Mittags ebendaselbst unter dem Vorsitze des edeln Ver-Huell; die französische und auswärtige Bibelgesellschaft ihr 9. am 22. April Mittags, gleichfalls dort, unter dem Vorsitze des trefflichen T. G. Dobrée. Am 23. April versammlete sich die Gesellschaft zur Belebung des Elementarunterrichts unter den Protestanten („Société pour l'encouragement de l'instruction primaire parmi les protestants") zu ihrer dreizehnten Jahresfeier unter dem Vorsitze des Marquis de Jaucourt. Die Gesellschaft scheint mir, nach allem, was mir

unparteiische und einsichtsvolle Männer darüber berichteten, eben so sehr eines festen evangelischen Grundes, als eines bestimmten leitenden Princips zu ermangeln; und eben deshalb findet sie nur geringe Theilnahme. Ihre letzte Jahreseinnahme betrug nur 9044 Frcs. (=2412 Thlr.), dazu kam ein Bestand des Jahres 1841 von 7297 Frcs. (1946 Thlr.). Von dieser geringen Einnahme von 4858 Thlrn. unterstützte sie 23 Schulen, stiftete 28 halbe Pensionen für junge Leute an der Normalschule und behielt doch noch mehr Saldo als im vorigen Jahre, nämlich 7846 Frcs. (2092 Thlr.). Die Normalschulen sollen nun gewissermaßen unsere deutschen (preußischen) Schullehrerseminare ersetzen; wären sie aber sogar vollkommener als unsere Anstalten, was wäre doch wohl mit solcher Unterweisung wesentlich erreicht, sobald das Eine, was Noth ist, fehlt! Wir wissen sehr wohl, was unser niederes und höheres Schulwesen vor Allem drückt, wissen, dass dieser „Tod in Töpfen" nur durch einen Mann Gottes in heilsame Speise verwandelt werden kann (2. König. 4, 39 fg.), dass keine Theorien und Systeme, keine Geldsummen des Staates und der Communen hier ausreichen. Es ist den gediegenen Christen Frankreichs wie Englands wohl klar, ich durfte es ihnen nicht erst melden, was unserm so hochgepriesenen und in formaler Hinsicht allerdings hoch über dem ihrigen stehenden Schulwesen innerlich fehlt. Durch formales Blendwerk kann sich nur ein Weltweiser, etwa ein Mann wie Cousin, täuschen lassen. Ich darf und mag den Gegenstand hier nicht weiter verfolgen. Nur das Eine: auch hier läuft die römische Kirche den weltweisen protestantischen Theoretikern und Schulmachern den Rang ab. Sie sendet aus ihren Congregationen Schaaren von Lehrern und besonders Lehrerinnen, frères et soeurs genannt, die, mit einer heiligen Firma versehen, besonders die Landgemeinden

heuschreckenartig decken. Sie kosten dem Staate kein Geld, aber sie zehren sein Lebensmark auf. Fast der ganze Süden Frankreichs ist von ihnen in Besitz genommen. Nun, sie lehren jetzt, nach der Jesuiten gepriesener Methode, zur Noth das Lesen und Schreiben und Rechnen, nebenher auch wohl noch dies und das von Geographie und Geschichte, — und das ist ja auch nach unserer Weltweisen Theorie für eine Volksschule die Hauptsache und ganz genug: „die kleine Zahl der protestantischen Kinder mag immerhin dorthin gehen; wie könnte man für ihrer 3—4 eine besondere Schule in jedem Dörfchen oder Städtchen errichten!" Diesem entsetzlichen und gefährlichen Nothstande will nun eben die Société évangélique durch ihre treuen Evangelisten, ihre gläubigen Instituteurs und Institutrices abhelfen, und sie wirkt hierin unbeschreiblich segensreich. Wenn die Gesellschaft zur Belebung des protestantischen Elementarunterrichts mit jener sich auf gleichen Grund stellte und alle Staatsunterstützung und Staatsabhängigkeit aufgebend in rein evangelischer Wahrheit, Kraft und Freiheit mit ihr arbeitete, so würde ihr Wirken sich gar bald anders gestalten. An einigen Orten Frankreichs greift man in der That diese christliche Volksangelegenheit in christlichem Geiste an. In Nimes hat das Comité, überzeugt von der Nothwendigkeit einer christlichen Erziehung, einen Gottesdienst in einer evangelischen Kirche (temple *) an jedem Mittwoch eingerichtet, dem etwa 800 Kinder beiwohnen. Mühlhausen, das durch seine alten Einrichtungen und Erinnerungen immer noch mehr mit Deutschland, als mit Frankreich zusammenhängt, steht in diesem Punkte in der That musterhaft da. Es zählt 11 evangelische

*) Die evangelischen Christen unterscheiden genau zwischen temple (Versammlungshaus) oder oratoire (Predigt- und Gottesdiensthaus) und église (ecclesia, Gemeinde).

Geistliche für 14,000 Protestanten, die trotz der überwiegenden Katholikenzahl doch das innere Uebergewicht behaupten. Die Stadt hat das bedeutende Opfer von 180,000 Frcs. (48,000 Thaler) zur Errichtung eines großen Unterrichtsgebäudes gebracht. Dieses ist eine Art Collège mit einem Director und 35 Lehrern, welche fast 1200 Kinder regelmäßig unterrichten und des Abends 2—300 Arbeiter besonders belehren. Die ganze Leitung der Anstalt ist trefflich, der Unterricht höchst zweckmäßig, gründlich und kräftig, weil evangelisch, — keine bloße Schaustellung und Abmachung mit Worten. — Aehnliches fand ich in Lyon und Toulouse, freilich erst im Entstehen. Dies aber scheint mir überall auch für uns Deutsche der einzig richtige Weg zum Ziele. Uns fehlen die Erwachsenen-Schulen ja fast ganz; denn die hie und da freiwillig errichteten Sonntagsschulen, löblich an sich, können doch für den Zweck nicht ausreichen. Insbesondere aber war, zumal für Frankreich, christlicher Unterricht und Pflege des weiblichen Geschlechts zu berücksichtigen.

Hier kam nun eine Anstalt zu Hilfe, die eine alte schwere Schuld sträflicher Säumniss von Seiten der evangelischen Kirche endlich gut zu machen bestimmt war, das Diaconissenhaus (Maison des Diaconesses ou soeurs de Charité protestantes). Früher schon war in Preussen, zu Kaiserswerth, und später erst wurde in England, in der Schweiz, in Frankreich das Bedürfniss solcher Anstalten christlicher Liebe und Seelsorge tief erkannt, in welchen mit evangelischem Geiste und Sinne geleistet werden sollte, was die römische Kirche einseitig und äußerlich seit Jahrhunderten treibt. Es ist ein Beweis großer Beschränktheit und unevangelischer Einseitigkeit und Aeußerlichkeit, wenn gar Viele in Frankreich, wie bei uns, ihren Protestantismus in den Protest gegen diese Anstalten setzen, weil sie sie für leere Nachahmungen der römischen Kirche, ja

sogar für ein Hinneigen zu derselben ansehen. Wir haben noch Manches aus dieser Kirche aufzunehmen, mit evangelischem Geiste zu läutern und zu durchdringen, den Demant aus dem Kieselneste herauszuholen und ihn, von Schmutz und Schlacken gereinigt, in ächtem Glanze darzustellen, mit Einem Worte, die Geschichte von dem ungerechten Haushalter, Luc. 16, 1—9, die grade in diesem Verhältnisse ihre vollständige und wahre Erklärung findet, nach Jesu Wort recht anzuwenden.—

Das Pariser „protestantische Schwesterhaus" liegt auf dem Wege nach Charenton, dem netten Dorfe, 1 Meile von Paris, wo die Protestanten zur Zeit ihrer Unterdrückung ihre Gottesdienste in der Stille halten mussten. Das Haus ist nicht blos der leiblichen Krankenpflege gewidmet; der heilsame christliche Einfluss, die Seelenpflege steht auch nicht etwa zur Seite; sondern diese trägt jene und belebt die ganze Besorgung, die jedem Leidenden, ohne Rücksicht auf seine Confession, aber immer im Namen und lauteren Bekenntnisse des Herrn gegeben wird. Es herrscht hier also nicht die indifferente Toleranz, die blos dem Fleische aufhilft und die Seele auf ewig verkommen lässt; eben so wenig aber herrscht die starre römische Intoleranz, der zwingende Proselytismus. — Ein geräumiger Betsaal (oratoire) ist nicht nur den Mitgliedern des Hauses, sondern auch der Nachbarschaft zu evangelischer Andacht geöffnet; er war am 24. April d. J. feierlich eingeweiht. Die Präsidenten der beiden protestantischen Consistorien, die trefflichen Männer Juillerat-Chasseur und Cuvier, führten den Vorsitz; eine große Anzahl evangelischer Geistlichen und eine gedrängte Zuhörerschaar fühlte sich durch die begeisterten Vorträge des lutherischen Pfarrers Meyer und des reformirten Vermeil mächtig erhoben. Es waren damals 7 Schwestern in dem Hause, mehre wurden erwartet. Eine in jeder

Hinsicht geeignete Frau führt die Leitung als soeur supérieure. Diese treffliche Frau, eine Wittwe, die lange schon im Stillen das Werk christlicher Krankenpflege im Herzen getragen und liebend geübt hatte, gab nun, da es allgemein und öffentlich angeregt wurde, ihr ganzes Vermögen der neu errichteten Anstalt und, als die Hauptgabe, ihr ganzes Herz und Gemüth dazu. — Man hat, wenigstens für den Anfang, mit diesem Krankenhause noch die Zufluchtsstätte für entlassene weibliche Sträflinge und für Gefallene (die Berliner Magdalenen-Anstalt) verbunden.

In Nimes wohnte ich im September d. J. der Begründung einer ähnlichen Schwesternanstalt bei, wodurch mir ein klarer Blick in das Herz, wie in das praktische und rüstige Verfahren der gläubigen Christen Frankreichs gegönnt wurde. Man hatte daselbst kurz zuvor im Juli in Gottes Namen ein protestantisches Krankenhaus eingerichtet; der unerträgliche Gewissenszwang in dem großen katholischen Stadthospital, das Verweigern evangelischer Seelsorge, dessen wir oben schon erwähnt, hatte dazu genöthigt: kein religiösgesinnter protestantischer Christ wollte ferner in die reich ausgestattete römische Zwinganstalt gehen: er litt und verkam lieber leiblich in seiner elenden Hütte, nachdem alle seine Habe erschöpft, seine Familie, von der nothwendigen Erwerb-Arbeit abgehalten, gänzlich in Elend gestürzt war. Da traten mehre treu evangelische Christen, deren Nimes eine erfreuliche Menge unter sehr vielen, Alles, auch das Evangelium negirenden Protestanten zählt, in thätiger Liebe zusammen und wählten zum Vorstande 10 christlich bewährte, angesehene Männer. Mit der Aufnahme 4 armer, kranker Frauen in einem großen, sehr zweckmäßig eingerichteten Gebäude hatte man den Anfang gemacht. Ein Comité evangelischer Frauen und Jungfrauen führte die tägliche

Aufsicht; zur Pflege war eine wackere Krankenwärterin bestellt; zwei geschickte Aerzte, gleich ausgezeichnet in Wissenschaft und christlicher Menschenliebe, übernahmen die Krankenbehandlung. Nun sollte auch eine Krankenwarteschule angelegt werden. Zu ihrer Begründung kam der treffliche, geistreiche Vermeil nach Nimes. In Paris hatte er vornehmlich die Diakonissenanstalt geordnet, den Frauen, die sich zu dem christlichen Dienst meldeten und als geeignet erkannt waren, einen ordentlichen Lehrcursus gehalten und die allgemeine Theilnahme der evangelischen Christen für das Werk mächtig angeregt. In Nimes war auf den 15. September eine Abendversammlung in dem Hause des edlen Loche Maurel, das zu dergleichen christlichen Unternehmungen stets offen steht, angekündigt, und hier hielt der liebe Vermeil eine Rede, die jeden Anwesenden begeisterte und für das Unternehmen entschied. Es waren zuvor schon Gaben eingesendet; an dem Abende selbst spendete jeder Anwesende, was er bei sich hatte, viele unterschrieben größere Summen. Drei Frauen meldeten sich sofort mit rührender Bereitwilligkeit zum Krankendienst. Der Andrang zur Versammlung war so groß, dass Hunderte umkehren mussten. Unter ihnen war der treue, geistreiche, leider sehr kränkliche Pastor Gardes. Er wollte die Zeit redlich auf den einmal vorgesetzten Zweck verwenden und ging in mehre Häuser der reichen Protestanten, zur Theilnahme anzuregen, meldete uns aber am folgenden Tage, wie bittere Reden und schnöde Abweisungen sein Antrag bei den allermeisten gefunden habe.

Die Art, wie die zum Diakonissenamte sich meldenden Frauen und Jungfrauen geprüft und vorbereitet werden, ist höchst zweckmäßig. Ihr fester Glaube, ihre Demuth, Geduld und Ausdauer, ihr Geschick in Handleistungen, ihre Bereitwilligkeit zu Liebesdiensten wird praktisch im Krankenhause

selbst ermittelt und zugleich geübt; überdem aber erhalten sie noch eine besondere gründliche Anweisung für die Seelenpflege, für die Erziehung und religiös sittliche Behandlung der Kranken jedes Alters, Geschlechts und Standes, ganz auf biblischem Grunde. In Strasburg wohnte ich den zwei letzten Lehrstunden bei, welche der treffliche, gelehrte Professor Scherer dreien angehenden Diakonissen gab; er stellte hier das Resultat des ganzen dreimonatlichen Lehrcursus auf eine überaus anziehende und klare Weise wiederholend zusammen. Es war dabei die Theilnahme, Aufmerksamkeit und geistige Gewandtheit der Schülerinnen nicht weniger erfreulich, als die ungemeine Kraft, Klarheit und Lehrgabe ihres Meisters.

Die Diakonissen besorgen nicht blos die Krankenpflege in den Hospitälern, sondern bilden auch zugleich andere geeignete Frauen zu diesem Geschäfte aus. Sie selbst üben wohl das Liebeswerk außer dem Hause an Individuen, in Palästen wie in niedrigen Hütten. Da sie allesamt den verdienten Ruf feiner Sitte und ehrbaren Wandels haben, so werden sie vorzugsweise von den höchsten Ständen gesucht. Man erzählte mir in Paris höchst erfreuliche Beispiele von dem gesegneten Wirken dieser christlichen Frauen auf Herz und Gemüth nicht nur der vornehmen Kranken, sondern der ganzen Familie, und von der Weisheit, mit der diese Schwestern ihr inneres Thun mit den äußern materiellen Anordnungen und Arzeneien des leiblichen Arztes in heilsame Verbindung setzen, so dass dieser durch sie erst der genauen Befolgung wie der Wirkung seiner Vorschriften gewiss ist. — Die christlichen Schwestern nehmen übrigens durchaus keine Bezahlung oder Geschenk an; die freiwillige Gabe wird von den betreffenden Familien dem Schatzmeister der Anstalt übersendet.

Außer dieser individuellen Krankenpflege übernehmen die

Diakonissen auch die Leitung und Besorgung der Kleinkinder-Bewahranstalten. Die Anstalten zu Paris und Kaiserswerth haben schon mehre ausgebildete Frauen andern Städten, die es begehrten, zugeschickt und mehre aus der Ferne zugesendete oder freiwillig herbeikommende ausgebildet. Leider aber wird die Nothwendigkeit und der Segen dieser Anstalten bei weitem noch nicht genug erkannt, und daher ist die Theilnahme und Unterstützung der Anstalten verhältnissmäßig noch geringe. Der Materialismus, der die Menschen von heute verblendet und fesselt, hält sie für Ausgeburten des Pietismus; daneben stellt sich der Hochmuth, der es nicht demüthig bekennen will, dass bis dahin die Hauptsache in der christlichen Krankenpflege versäumt sei, trotz der glänzendsten und kostspieligsten Hospitalbauten und der menschlich berühmtesten und sorgsamsten Aerzte. Ich darf wohl kaum erwähnen, dass in der Unterweisung der Diakonissen wie in ihrer Wirksamkeit durchaus von keinem Confessionsunterschiede, keinem starren Symbolisiren, keiner unruhigen Proselytenmacherei die Rede sein kann, vielmehr der Hauptpunkt der Belehrung grade darin ruht, das rein evangelische Verhalten, die ächte Duldung, das sanftmüthige Tragen und Führen der Schwachen und Verbildeten lediglich durch den Glauben in Christo Jesu, der durch die Liebe thätig ist und allein vor Ihm gilt, einzuschärfen.

Neben den bis hieher erwähnten großartigen Unternehmungen, haben die Evangelisch-Gläubigen in Frankreich noch eine Menge anderer, welche allesamt aus der Triebkraft des lebendigen Glaubensbaumes als blühende Zweige hervorbrechen, begonnen, und führen sie mit rastlosem Eifer und Alles aufopfernder Liebe und Treue fort. — In Paris besteht schon seit 24 Jahren ein Pensionat für arme protestantische Mädchen, die bis in ihr 16tes Jahr dort christlich erzogen werden; in Saver-

dün seit 3 Jahren ein Waisenhaus für 60 arme Waisen. Für höhere Ausbildung der Jungfrauen giebt es an mehren Orten trefflich eingerichtete Institute; ich will nur das des Herrn und der Madame Enequist in Montauban nennen, welches auf festem evangelischen Grunde das ganze Gebäude menschlicher Wissenschaft, Kunst und Fertigkeit in deutscher Methode aufbaut. Das leitende Ehepaar gehört zur Brüdergemeinde, die unter den Evangelischen in Frankreich derselben verdienten Anerkennung und Achtung genießt, wie in England. Die evangelischen Jünglinge sind freilich in den meisten Fällen noch genöthigt, ihre vorbereitenden Studien in katholischen Collèges zu machen, auf denen nur der Religionsunterricht von protestantischen Geistlichen ertheilt wird. Der sehnliche Wunsch, einige evangelische Gymnasien zu begründen, findet für seine Ausführung immer noch gar zu bedeutende Hindernisse. Um so angelegener lassen sich die treuen Geistlichen die besondere Aufsicht und Leitung der studirenden Jünglinge sein.

Höchst zweckmäßig und nachahmenswerth ist auch der Verein für christliche Handwerksgesellen. Dieser hat eine Handwerksressource (so nennen sie es aus wohl erwogenen Gründen) errichtet. In einem gemietheten großen Saale finden die Handwerker einige der besten Tagesblätter, dazu noch religiös-sittliche Bücher und Schriften. Einige christliche erfahrene und gebildete Männer des Vereinscomités sind jedesmal anwesend, um die Lesenden in der rechten und zweckmäßigen Art der Lectüre zu unterweisen; auch halten sie am Sonntagsabende einen erbaulichen Vortrag. Für jetzt giebt es zwei Locale der Art, eines für die französischen, das andere für die deutschen Handwerksgesellen. Die Gesamtzahl dieser letztern in Paris wird auf 36,000 angegeben, von denen ein großer Theil dort ansässig ist, der größere freilich nur kurze Zeit

verweilt. Die Pariser Gewerksmeister nehmen vorzugsweise deutsche Gesellen in Arbeit, sowohl wegen ihres ausdauernden Fleißes, als wegen ihrer politischen Ruhe, wie mehre Meister mir ausdrücklich bezeugten. Der Lesesaal ist an jedem Abend von 7 Uhr geöffnet und wird täglich mindestens von einigen besucht, von manchen beharrlich. Der zahlreichste Besuch findet natürlicher Weise Sonntags statt, wo von einem Geistlichen ein Capitel der Bibel gelesen, erklärt und praktisch angewendet wird, und zwar auf höchst anregende und belebende Weise durch gegenseitiges Fragen und Antworten des Lehrers wie der Schüler. Ich war überrascht, am 10. Juli, ungeachtet des schönsten und nach schwüler Tageshitze zum Spaziergange einladenden Wetters, über 60 Gesellen der verschiedensten Confessionen und Gewerke und jedes Alters, vom Jünglinge bis zum Greise, hier im Saale, passage Colbert Nr. 6 im 3. Stock, zu finden. Obgleich die Vorträge und Besprechungen bis 10 Uhr währten, so war doch das lebendige Interesse aller Anwesenden viel mehr steigend als abnehmend, und es ergriff mich tief, als ein alter Schneidergeselle beim Abschiede dankend meine Hand fasste und bewegt sagte: „Ich bin 72 Jahre alt; bis vor zwei Jahren noch lief ich in der Welt und mit der Welt und kannte den Herrn Jesum nicht; ich war ein Katholik und doch ein Heide; — Gottlob, jetzt habe ich Ihn gefunden!“

Sehr anregend und erbaulich sind auch die Hausandachten, welche mehre evangelisch-lebendige Geistliche an verschiedenen Wochenabenden in ihren Häusern halten. Zutritt hat, nach Verhältniss der Räumlichkeit, ein Jeder, der den Hauswirth darum anspricht. Die theilnehmenden Männer sitzen an den Wänden des Saales umher, die Vortragenden, die nacheinander die begonnene Bibelerklärung des Hausherrn fortsetzen oder

eine ausführliche Besprechung darüber anregen, unter den andern. So ward an einem Sonnabend von 8 bis 9¾ Uhr bei dem theuern Fr. Monod das 5. Capitel der Apostelgeschichte zuerst von drei Geistlichen in aufeinander folgender Fortsetzung erläutert und praktisch angewendet, sodann noch von einigen Laien manche Frage gestellt, manche passende feine Bemerkung gemacht, die einem zufällig anwesenden anglikanischen Episcopalgeistlichen und Puseyiten, von dessen Nähe wir Sprechende erst nachträglich unterrichtet wurden, Einiges zu hören gab. — Dass bei dieser Hausandacht 17 Frauen und Jungfrauen an einigen Tischen in der Mitte des Zimmers saßen und weibliche Arbeiten geräuschlos verrichteten, war mir anfangs auffallend, bis ich erfuhr, dass es zum Besten der Heidenmission geschehe. Die Frauen sind übrigens in diesen Abendstunden nach apostolischer Vorschrift nur andächtig stille Zuhörerinnen.

Eine überaus heilsame, gewiss auch uns Deutschen sehr empfehlenswerthe Unternehmung der gläubigen Geistlichen Frankreichs besteht ferner in ihren Predigtreisen (tournées de prédication). So reiste der ausgezeichnete Prediger, Adolph Monod, Professor zu Montauban, während der Universitätsferien im vorigen Jahre nach Nimes und predigte nicht nur in der gewöhnlichen Kirchenzeit, sondern auch in außerordentlichen Versammlungen mit einer Kraft und einem Segen, wovon noch während meines Aufenthalts alle seine Zuhörer erfüllt waren. So hatte Professor de Felice aus Montauban während der Osterzeit dieses Jahres eine Woche lang täglich zu großer Erbauung der Protestanten in Toulouse gepredigt, und eben so fortwährend viele andere an andern Orten. Wer wird sich wundern, dass die Rationalisten, deren Kirchen in der Regel leer sind, über diese Reiseprediger ihren ganzen Spott ergießen, sie der Eitelkeit anklagen, die gehässigen Insinuationen geheimer römisch-

katholischer Tendenzen vorbringen? Allerdings gehört auch dieser Punkt zu dem an sich Guten, was wir aus der römischen Kirche in evangelischem Sinn und Geist nachzuahmen haben. Jene Gegner beweisen durch diesen ihren Tadel ganz deutlich, welcher Art ihr Protestantismus ist.

Bedenkt man, wie ausgedehnt diese vielfachen Geschäfte der echt protestantischen Geistlichkeit Frankreichs sind, wie ihre ganze Geistes- und Herzenskraft nicht etwa für ein ruhiges Arbeiten und Schaffen, sondern für ein unausgesetztes Kämpfen mit den römischen und rationalistischen Gegnern in fortwährenden Anspruch genommen wird, so kann es nicht befremden, daß die meisten dieser Männer kränklich und körperlich schwach sind. Man sollte menschlicher Weise meinen, sie müßten der Arbeitslast unterliegen, — aber es trägt und stärkt sie der, dessen Kraft in dem Schwachen mächtig ist und für dessen Sache sie mit einer Begeisterung und Liebe wirken, die eben so erhebend als rührend ist.

Nun hatte sich aber in den erwähnten Aprilversammlungen dieses Jahres etwas begeben, was für die ganze Stellung und Entwickelung der evangelischen Kirche Frankreichs entscheidend zu werden verspricht. Es benutzen nämlich die zu den Jahresfesten aus ganz Frankreich in Paris erscheinenden Geistlichen diese Gelegenheit zugleich zu Pastoralversammlungen. Deren wurden vier auf einander folgend, vom 20. April ab, in der Morgenstunde, von 67 Geistlichen gehalten. Der einzige, große Hauptgegenstand, der hier verhandelt wurde, betraf die Bildung einer Gesellschaft zur Wahrnehmung der allgemeinen Verhältnisse des französischen Protestantismus (Société des intérêts généraux du Protestantisme français). Schon ein Jahr zuvor hatte die Pastoralconferenz den Gegenstand angeregt und der nähern Erwägung eines jeden Mitgliedes em-

pfohlen. Der geistreiche Graf Agenor de Gasparin, ein entschieden gläubiger Protestant und daneben hochgeachtetes Mitglied der Deputirten-Kammer, hatte eine Schrift über den Gegenstand verfasst, deren Hauptpunkte, in 10 Nummern der „Espérance“ vom 15. März bis 15. April mitgetheilt, so allgemeinen Anklang fanden, dass zunächst eine Dankadresse an den Grafen einstimmig beschlossen und sogleich übersandt wurde. Darauf kam folgender Antrag zur Berathung, welchen der wohlmeinende rationalistische Pastor Martin-Paschaud in folgender Weise gefasst hatte: „Die Conferenz spricht den Wunsch aus, dass eine Commission oder Gesellschaft, gebildet aus allen Pastoren der gesetzlich anerkannten evangelischen Kirchen zu Paris, sowie der protestantischen Notabeln in beiden Kammern, nach bestimmten Grundsätzen mit den allgemeinen Interessen des Protestantismus in Frankreich sich beschäftige.“ — So schloss die erste Morgenversammlung. Des folgenden Tages theilte Pfarrer Vermeil zunächst als brüderliche Mittheilung der Conferenz, in seinem und einiger Freunde Namen, mit, daß eine Gesellschaft, wie sie gestern vorgeschlagen worden, bereits gebildet sei und zwar auf das doppelte Princip der Rechtgläubigkeit und der Volksthümlichkeit (d'orthodoxie et de nationalité). Er bezeichnete näher den Zweck und die anzuwendenden Mittel: „keine Aufstellung einer bestimmten abgeschlossenen Confession, keine Verbreitung von Lehren, keine Begründung einer Kirche; sondern ganz einfach und ausschließlich die Vertheidigung aller unserer Interessen und aller unserer Rechte. An dem Verwaltungsausschuss haben nur Mitglieder der beiden gesetzlich anerkannten protestantischen Kirchen Theil, und zwar nur solche, die in dem zu aller Zeit und in allen christlichen Kirchen geltenden Grundlehren, die man als orthodox bezeichnet, zusammenstehen, weil das

Evangelium selbst und die Erfahrung gleicherweise bezeugen, dass nur eine solche innere Einigkeit in den religiösen Ansichten und Grundsätzen der Gesellschaft Weisheit und Kraft verleihen kann, in Frieden und mit gesegnetem Erfolg zu wirken."

Um diesen Punkt der Orthodoxie bewegte sich nun fortgehend die ganze Verhandlung mit großem Eifer, und zwar von Seiten der sich verletzt haltenden Rationalisten und namentlich ihres Pariser Hauptes Coquerel, mit Leidenschaft und Bitterkeit. Die letztern schuldigten ihre Gegner des Separatismus und Exclusismus; es sei inhuman, hart, beleidigend, lieblos, also auch unchristlich, sie um ihrer Ansichten willen von der unmittelbaren Theilnahme an der Geschäftsleitung auszuschließen. Es gebe, erklärten sie nach der gewöhnlichen Rationalistenansicht vom Glauben, keine Einigkeit unter den Orthodoxen. Die neue, willkührlich und hinterrücks errichtete Gesellschaft spreche über sich selbst und ihr Wirken das Todesurtheil; denn wie wolle doch die Regierung ihr, die immer nur den kleinsten Theil der französischen Protestanten darstelle, etwas zugestehen, von dem vielleicht der andere größere Theil der Protestanten nichts wisse, oder ihm wohl gar entschieden entgegentrete?! — Wiederholt machten die Evangelischen bemerklich, es handle sich dabei gar nicht um einzelne Lehren, sondern nur um den Einen ewig unwandelbaren Glaubenspunkt an Jesum Christum den Gekreuzigten. Wer auf dem zu stehen und wirken zu wollen bekenne, der sei ja auch in ihrer Gemeinschaft, die keinen Einzigen ausschließe, wenn er nicht selbst durch offene Verwerfung jenes Glaubensgrundes und Verweigerung des Bekenntnisses sich ausschließe; — wiederholt sagten sie, es handle sich hier auch nicht um gemein materielle Interessen, sondern nur um ernste Vertheidigung und Schützung der evangelischen Kirche, ihrer

Wahrheit und Selbständigkeit in der sichtbaren Welt, im Staate, was ohne ein festes gläubiges Bekenntniss ganz unmöglich sei, vielmehr sich immer nur in einzelne Aeußerlichkeiten und Zufälligkeiten verirre und dadurch dem wahren Wesen der Kirche mehr schade als nütze. Aber vergebens! Endlich ward eine Deputation der Rationalisten an den Grafen A. de Gasparin bestimmt, der sich einige Gläubige mit dem herzlichen Wunsche, dass es nicht zur offenkundigen Spaltung kommen möchte, anschlossen. Hier wurden nun von Pastor Coquerel, als Wortführer, jene Gründe für den Antrag auf eine gemischte Commission für die in Rede stehende Gesellschaft dargelegt. Der edle Graf erklärte schonend, aber fest und entschieden, er müsse bei seiner Ansicht beharren, denn es könne unmöglich eine wahre Einigung und ein kräftiges, gesegnetes Wirken zwischen Gläubigen und Ungläubigen Statt finden.

Und so war denn die Scheidung faktisch und sichtbar vollbracht, wodurch das krebsartige, Mark und Leben der Kirche verzehrende Geschwür einer lügenhaften scheinbaren Einigung zwischen Glauben und Unglauben zerschnitten wurde, freilich nicht ohne tiefen Schmerz, gewiss aber zu innerm Segen. Die Gläubigen hatten schon vor der Conferenz Berichte von der Bildung ihrer neuen Gesellschaft und deren Statuten an alle evangelische Consistorien Frankreichs umgesendet und zur Theilnahme eingeladen. Jetzt traten die Ungläubigen mit großer Betriebsamkeit dagegen auf, erließen Gegenschreiben, warnend, drohend, die Gesellschaft auf alle mögliche Weise schmähend und verdächtigend. Besonders stark zeigte sich hierin zuerst das lutherische Generalconsistorium in Strasburg. Ja es vergaßen die von Rationalisten geleiteten Consistorien sich so weit, dass sie bei Besetzung von Pfarrstellen dem Candidaten einen schriftlich ausgestellten Revers, der Gesellschaft nicht beizutreten, zur Amts-

bedingung machten. Dies Unerhörte geschah z. B. während meines Aufenthaltes in Nimes zweimal; doch einer der Candidaten wies die entehrende unchristliche Forderung mit Ernst ab.

Obgleich der gewaltige Riss Anfangs selbst manchem Gläubigen bedenklich vorkam, so dass er sich noch nicht bestimmt erklärte, so stellte sich dennoch nach offener und beglaubigter Angabe der Archives vom 25. Juni und des gegnerischen Lien von demselben Tage das Verhältniss der Parteien bereits also:

Für die Gesellschaft:	Dagegen:
10 Generalconsistorien.	34 reformirte Generalconsistorien.
20 Sectionsconsistorien.	19 Sectionsconsistorien.
141 Geistliche im Amte.	323 Geistliche beider Kirchen.
(Darunter 15 Lutherische).	
5 Hilfsgeistliche.	
3 ordinirte Candidaten.	

Aber mit jedem Tage gingen neue Erklärungen zum Beitritt von ganzen Consistorien, von Consistorialabtheilungen und von einzelnen Pfarrern ein, und selbst die blinden Leiter in Strasburg mussten, trotz allem Drohen und Befehlen, bald erfahren, dass viele lutherische Geistliche der Gesellschaft beitraten, obgleich sie zwei Pfarrer, die mit ernstem klaren Wort den Unglauben der Zeit und den traurigen Verfall der Kirche in ihren Predigten aufdeckten, ihres Amtes entsetzten.

In dieser neuen gewaltigen Gährung und Aufregung fand ich die Gemüther der Evangelischen in ganz Frankreich während meines Aufenthalts vom Juli bis Anfang Octobers. Dass nur auf dem Grunde des entschiedenen und öffentlichen Christus-Bekenntnisses eine wahre, feste, segensreich wirkende Kirche bestehen könne, wird Jeder einräumen, der nicht betäubt ist vom Taumelkelch der indifferenten Toleranz und Philanthropie und von ihrem seelenverderblichen Sprüchlein: „Lass doch Jeden

glauben, was er will!" Die Katholiken erkannten gar wohl die große Gefahr, die ihnen von dieser evangelischen Kirchenreformation aus drohe. Ein fein gebildeter Abbé in Lyon sagte mir im ernsten Gespräch über die freie Entwickelung der Kirche zufolge der Charte: „Die Rationalisten und die deutschen Philosophen verachten und belächeln wir, haben sie aber gern; denn sie thun unserer Kirche mächtigen Vorschub; — aber die Société évangélique und die Methodisten" — (so nennt man die evangelischen Bekenner in ganz Frankreich) „achten und fürchten wir; denn sie entführen uns viele Seelen." Er sprach dies vielleicht dem Cardinal Staatssecretär in Rom nach, der wenige Monate zuvor, in Gegenwart mehrer Herren Aehnliches laut äußerte. (S. Dixième rapport de la Société évangélique de Genève 1842.) — Wer nun diesen ernsten Kampf scheut, oder ihn mit dem Evangelium des Friedens nicht in rechte Verbindung zu bringen weiß, der wird gar leicht irre und es mag ihm wohl begegnen, was einem sonst braven jungen Geistlichen aus der französischen Schweiz, de M—s, von dem ich schon in London schriftliche Mittheilungen über die conférences pastorales in Paris, wie über die großen christlichen Bewegungen im eigenen Vaterlande las. Der besorgte junge Mann meinte, in der anglikanischen Episcopalverfassung ruhe das Heil und die Rettung der Kirche; aber weder Franzosen noch Schweizer wollen diese annehmen; — und so floh er, den Scheinfrieden in der Uniformität suchend, in den Schoß der römischen Kirche.

Und die bestimmteste Abneigung gegen das anglikanische Episcopalwesen und das verderbliche Princip der apostolischen persönlichen Nachfolge sprachen alle Geistliche, wie alle die evangelische Kirche liebende und das wahre Wesen derselben erkennende Nichtgeistliche in ganz Frankreich eben so stark und entschieden aus, als in der Schweiz und Deutschland; wobei einige

der verdientesten Männer, z. B. der würdige Chabrand in Toulouse, es für nöthig hielten, dass der wichtige Gegenstand von neuem einer tiefen wissenschaftlichen Prüfung nach heiliger Schrift und Kirchengeschichte grade jetzt unterzogen werde. Unter allen Geistlichen, mit denen ich in den letztgenannten Ländern einzeln oder in Versammlungen diesen Punkt besprach — und ihre Anzahl beläuft sich auf mindestens zweihundert — fand ich nur in Lausanne einen einzigen, der in leidenschaftlicher Einseitigkeit das anglikanische System verfocht und den wichtigsten Gründen seiner sechs anwesenden Gegner die bekannten äußeren Scheingründe beharrlich entgegen hielt, Politisches und Kirchliches auf wunderliche Weise durcheinander mengend.

Nun hat aber die Société évangélique in Frankreich und der Schweiz einzig und allein dies zu ihrer Aufgabe gestellt, das rechte Verhältniss zwischen Staat und Kirche evangelisch zu vermitteln und zu verwirklichen, und als Resultat ergiebt sich immer deutlicher, dass nur eine gänzliche Unabhängigkeit der Kirche vom Staat zur vollen und wahren Entwickelung beider führen und das Verhältniss beider in rechter, d. h. evangelischer Weise gestalten könne. Die Société évangélique arbeitet keineswegs auf absolute Losreißung vom Staat und von der Landeskirche hin, sondern will eben derselben wahrhaft evangelische Schaaren zum Segen des Vaterlandes zuführen, damit sie immer mehr inneres Leben gewinne, nicht aber, wie bisher, nur äußerlich und dem Namen nach, ohne alles Bewusstsein ihres Wesens und in Knechtschaft der Welt dastehe. Sie verwirft ferner keineswegs die Consistorialverfassung an sich, sondern nur die Consistorien als Staatsbehörden und die Consistorialräthe als Behördenmänner, welche die kirchlichen Angelegenheiten nach dem Staatsgesetz zu beurtheilen und zu modeln verpflichtet sind, — sie will nicht willkührlich und ordnungslos

schalten und walten, es herrscht vielmehr in ihr selbst die strengste und zugleich freieste Ordnung nach Gottes ewigem Wort und Gesetz und nach apostolischem Vorgange, und sie bezeugt durch ihr ganzes Wirken, dass der Weg, den sie eingeschlagen hat und ernst verfolgt, ein zum Heilsziele führender, segensreicher sei, während die Consistorien entweder ganz stille stehen, in verkehrter Unterwerfung unter das dem Reiche Gottes ewig fremde, weil nur auf das Weltliche gerichtete, Staatsgesetz, oder offenbar verderbliche Wege gehen. Niemals kritisirt sie das Verfahren der Consistorien öffentlich, noch weniger schmäht oder verdammt sie es. Wohl aber zieht sie durch öffentliche Bekanntmachung in ihren christlichen Schriften deren verborgenes Thun eben so, wie die Gewaltstreiche und Ränke der römischen Agenten an das Licht, und befolgt für sich überall die evangelische Vorschrift: stelle dich nicht dieser Welt gleich — rede nicht blos, sondern mache es besser. Dazu bedarf sie denn freilich eines ganz unabhängigen Standpunktes, und darum muss sie sich außer den Einfluss der Consistorien wie des Staates stellen, um für Kirche und Staat wahrhaft christlich zu arbeiten, wie es in den drei ersten Jahrhunderten der Christenheit geschah.

Zu diesen Grundsätzen und diesem Thun hatte also nicht eine müßige Speculation geführt, sondern Thatsachen bahnten den Weg; Thatsachen, die fast mit jedem Tage offener und zahlreicher hervortraten und die wir im Vorangehenden zur Genüge angedeutet haben, drängten zur Verfolgung des Weges; sie wiesen warnend in die Geschichte der Kirche von da an, wo sie dem Staate verfallen, bis dahin, wo sie durch die Reformation zu freiem, selbständigem Leben erwacht war. Aber dieses Leben war nicht zum vollen Wachsthum und zur mündigen Reife gediehen, sondern wieder in die Vormundschaft des Staats gerathen, mithin unfrei geworden. Die Evangelische Gesellschaft

stellte daher als Princip auf: la non-intervention de la loi dans les choses de la religion. (Die Nicht-Einmischung des bürgerlichen Gesetzes in Religionssachen.) „De his non curat Praetor!“, oder um es in einen berühmten Ausspruch zu fassen: „l'empire de la loi finit, où commence l'empire indéfini de la conscience.“ — (Die Herrschaft des Gesetzes endet da, wo die unbegrenzte Herrschaft des Gewissens beginnt.) Ganz dasselbe halten die schottischen Independentenkirchen heute bei ihrem Non-intrusion-Streite fest, von dem wir im ersten Theile berichtet haben. Und eben dasselbe haben auch unsre deutschen Reformatoren klar und deutlich aufgestellt*), aber leider nicht faktisch durchgeführt. Die Schweizer Reformatoren bildeten durch ihr Presbyterialwesen die Kirchenverfassung besser aus, führten aber das Verhältniss der Kirche zum Staate eben so wenig genügend durch, als wir, und so ist's denn kein Wunder, dass mit dem Hinscheiden der Häupter, die durch ihre persönliche Autorität den evangelischen Gedanken rege und wirksam erhalten hatten, die weltliche Macht nach und nach das Uebergewicht über die Kirche erhielt und dass die furchtbare Zeit des Unglaubens die Knechtschaft der Kirche unter die Staatsgewalt im Cäsareopapismus und in der Consistorialbureaukratie vollendete, während die römische Kirche in ihrem alten mit großer Kunst und Consequenz erbauten Papacäsarismus und ihrer Hierarchie neu erstarkte, — so dass auf beiden Seiten derselbe Gewissenszwang statt fand, nur in verschiedener äußerer Form.

Wie nun die Société évangélique in Frankreich und in der Schweiz die alten und neusten Thatsachen der Kirchenge-

*) Man lese nur Augsburger Confession Artikel 16 und 28. Apolog. Art. 8 und 14. Schmalkaldische Art. Anhang. Luthers großen Katechismus, 4te Bitte und in unzähligen Schriften Luthers. Calvins institut. l. II, c. 15. 11. c. 4. 11. 17. und öfter.

schichte erfasste, so schritt sie auch sofort thatsächlich ein, und ihre Unternehmungen wie ihre Schriften, welche von ihr ausgehen, ruhen auf geschichtlichem Grunde. Von den gläubigen Männern hörte ich öfter den Satz aussprechen: „Wo dem gehörten und aufgenommenen Gotteswort nicht die That folgt, da ist es noch nicht gläubig aufgenommen. Denn wo Gott heute noch spricht, da geschieht's; wo Er gebeut, steht's da." — „Die Kirche ist nicht ein Abstractum, nicht ein aus menschlichen Ideen hervorgehendes Ding, eine speculative Gedankenwelt oder sentimentale Gefühlswelt — sondern sie ist das ganze menschliche Leben selbst mit all seinem Dichten und Trachten, auf den geoffenbarten Gott bezogen, von Gott zu Gott, die Zeit in die Ewigkeit gestellt. Und somit steht kirchlich-christliches Leben und Walten wesentlich verschieden da von dem einseitigen irdischen Staatsleben und Walten. Der Staat ist Universalität, er will alle Menschen in Eine Form bringen. Das Individuum hört auf, Geltung zu haben: Das Geschlecht, die Masse, die Gesellschaft allein ist Etwas. Die wahre Kirche im Gegentheil spricht: mit Nichten! jedes Individuum ist Etwas, ist ein Ganzes mit voller Geltung und Berechtigung; der Herr geht jedem Einzelnen nach, nimmt jeden Kranken besonders: es ist Freude im Himmel über Einen Sünder, der Buße thut: so rechnet der Herr auch mit jedem einzelnen Knechte besonders. Die christliche Kirche ist ihrem Wesen nach individuell, will die Individualität und damit die Persönlichkeit eines jeden einzelnen Gliedes nach göttlicher Bestimmung anerkennen und ausbilden nach und in Christo, dem Haupte. Und eben dadurch ist sie kein Individualismus, will nicht die Gesammtheit zu Einem abstrakten Individuum machen und uniformiren, noch ein einzelnes kreatürliches Individuum und dessen Gedanken und Willen Norm- und Maßgebend setzen. — So erst ist Mannigfaltigkeit

in freier Einheit möglich: ein lebendiger, thatkräftiger Organismus in ewig frischer Blüthe. — Der Staat dagegen hat nur den menschlichen Gedankenorganismus, nach zeitlichem und augenblicklichem Bedarf und äußeren Umständen. Hieraus folgt denn, dass jedes christ-kirchliche Individuum auch in dem irdischen Staate leben kann und segensreich wirken wird, sobald ihm freie Entwickelung seiner Kraft vergönnt ist; — aber nicht umgekehrt; ein Staatsindividuum als solches ist ganz unfähig, in der Kirche zu leben und zu wirken, es ist für sich selbst in seiner Vereinzelung, getrennt vom Staatsgeiste, todt und muß wiedergeboren werden durch einen neuen und gewissen Geist, den heiligen!" —

Dieser Hauptgrundsatz von der Individualität der christlichen Kirche, im Gegensatz des Staats-Socialismus ist auf die glänzendste Weise durchgeführt in einem Werke des gelehrten und scharfsinnigen Professors A. Vinet in Lausanne: „essai sur la manifestation des convictions religieuses et sur la séparation de l'Eglise et de l'Etat, envisagée comme conséquence nécessaire et comme garantie du principe,*) Paris 1842." ein starker Octavband. Wenn irgend ein Buch, so ist dieses, nach der Franzosen Ausdruck, ein événement (folgenreiches Ergebniss). Freilich ist es eben kein streng philosophisches Werk, in der Form, die wir Deutsche jetzt streng wissenschaftlichen Werken geben. In der schönsten und vollendetsten Sprache legt der geistreiche Verfasser das innerste Wesen und den wirklichen Thatbestand der Kirche wie des Staates klar und vollständig vor Augen und thut zuerst dar, wie in dem jetzt bestehenden Verhältniss von Gewissensfreiheit nicht die Rede sei,

*) Versuch über die Kundgebung seiner religiösen Ueberzeugungen und über die Scheidung der Kirche und des Staates, beleuchtet als nothwendige Folge und als Gewähr des Princips.

noch sein könne; er beantwortet sodann die Masse von Einwürfen und Bedenken, die gegen eine Scheidung der Kirche vom Staat vorgebracht worden sind und noch erdacht werden könnten, und bezeichnet die jetzt bestehende Vereinigung als „eine geistig ehebrecherische"; er beweist ferner, wie grundverschieden von dieser evangelischen Sonderung beider der römische Scheidungsgrundsatz sei; wie jene einzig und allein den Zweck hat, volles Leben jedes Individuums in göttlicher Wahrheit dem Staate zuzuführen und dadurch den Staat wahrhaft mündig zu machen; dieser dagegen den Staat unmündig zu erhalten und zu beherrschen trachte. Das Werk schliesst endlich mit Beantwortung der Frage, wie eine solche Scheidung von Kirche und Staat in christlicher Weise und mit Hoffnung auf sicheren Erfolg zu bewerkstelligen sei. — Das letztere ist denn in edler und wahrhaft segensreicher Weise von der Société évangélique thatsächlich begonnen und wird beharrlich weiter geführt: der gesegnete Erfolg bestätigt die Grundsätze und Ansichten des Verfassers, dessen gediegenes Werk dem christlichen Thun der Gesellschaft in aller Welt Bahn zu machen bestimmt und geeignet ist.

Hiermit ist der eigentliche Grund und Heerd aller Bestrebungen der wahren evangelischen Kirche Frankreichs in neuster Zeit nachgewiesen. Dass aber dieses Streben und Wirken zusammenfalle mit dem der Englischen Dissenter, und dagegen dem der Anglicanischen Episcopalkirche diametral entgegengesetzt sei, darf nicht erst gesagt werden.

Sechzehntes Kapitel.

Pariser Leben und Treiben, Wissen und Kunst. — Hospitäler und Gefängnisse. — Kirchen. — Pantheon. — Cimetière père Lachaise. — Jardin des plantes. — Louvre. — Hôtel des Invalides.

Obgleich sich Paris zu London Hinsichts der Volksmenge und des Umfanges wie 9 zu 20 verhält, Hinsichts des Reichthums seiner Bewohner vielleicht gar wie 1 zu 50, so tritt schon eine Gleichheit des Verhältnisses ein, wenn wir nach der politisch-diplomatischen Bedeutung fragen, und eben so setzt sich an beiden Orten das Staatskirchliche, dort durch die Constitutionsmäßige Episcopalkirche, hier durch das Constitutionswidrige Hinneigen des Staates zur römischen Kirche, ziemlich ins Gleichgewicht. Ein Punkt aber ists, der Paris, wie dem ganzen Frankreich das entschiedene Uebergewicht über London, England und alle Städte und Länder giebt: die Sprache, und mit ihr die spirituelle Universalherrschaft durch eine modernclassische Literatur, womit ein Phrasen-, Manieren- und Conduiten-Model für die ganze gebildete Welt gegeben ist, so dass Frankreich, und namentlich Paris, eine Art geistiger und leiblicher Formenwerkstatt Europa's wurde. Wie weit aber dies zugleich in das intellektuelle und sittliche Gebiet eingegriffen hat und noch immer eingreift, bedürfte einer Untersuchung, die hier nicht angestellt werden kann, die aber gründlich durchzuführen endlich wohl für uns Deutsche sich ziemte und Noth thäte.

Paris, als Weltstadt mit diesem seinem kosmopolitischen Einflusse ist historisch jung; es datirt von Ludwig XIV.; und

nicht mit Unrecht heißt dieser Monarch für Frankreich der legitime große König. Die Revolution hat Vieles in Paris zerstört; Napoleons passagere Usurpation hat viele gloire nach Außen gegeben, aber sie war ganz anderer Art und Natur, als die des „großen Königs." Jener Universalherrschaft musste auch Napoleons kühner und starker Geist sich unterwerfen: eine Neuherrschaft dieser Art steht nur durch einen gänzlichen Umschwung in literarischer und intellektueller Hinsicht zu bewirken; ein neues Wesen aber wird nur durch religiöse Umwandlung, durch christliche Wiedergeburt möglich, — und Beides stand nicht in Napoleons Macht; er kannte es nicht, — er wollte es nicht. Inter arma silent musae et psalmi.

Ludwig den XIV. sieht man in seiner gewaltigen Alongenperrücke überall in Paris, ja in ganz Frankreich, nicht etwa nur in unzähligen Stein- und Erzfiguren und Basreliefs, in Oel- und Wasserfarben, sondern in dem ganzen Habitus der Hauptstadt, wie des ganzen Landes, in den Gärten, Palästen, Kirchen, Häusern spukt sein Geist; die Franzosen vom alten unbekehrten Schlage müssen immer auf Louis le Grand zurückkommen, wenn sie in ihrer alten Größe sich wieder aufrichten wollen. Das ist ihre renaissance (Wiedergeburt) in Kunst und Wissenschaft und Kirchenthum, und es wird von Vielen ernstlich betrauert, dass ein höherer gewaltigerer Geist gnädig verhütet, dass die Rücknahme des Edikts von Nantes und die Dragonaden gegen die Huguenotten wenigstens für jetzt noch nicht wiedergeboren werden können.

Die Revolutionszeit gab sich alle erdenkliche Mühe, jede Erinnerung an den großen Franzosenkönig, wie an die ganze Dynastie auszutilgen. Thörichtes Beginnen! man erkannte in der leeren Menschenweisheit nicht, wie derlei Streben nur ein einstweiliger Austausch der einen Form absoluter Subjectivität (der monarchisch-tyrannischen) gegen eine andere noch

viel verderblichere Form derselben Subjectivität (der demokratischen Kopf- und Herzlosigkeit, der volks-tyrannischen) sei, mit welcher auch der letzte Rest formaler Einheit schwindet, so dass früher oder später jene erstere um so gewaltiger wiederkehrt. — Man hat auf dem Vendôme-Platze die broncene Reiterstatue Ludwigs XIV. i. J. 1792, am Tage vor der Gefangennehmung seines Urenkels Ludwigs XVI., zerstört; der wilde Haufe führte diesen unglücklichen König über den Platz nach dem temple und hielt eine Weile seinen Wagen an, um ihn durch die dem Ahnherrn angethane Schmach in herzzerreißendem Jubel zu verhöhnen. Auf derselben Stelle errichtete i. J. 1805 die Schmeichelei dem gewaltigen Selbstbeherrscher aller Franzosen und seiner großen Armee, nach der Ueberwindung Oestreichs und Russlands, eine imitirte Trajansſäule: um einen Steinkern windet sich, etwa hundert Fuß hinauf gerankt, eine mächtige Erzplatte, auf welcher die Kriegsthaten des Heeres, vom Ausmarsch aus dem Boulogner Lager bis zur glorreichen Dreikaiserschlacht von Austerlitz, in 3 Fuß hohen Basreliefs kunstvoll dargestellt sind. Ueber der Eingangspforte, durch welche man bis zur Gallerie des Säulencapitäls auf einer finstern Treppe gelangen kann, lautet die Inschrift in Unzialen: Neapolio. Imp. Aug. monumentum. belli. germanici. anno. MDCCCV. trimestri. spatio. ductu. suo. profligati. ex. aere. capto. gloriae. exercitus. maximi. dicavit. (d. i. Napoleon, der großmächtige Kaiser, weihete dies Denkmal des Germanischen Krieges, der i. J. 1805. innerhalb drei Monaten unter seiner Anführung beendet wurde, aus erobertem Erz dem Ruhme der großen Armee.) Ueber dem Capitäl aber zeigen französische Worte an, dass das Denkmal am 25. August 1806 begonnen, am 15. August 1810 (des Kaisers Geburtstag) beendet sei unter Leitung der Herren Denon, Lepère und Gon-

douin, Architekten. Es stand aber vormals auf der Säulenspitze die colossale Broncestatue des Kaisers, halb nackt, das Haupt mit dem Lorbeerkranze geschmückt, mit der Rechten auf sein Schwert gestützt, in der Linken die Erdkugel mit der Siegesgöttin tragend. Ludwig XVIII. ließ im J. 1814 die Erzfigur herabnehmen und später in das metallene Roß der Reiterstatue Heinrichs IV. auf dem pont neuf verschmelzen. Louis Philipp hat eine neue, anders geformte Figur des Helden wieder aufstellen lassen, angethan mit dem weltbekannten kleinen Dreieckhute und dem Ueberrock, die rechte Hand in der geöffneten Weste auf der Brust. War es nun auch ganz unstatthaft, auf diese Säule Ludwig's XIV. Bild wieder aufzustellen, so war doch in der zweiten Figur sein Wesen, die Perrückenkunst, einigermaßen repräsentirt.

Gleicherweise wie auf dem place Vendôme hatte man im J. 1792 auf dem place des victoires die vergoldete Broncestatue Ludwigs XIV. zerstört und durch einige ganz unwürdige rohe Arbeiten, anfangs durch eine Holzpyramide mit den Namen der bei'm Tuilerienangriff am 10. August gefallenen Freiheitmänner, später, 1810, durch eine schlechte Erzstatue des Generals Desair ersetzt. Doch Ludwig XVIII. ließ auch diese in die erwähnte Reiterstatue Heinrichs IV. verschmelzen und dagegen den alten Ahnherrn Ludwig XIV. wieder auf der alten Stelle in einer neuen colossalen Reiterstatue von Erz aufstellen, antik gekleidet, aber in der Perrücke. Ja, im Giebelfelde des Louvre hat selbst Napoleons Büste dem Perrückenkopf des 14. Ludwig weichen müssen. Und in diesem Kopfschmuck, nach dem ja die ganze traurige Kunstperiode benannt ist, finden wir denselben König auf der glänzenden Porte St. Denis (S. Dionys-Thor) und auf der viel mittelmäßigern Porte St. Martin (S. Martins-Thor).

Ganz umsonst war es, dass die Restaurationszeit sich bemühte, der Tyrannei des großen Königs durch das gewaltsame Geltendmachen Heinrichs IV. eine mildernde Folie zu geben. Dieser unglückliche Monarch musste nach seinem Tode noch erfahren und lehren, dass Zweideutigkeit in Religionssachen und Abfall vom Evangelio keinen Segen schafft, und wie er diese Zweideutigkeit durch den Jesuitendolch büßte, so leiden dieselben Jesuiten heute noch die Erhebung seines Namens nicht. Zu der grandiosen Broncestatue, die ihm die Restauration zum Ersatz der frühern in den Revolutionsstürmen vernichteten auf dem Pont neuf errichten ließ, gab weder das Land noch die Stadt Paris die Kosten her, sondern freiwillige Unterzeichner brachten eine Summe von mehr denn 100,000 Thlrn. zur Ausführung des Werkes zusammen.

Das Leben der Franzosen im Hause und auf der Straße ist, wie das im Staats- und bürgerlichen Verhältniss, ein höchst bewegtes, unruhiges. Ton und Form wechseln schnell und das ganze geistige Streben ist ganz vornehmlich auf diesen Formwechsel gerichtet: es ist in jeder Beziehung ein Leben nach außen hin. Im Hause hält es der Franzose, zumal der Pariser, nicht lange aus: das eheliche Verhältniss, das Familienleben, die Eltern- und Kindesliebe schlagen hier keine Wurzeln in der Tiefe des Gemüthes. Das neugeborne Kind wird sogleich aus dem Hause, meistens auf das Land zu einer fremden nährenden Mutter gethan, bei der man nur Gesundheit und physische Kraft berücksichtigt. Das Selbstnähren des Säuglings würde ja die Kraft der eigenen Mutter aufzehren, ihrer Schönheit Eintrag thun, das Schreien des Kindes die leibliche Ruhe der Eltern stören, sein Bleiben im Hause würde Rücksichten, Abänderungen, Beschränkungen des gesellschaftlichen Lebens erheischen. Dage-

gen wird, meinen sie, das Kind in den ersten 2—3 Jahren seines bewusstlosen Zustandes leiblich am besten in der frischen Luft, bei der einfachen kräftigen Kost einer schlichten Bauerfamilie gedeihen. Diese Ansichten von Kleinkinderpflege sind so allgemein, dass ich sie selbst in einem ächt evangelischen Hause befolgt fand, wo sie allerdings durch große Kränklichkeit der Mutter eine scheinbare Rechtfertigung erhielten. Sonst sind sie in den wahrhaft christlichen Familien ganz unhaltbar und dem Geiste des Christenthums widerstrebend aufgegeben, selbst in dem nach Aussage erfahrner Aerzte sehr ungesunden Paris, wo insbesondre die Kinder männlichen Geschlechts schon in der dritten Generation ganz verweichlicht sind und selten am Leben bleiben. Auffallend genug machen hier nur die Quartiere der sogenannten Hallen mit ihren engen und gewundenen Gässchen und überfüllten Häusern eine merkwürdige Ausnahme dauernder Gesundheit und Kraft ihrer Bewohner. Der Grund von beiderlei Erfahrungen liegt aber, wie wahrheitsliebende Männer bezeugten, in der sittlichen Entartung und der raffinirten Befriedigung aller sinnlichen Gelüste, die mit der Höhe des Standes steigt und deren täglich verfeinerte und mit jedem Zuwachs für Leib und Seele verderblichere Steigerung das nimmersatte Streben des von Gott gefallenen und entwürdigten natürlichen Menschen ist.

Die Straßenlustigen Pariser haben dafür gesorgt, dass man sich in ihrer großen Stadt sehr leicht zurecht finde. Sämtliche Straßen laufen entweder parallel mit der Seine, oder richten sich senkrecht gegen sie. Jene haben rothe Hausnummern, diese schwarze, jene folgen mit ihrer steigenden Nummer der Strömung des Flusses, diese entfernen sich von ihm mit der zunehmenden Zahl. In allen Straßen stehen, von dem Ausgangspunkte der angegebenen Richtung gerechnet, die geraden

Zahlen rechter Hand, die ungeraden Zahlen linker Hand. Hat man also zur Rechten eine schwarze ungerade Zahl, so nähert man sich dem Flusse, wenn eine schwarze grade, so entfernt man sich von ihm; hat man eine rothe grade Zahl rechts, so geht man mit ihm in gleicher Richtung.

Zu den Wegen und Mitteln, die Lebensweise und innere Sitte in einer großen Stadt, auch bei kurzem Aufenthalte daselbst, näher kennen zu lernen, gehört unter anderem auch dieses, die Bewohner Morgens bei'm Ausgehen und spät Abends bei'm Heimgehen zu beobachten. Zwischen diesen beiden Polen des Morgenanlaufs und Abendeinlaufs der verschiedenen einzelnen Häuser liegt denn das öffentliche Getriebe des allgemeinen Stadt- und Berufs-Lebens, was für die Meisten einen indifferenten, täglich wiederkehrenden Verlauf zu bilden scheint, und dennoch Jeden in sein Haus heimkehrenden, bewusst oder unbewusst, mit jedem Tage mehr oder weniger different macht. — Ich versuchte es damit in Paris, wie ich es kurz zuvor in London, früher in Wien, Berlin, München u. a. großen Städten gethan: vermittelst eines einsamen Morgen-Spazierganges durch die ganze Stadt nach festem Plan, welchen jeder einigermaßen geübte Reisende sich nach den jetzt überall zu findenden guten Stadtplänen und gedruckten Führern bald entwerfen kann. Allein unternahm ich's; denn das Geleit des Lohnbedienten ist dabei vom Uebel. Die meisten dieser Leute, wo nicht alle, stehen ja in Paris, wie in Wien und auch wohl anderwärts, im Dienste der geheimen Polizei. Dadurch wird dem befragten, der diese Mouches (Polizeispione) schon kennt, der Mund entweder gestopft, oder wenn es ein kecker ist, zu weit aufgethan. Der Führer seinerseits will, zur Bewährung seiner Tüchtigkeit, überall selbst sprechen und belehren und uns gar nicht einmal mit den Leuten auf der Straße reden lassen, — und

grade das wollen wir. Ueberdem ist dieses Bedientengeschlecht, vorzugsweise in Paris, bei aller Gewandheit und Zierlichkeit doch ein höchst langweiliges, durch alberne und ungemessene Lobpreisung jedes Steinhaufens, jeder Puppe abgeschmacktes.

So ging ich denn ganz allein an einem heitern Sommertage in der frühesten Morgenstunde aus. Mein Plan war, die ganze colossale Stadt der Länge nach an beiden Seineufern auf den breiten und zum Theil schönen 24 Quai's zu durchwandeln; vom Quai Malaquais rechts stromaufwärts am linken Ufer fortgehend bis zum Pont d'Ivry, dann über diese Brücke zur Barrière de la Rapée und wieder an den stattlichen Quai's stromab bis zur Barrière de Passy. Von dort umkehrend bis zum Pont d' Jena, über diese, dem großen, aber unergötzlichen Marsfelde gegenüber, wieder auf das linke Seineufer auf dem endlosen Quai d'Orsay, der bis zum Pont royal sich erstreckt, nach dem kurzen Quai Voltaire, der sich meinem Ausgangspunkte anschließt. Der Marsch kostete eine Zeit von mindestens 7 Stunden. Sämtliche 15 Brücken wurden beschritten, um von den verschiedensten Punkten aus die immer wechselnde, oft freundliche und überraschende Ansicht der beiden Flussufer und der Stadt selbst zu genießen, die man bei den meisten Brücken mit 1 Sous (5 preuß. Kupferpfennigen) bezahlt. Obgleich keine einzige derselben mit den Londoner Themsebrücken an Länge, Pracht und gediegener Würde auch nur von ferne sich vergleichen lässt, so sind doch einige entweder durch ihren eleganten Bau, oder durch die gewährende Fern- und Uebersicht, oder durch ihre historischen Namen anziehend. Immer aber vermisst man das in London und in allen Seestädten rege Leben und Weben zahlloser Menschen in Barken, Dampfboten, Schiffen auf dem Flusse selbst. Die kleine Seine fließt matt und leer dahin; nur hie und da erblickt man ein dahinschleichendes, nicht eben sehr sauberes Frachtboot,

und mehre gleichfalls im Innern nicht sehr saubere noch bequeme Flussbadeanstalten, deren Benutzung unverhältnissmäßig theuer ist und in dem lehmigen, schmutzigen Seinewasser nicht viel Erfrischung schafft. Von den Brücken steht in meinen Augen an Länge und Würde der Pont neuf oben an, wie sehr auch manche Pariser Critiker ihn tadeln und den, allerdings recht geschmackvollen Bau des Pont d'Jena weit vorziehen. Jene Brücke durchschneidet die äußerste Spitze der Isle de la Cité, diesen alten Hauptkern der ursprünglichen Stadt. Der Fluss hat hier, seine oberhalb der Insel gebildeten zwei Arme wieder verbindend, eine bedeutendere Breite. Grade auf der Inselspitze ist die oben erwähnte Reiterstatue Heinrichs IV. errichtet, und von ihr aus erblickt man auf der Insel selbst zunächst die Place Dauphine mit dem eben nicht sehr preiswürdigen Monument des Generals Desaix, einer Büste; weiter den Justizpalast und rechts in der Ferne die ehrwürdige Cathedrale Notre Dame. Die Pariser versichern, dass jeder gesunde Stadtbewohner täglich mindestens einmal den Pont neuf passire, und dass man daher auf alle dort schriftlich angehefteten Anfragen und Wünsche sichere Antwort noch denselben Tag erhalte. Allerdings ist der kostenfreie Menschenzug hier sehr bedeutend und dem Londoner Brückengewühle ähnlich.

Weiter stromauf gewährt der Pont d'Austerlitz die Aussicht auf den unvergleichlichen Jardin des plantes und seine üppigen Höhen am linken Ufer. Auf der andern Flussseite erschien mir die neue Kettenbrücke Louis Philippe sehr schmal und schwächlich, obgleich die Pariser behaupten, es könnten schwere Lastwagen darüberfahren. Gar kleinlich ist der benachbarte Pont d'Arcole, gleichfalls von Eisendraht. Von dieser Brücke erzählte mir ein nicht ungebildeter Mann mit feierlichem Ernste, sie habe von einem jungen Pariser Helden d'Arcole den

Namen, der in der Julirevolution 1830 die dreifarbige Fahne im Angesichte der gegenüberstehenden Garde Carls X. auf der Brückenmitte kühn aufpflanzte und von vielen Kugeln durchbohrt fiel. Ich erlaubte mir zu bemerken, daß eine Brücke lange schon vor jenem jungen Helden unter demselben Namen dort gestanden habe und, so viel ich wisse, von dem kühnen Vordringen des Generals Augereau mit der Freiheitsfahne auf der Brücke von Arcole im Herzogthum Mantua und von dem dort durch Napoleon über die Oesterreicher erfochtenen Siege im Jahre 1796 benannt sei. — Er gerieth nicht in die geringste Verlegenheit, sondern sagte stolz: „Ah, ma foi, Monsieur, ça se peut bien; nous avons beaucoup d'héros“ („wohl möglich; wir haben viele Helden“).

Die Pracht des Louvre, des Tuilerien-Palastes und seiner Gärten mit der reichsten, üppig blühenden Orangeriefülle, vielfach schon nach allen Seiten von mir beschaut, regt immer auf's Neue große historische Erinnerungen an. — Vom Pont de la Concorde giebt's einen großartigen Blick grade durch auf den grandiosen Platz gleiches Namens, wo Ludwigs XVI. und Maria Antoinette's Häupter unter der Guillotine fielen. Jetzt ziert ihn seit 1838 der aus Aegypten mühsam herübergebrachte Obelisk von Luxor, ein Granitmonolith von 72 Fuß Höhe; — vor der Revolution aber eine Reiterstatue Ludwigs XV., nach welcher er place de Louis quinze hieß. Drüber hinaus, am Ende der rue royale, erscheint die theatermäßig sich erhebende Magdalenenkirche: rechts etwas weiter vor droht der kleine Dreieckhut Napoleons auf der Vendôme-Säule. Auf dem linken Flußufer, der Brücke gegenüber, prangt der Deputirtenpalast (chambre des Députés), früher Palais Bourbon, der seit seiner Begründung durch die Herzogin Wittwe von Bourbon im Jahre 1722 vielfache Bauverände-

rungen, erst durch die Revolution erfuhr, — (der Rath der Fünfhundert versammelte sich hier) — dann durch Bonaparte. In neuester Zeit hat man viel für modern-prachtvolle Verschönerung im Aeußern und Innern des Schlosses gethan. Der Hinblick vom Säulenportikus auf die Brücke und den Platz der Eintracht ist großartig erhebend, bedeutsam mahnend. Schade, daß die oben stehenden Steinfiguren der Minerva und Themis so stark verwittern! — Die schnurgeraden Elysäischen Felder ließ ich rechts liegen: es wurde immer menschenleerer zwischen der Invaliden- und Jena-Brücke; von hier ab und drüben am Quai d'Orsay bewegte sich nur hie und da in großen Zwischenräumen einzeln ein Wanderer oder ein Wäglein; — es war hoch Mittag. Erst bei dem Palais Bourbon wurde es wieder lebendiger, und nur vom Pont royal bis hinauf zum Pont de la Tournelle erblickt man ein Menschengewühl, das stellenweise an London erinnert; nur fehlen in Englands Hauptstadt die Kaffehäuser mit den zahlreichen Gästen, die in Paris vor der Thüre des Eintrittssaales unter großen Zelten sitzend, naschen, plaudern, Zeitungen lesen u. dgl.

Wie hatte sich die ganze Gestalt der Stadt von der Morgenkühle bis zur Mittagsschwüle hin verändert! Um 6 Uhr Morgens beginnt in Paris die Regung des häuslichen Lebens. Hie und da öffnet sich eine Thüre, ein Fensterladen, und der Halt und Anzug der abstäubenden Magd oder des beschürzten, in Pantoffeln über die Straße eilenden Bedienten geben zu erkennen, wie weit vom Tage es noch mit seiner Herrschaft ist. Nur in einem oder zwei großen Häusern sah ich schon um 8 Uhr Alles geöffnet, die Dienerschaft in festem Anzuge; in einigen blieb Alles verschlossen und verhängt: die Herrschaft war außer der Stadt in der Sommerwohnung oder auf Reisen.

Aber auch der Straßenverkehr beginnt um die sechste Morgenstunde. Die Cabriolets zuerst rücken allmälig auf die bestimmten Plätze; später erscheinen die Omnibus, diese bequemen und wohlfeilen Fuhrstuben neufranzösischer Erfindung, mit ihren unzähligen Varietäten, den Dames Blanches, Dames Françaises, Dames réunies, Favorites, Orléanaises, Béarnaises, Parisiennes, Hirondelles, Citadines, Batignollaises, Diligentes, Constantines, Tricycles, Gazelles, die durch unablässig neu ersonnene Verzierungen und Verbesserungen einander den Rang abzulaufen suchen. Jede Art derselben fährt einen bestimmten Cours, der, wie in London, an dem Wagenkasten in großer Schrift zu lesen ist. Die Farbe des Wagens giebt bei Tage, die eben so gefärbten Glaslaternen bei Nacht das Ziel an. — Später am Morgen stellen sich in jedem der 12 Stadt-Arrondissements die recht guten Miethwagen (fiacres) an festen Plätzen auf, und endlich bieten sich noch die in vielen Straßen im Stalle angeschirrt stehenden Cabriolets de remise dem Einzelnen dar, der rascher und etwas ansehnlicher, aber auch fast um das Doppelte theurer zum Ziele kommen will, als in den gewöhnlichen Straßen-Cabriolets.

Um die achte Frühstunde stellen auch die vielen Antiquare ihre mitunter nicht kleinen Bücherſammlungen an den vorhin bezeichneten stark besuchten Quai's und Brücken auf, und der Bücherfreund thut wohl, einen Blick darauf zu werfen. Man kauft dort manches classische oder sonst nöthige Buch sehr wohlfeil und kann gelegentlich manches defecte Werk der eigenen Bibliothek dort bequem ergänzen. Sie haben in der Regel die Bücher reihenweise nach festem Preise für jeden einzelnen Band geordnet, von 15 Centimes (1 gut. Groſch.) bis zu mehren Francs, und geben bei'm Ankauf für 5 Frcs. (1 Thlr. 10 Sgr.) noch einen kleinen Rabatt.

An einem andern Tage fuhr ich allein in einem Cabriolet absichtlich ganz langsam durch den Fauxbourg St. Germain über die Boulevards und dann an der Mauer zu einigen von den 58 Barrieren. Ich hatte mir einen trotzig blickenden, judenbärtigen Kutscher ausgewählt, dem man es schon ansah, daß er bei der Julirevolution thätig gewesen war und das Barricadenwesen wohl verstehe. Er saß im Wagen neben mir und wußte nicht nur auf meine Anfragen gehörig Bescheid zu geben, sondern auch mit großer Lebendigkeit die Julitage zu beschreiben. „Hier ist das Nest der Legitimen, der Carlsfreunde und Freiheitfeinde," sagte er in einigen Straßen des Faub. St. Germain. Dort wohnt Herr v. Chateaubriand, — dort der Baron v. M., — dort der M. de B., — dort der hypocrite Mr. de La M., — dort der Vicegeneral der Jesuiten — parbleu, j'ai oublié son nom!" — „Jesuiten?" rief ich scheinbar erstaunt, — „die werdet ihr freien und aufgeklärten Franzosen doch nicht dulden!" — „Ah!" rief er, bitter lächelnd, „wir werden's auch bald ein Ende damit machen!"

An der porte St. Martin und der unfern davon gelegenen porte St. Denis rief er mit wilder Begeisterung: „Hier waren die Hauptpunkte des Angriffs und der Vertheidigung. Da oben standen wir und schütteten einen Regen von Ziegeln und Steinen auf die andringenden Truppen Carls X. Sehet, da auf dem Vorsprunge kämpfte ich am 28. Juli 1830 drei Stunden, bis ich, durch eine Flintenkugel im Schenkel verwundet, von einigen braven Cameraden hinweggetragen wurde. Bald darauf war der Sieg unser. Ich kann seitdem nicht angestrengt gehen (marcher) und muß daher den Kutscher machen." — „Dafür habt Ihr, erwiederte ich, dem Staate auf die Beine geholfen durch Eure Tapferkeit. Nun und der geht (marche) doch wohl jetzt rüstig vorwärts unter Euerm selbst-

gewählten Könige?" — „Pardon, Monsieur, nicht unter dem Könige (sous le Roi). Le Roi règne, mais il ne gouverne pas sur la France libre. (Der König regiert, aber er herrscht nicht über das freie Frankreich.") — „Habt Ihr Franzosen denn Euern selbstgewählten König und seine Familie lieb?" — Er warf schweigend den Kopf auf und zögerte mit der Antwort. Endlich, da ich wartend ihn scharf ansah, sagte er: „Mein Herr, es muss noch viel, sehr viel anders werden. Wir hofften früher auf den Herzog von Orleans, aber — *)." „Man nennt ihn den schönsten und edelsten Mann in Frankreich!" — „Kann sein!" (peut être!) — „Und die Herzogin?" — „Man spricht wenig von ihr; sie ist eine Deutsche, und eben diese deutsche Ehe hat unsere Hoffnung sehr geschmälert." — „Seid Ihr denn den Deutschen so gram? Ich bin auch ein Deutscher." — „Ach, mein Herr, alle Ehre den Deutschen; aber die Restauration hat unsere Ehre und Ruhm an die Deutschen verkauft!"

Ich hatte öfter Gelegenheit, ähnliche Aeußerungen von Leuten aller Classen zu hören, in den Cafés und an der Wirthstafel, wie in den nach den unzähligen Vergnügungsorten um Paris fahrenden Omnibus. Vornehmlich aber war in jenen Tagen die grade obschwebende Deputirtenwahl Hauptgegenstand der lebhaftesten, oft leidenschaftlichen Unterhaltung.

Für den Tagesschluss der Pariser sammelt man die besten Bemerkungen auf einem Spaziergange Abends, etwa von 8 bis 11 Uhr, über die Boulevards, im Palais royal, wo an unzähligen Tischen Tausende essen, trinken, plaudern, und eine noch größere Schaar die hell erleuchteten Läden des ungeheuern Palast-Quarrées durchzieht, zur Beschauung der ausgestellten, höchst geschmackvollen und reichen Luxuswaaren aller Art; —

*) Wenige Tage nachher, am 13. Juli, war der nicht mehr!

so giebt auch die gemeinsame Heimkehr von einem benachbarten viel besuchten Lustorte und die Beobachtung der aus den unzählbaren großen und kleinen, vornehmen und gemeinen, Menschen- und Thier-Theatern herausströmenden Menge, die mit der größten, oft phantastischen Lebendigkeit das Gesehene und Gehörte sprechend, lachend, witzelnd, kritisirend reproducirt, ein interessantes Gemälde der Franzosenseelen, und zwar ein so durch und durch eigenthümlich französisches, dass es mir wenigstens ganz unmöglich scheint, auch nur eines von den vielen Gesprächen und Scenen dieser Art, die ich angehört und erlebt habe, deutsch zu übertragen oder zu schildern, ohne sie dadurch in Nichts zu verwandeln. Man könnte in gewissem Sinne sagen: der Franzose lebt von der Luft, vom Schaum, von Worten; er nascht gerne; Unmäßigkeit aber im Essen und Trinken gehört nicht zu seinen Fehlern. Sehr selten nur wird man einen Betrunkenen auf der Straße gewahr. Daher erklärten selbst viele edelgesinnte und erfahrene Männer im nördlichen wie im südlichen Frankreich die Errichtung von Enthaltsamkeits- und Mäßigkeits-Vereinen in ihrem Vaterlande für überflüssig. Ja, man möchte die Pariser sogar für häusliche Leute halten; denn um 11 Uhr Abends ist alles stille und todt in den Straßen und den meisten Häusern. Leider aber ist dieses öffentliche Stillesein für die Meisten der geheime Tod!

Wie es der Vortheil großer Städte ist, dass ein Jeder, unbehindert und unbespöttelt von Andern, gehen, sprechen, genießen kann, wo und was und wie er will, so giebt sich denn auch in Paris Jeder wie er's mag und am besten hält, — aber freilich nicht wie er wirklich ist. Denn darin besteht eben die höchste Feinheit der Formalbildung, den innern Menschen nicht aufzudecken. Man erblickt auf jenen Pariser Spaziergängen von allen Seiten das verschiedenartigste Gemisch von Gruppen:

Vornehme und Geringe, Priester und Soldaten, Greise und Kinder, Christen und Unchristen, die Meisten laut lachend, viel sprechend, rührig und salamandrisch beweglich. Man sieht es sehr selten den Gesichtern, hört es selten dem Tone der Stimme an, was sie den Tag hindurch bewegt hat und was sie im Herzen nach Hause tragen. Es gehört zur feinen Bildung, nie aus dem einmal von den Tonangebern bezeichneten Takte zu kommen, der freilich unaufhörlich wechselt. Diesen Wechsel genau wahrzunehmen, ist die Lebenskunst der beau monde. — Wer aber sind diese Tonangeber? Das vermag Niemand so recht zu sagen. Im Grunde genommen kann es ein Jeder werden, und Jeder hat nach französischer Weise das Recht dazu, sobald er den günstigen Augenblick auf geschickte Art mit auffallender und empfehlender Eigenthümlichkeit, mit Leichtigkeit und Grazie zu ergreifen weiß. Nur muss er dem lebendigen Verkehre nicht den Stempel des Gründlichen und Festen geben wollen: das nennen sie deutsche Schwerfälligkeit und Pedanterei, englische Plumpheit. Kein Volk versteht es in dem Grade, wie die Franzosen, den Augenblick zu benutzen und vom Augenblick zu leben; aber keines wird auch stärker von jedem augenblicklichen Eindrucke beherrscht; im raschen Wechsel der Gegenstände, der Begebenheiten, der Gefühle sucht es seine Lust; — ein buntes Schmetterlingsleben, ein stetes Hüpfen und Tanzen, ein luftiges Elfengeschlecht.

So ein stilles, sprachloses Einhergehen und Laufen großer Menschenhaufen wie in London, findet man in Paris nicht. Sehen wir auf Spaziergängen einen einzelnen Wanderer, — er ist wohl ein Fremder. Der Franzose sucht Gesellschaft und Gespräch; er wird keinen Fragenden ohne Antwort lassen, er versteht meisterlich die Unterhaltung fortzuspinnen, freilich oft

ohne den allergeringsten Gehalt, in bloßen Phrasen und Witzeleien.

Aber lustigen, gemeinsamen Volksgesang hörten wir hier eben so wenig, als in England. Auf den Hauptplätzen musicirt am Sonntags-Abend die militärische Musikbande zur Unterhaltung der sie eng umlagernden Volksmasse in der jetzt herrschenden Weise: arrangirte Opern, beliebte Strauß- und Lanner-Tänze. Dasselbe hören wir, nur vom bessern Orchester ausgeführt, in dem anmuthigen Tivoli-Garten, zwischen der Rue de Clichy und Rue blanche, wo es vornehmlich Sonntags und Dienstags, in der schönen Jahreszeit auch Tanz, Comödie und Feuerwerk giebt. Und im Jardin Turc, am boulevard du Temple, vernimmt man ähnliche Musik. Selten aber pfeift oder trällert ein einzelner Hörer die bekannten Weisen nachher ein kurzes Weilchen für sich nach. Es scheint, das Schwatzen ließe die Franzosen nicht zum Singen kommen. — Ueberhaupt dünkt mich, dass, ungeachtet vieler ausgezeichneten Componisten und Musiker, die Tonkunst in Frankreich nicht volksthümlich ist. Im engern Familienkreise machen die Hausgenossen sehr selten Musik; man überlässt sie den Künstlern vom Fach, hört von diesen im geselligen Cirkel gerne eine Romanze, ein Opernstück zum Fortepiano, das in keinem bedeutendern Hause fehlt, aber doch bei weitem nicht so allgemein in jeder Wohnung, wie bei uns, zu finden ist; — oder man ordnet größere Gesellschaften rein zu musikalischer Unterhaltung durch bedeutende Künstler. Aber Freude und Lust an der Kunst ist noch nicht ihr Besitz, viel weniger noch ihre geniale Schöpferkraft.

Mit Einem Worte: die Geselligkeit und Gesprächigkeit der Franzosen, das Formenstudium, welches ihr ganzes Leben und Arbeiten füllt, giebt ihnen, zumal den Parisern, eine große

Feinheit, Gewandheit und Leichtigkeit, eine einnehmende Zierlichkeit in Wort und Bewegung, einen Glanz der Humanität, einen ebenmäßigen, sichern Takt und Ton in den verschiedenartigsten Verhältnissen und Umgebungen. Das Alles mag wohl eine Weile auch den Erfahrensten bestechen, lässt aber bei tieferm Eingehen einen gediegenen Kern schmerzlich vermissen. Allerdings lernen wir denn auch an der verhältnissmäßig kleinen Zahl edler christlicher Seelen, denen dieser wahrhafte Kern nicht fehlt, jene formale Bildung ihrem wirklichen Werthe nach schätzen und mögen sie, in dieser Weise mit dem innersten Wesen verbunden und von ihm durchdrungen, unsern lieben Landsleuten von Herzen wünschen und zu eigenthümlicher Annahme, keineswegs aber zu modischer Nachahmung empfehlen.

Von der wissenschaftlichen Richtung der Franzosen im engern Sinne werden wir in einem der folgenden Kapitel ein Wort sagen. Hier wollen wir nun ein wenig näher beschauen, was in Paris zwischen dem Morgen und Abend liegt: die französische Tagesarbeit der höhern Art, wo Herzens- und Geistes-Kraft den Ausschlag giebt.

Hospitäler und Gefängnisse geben, nach meiner Ueberzeugung, einen ziemlich sichern Maßstab für die innere Stellung und Beschaffenheit einer Stadt, eines Landes. Sie legen das Herz und die Gesinnung der Menschen deutlich zu Tage, nicht blos der Leidenden und Gefangenen, sondern — und fast mehr noch — der leiblich Gesunden und Freien. Kirchen und Schulen, ihr Besuch, ihre Führung und Besorgung, lassen bei weitem nicht so tief in das Herz der Menschen sehen.

Paris hat eine Menge Hospices (Aufnahmehäuser), Hôpitaux (Krankenhäuser), Maisons de santé (eigentlich nur eine vornehmere und kostbarere Art Hospitäler), — zusammen vielleicht 40, nach mündlicher Angabe. Da sieht's nun in den

meisten sehr stattlich und sorglich aus. Wer hätte nicht von der berühmten Salpétrière gehört, dem Hospice für alte Frauen am linken Seineufer, unweit des Jardin des plantes, schon unter Ludwig XIII. erbaut und nachher sehr erweitert. Das ist eine kleine Stadt, mit Straßen, Plätzen, einer schönen Promenade, einem großen Küchengarten, einer netten Kirche, die den Mittelpunkt bildet, und 5000 Einwohnern! — Oder von Bicêtre, ½ lieue auf dem Wege nach Fontainebleau, wo ein Hospice für 4000 arme alte Männer ist, — freilich nicht so ganz strenge genommen; man sieht auch eine ziemliche Anzahl Wittwen und jüngerer Männer dort; — und mitten inne, aber durch hohe Mauern abgesondert, das bekannte stark befestigte Gefängniss für schwere Verbrecher. — Wer kennt nicht das Hospice des Quinze-vingts (d. i. 15 mal 20 = 300) oder des aveugles, gegründet von Ludwig dem Heiligen für 300 Blinde, die überaus nette Arbeiten machen und täglich 24 Sous (etwa 10 NGroschen) erhalten. — Stattlich prangt am Notre Dame-Platze auf der Isle de la Cité das große Stadt-Krankenhaus, Hôtel-Dieu, von den Königen seit Ludwig IX. reichlich unterstützt. 1200 Kranke beiderlei Geschlechts nimmt es auf, und bildet, sowie die vorgenannten, eine kleine Colonie mit Promenade, Bädern, Handelsbuden u. dgl. — In diesem Hospital, sowie in mehren andern, versehen die Chorfrauen vom Orden des heiligen Augustin den christlichen Liebesdienst mit Wartung, Gebet und geistlicher Uebung. An andern Anstalten verrichten ihn „die barmherzigen Brüder und Schwestern" (frères et soeurs de la charité), wieder an andern „die Schwestern der heiligen Martha" (soeurs de Ste. Marthe). An dem großen Findelhause (hospice d'allaitement des enfans trouvés) unweit des Observatoriums in der rue d'Enfer (Höllenstraße) versehen ihn „die Schwestern des heil.

Vincenz von Paula." Dieser ausgezeichnet edle Mann *), der die ganze zweite Hälfte seines langen Lebens — (er starb 1660, im 85sten Jahre) — in wahrhaft christlicher Demuth, Liebe und Besonnenheit dem Dienste seiner Kirche und der leidenden Menschheit weihte, hatte den ersten Anstoß zur Pflege solcher unglücklichen Säuglinge gegeben. Das Haus nimmt durchschnittlich in jedem Jahre 5000 Kinder auf; die ganz gesunden und starken unter diesen werden sogleich auf das Land in Pflege gebracht und bleiben dort bis zu ihrem 12ten Jahre, von wo ab sie in das große Waisenhaus (Hospice des Orphelins in der Rue Saint-Antoine) kommen. Die zärtern und schwächlichern Säuglinge werden im Findelhause selbst verpflegt. 200 Wiegen und 150 Betten für die Ammen sind dazu bereitet. Die Aufnahme der Findlinge geschieht bei Tag und bei Nacht, ohne dass man weiß oder forscht, woher sie kommen. Bei'm Ertönen der Hausglocke wird der zum Hineinlegen des Kindes bestimmte Korb von der Außenseite der Mauer leicht nach Innen gewendet und Alles darin Vorgefundene auf das Genaueste verzeichnet und sorgfältig aufbewahrt, um der vielleicht nach Jahren erst zurückfordernden Mutter mit Gewissheit ihr eigenes Kind wiedergeben zu können. In dem Hause selbst sind von Männern nur die Aerzte und Chirurgen, und die in der netten Capelle dienstthuenden Geistlichen, von Frauen außer den Ammen nur die Schwestern zu finden. Jedem Fremden wird ohne Umstände der Zutritt gestattet. Das bloße Vorzeigen der Fremdenkarte und der höflich ausgesprochene Wunsch genügt hier, wie bei vielen andern öffentlichen Anstalten und Sehenswürdigkeiten in Paris.

*) S. Leben des heil. Vincenz v. Paulus, von Fr. Leop. Gr. zu Stolberg. Neue Aufl. Wien 1829.

Auch in den Gefängnissen sind katholische Ordensbrüder und Schwestern thätig; hier allerdings mit viel größern Beschränkungen: sie haben hier nichts anzuordnen, zu pflegen und zu beaufsichtigen. Doch haben sie viel freiern Zutritt, als die Evangelischen, sei es auf ausdrückliches Begehr der Gefangenen, oder auf Sendung ihrer geistlichen Obern. In Krankheitsfällen wird der Gefangene einem Hospital überwiesen, und auch in diesem setzen, wie wir schon oben bemerkten, die katholischen dem Zutritt der evangelischen Seelsorger alle nur erdenklichen Hindernisse in den Weg, — ganz natürlich.

Von Gefängnissen sah ich nur die Conciergerie unter dem Gewölbe des Justizpalastes, rechts von der großen, wunderbaren oder vielmehr wunderlichen Treppe, und 10 Fuß unter dem Niveau der nahe liegenden Straßen; — und hier auch nur das Zimmerchen oder den Käfig, in welchem die unglückliche Königin Marie Antoinette gefangen saß. Es ist zu einer Sühnkapelle (chapelle expiatoire) umgeformt, und nur durch die große historische Bedeutung beschauenswerth.

Man hat auch in Paris, wie in ganz Frankreich, für bessere äußere Einrichtung der Gefängnisse viel gethan. Sie sind nicht mehr Orte des Schreckens und Schauders, Stätten willkührlicher Grausamkeit der Gefangenwärter. Ein humaneres Zeitalter hat die Rücksicht auf leibliche Gesund-Erhaltung mit moralischem Strafzweck zu verbinden gesucht durch angemessene Beschäftigung und Arbeit. Auch in Paris, wie in London, ist ein Mustergefängniss nach dem Absonderungs- und Schweige-System des Amerikaners Bentham gegründet: prison de la Roquette, nahe dem Begräbnissplatze des Père Lachaise, für etwa 3000 Gefangene. Der Fremde kann davon nichts näher beschauen, als den großen viereckigen Hof mit seinen starken Einschließungsmauern, und den festen, gesunden,

luftigen Bau von 3 Stockwerken: das unterste bestimmt für die Arbeitswerkstätten, Speisesäle u. dgl., die 2 obern für die Gefangenen. — Ob diese stumme Behandlung die wahrhafte Besserung fördere oder hemme, wird dem denkenden und erfahrenen Christen sehr zweifelhaft sein. Ob überhaupt ohne rein evangelische sittliche Einwirkung und wahre Seelenpflege ein höherer heilsamer Zweck durch alle Humanitätserfindungen erzielt werden könne, ist ihm eben so zweifelhaft. Ob es aber den Evangelischen in Frankreich und in allen Landen gelingen werde, durch ein rein christliches freies Wirken ihrer Diakonen- und Diakonissen-Anstalten die bedenklichen und gefährlichen Einflüsse der katholischen geistlichen Vereine, wie der naturalistischen Philanthropen zu entfernen, oder doch unschädlich zu machen, das mögen wir Gott anheim stellen, können aber nicht dringend genug zu ihm flehen, daß es geschehe.

Nun ein Blick in die Kirchen.

Einige der wenigen evangelischen Kirchengebäude beschrieben wir schon oben und bemerken hierzu nachträglich noch Folgendes. — Die ziemlich geräumige und reinliche evangelisch-lutherische Kirche in der Rue des billettes hat eine nette kleine Orgel und einen in gewöhnlicher Weise geschmückten Altar. Es wird hier auch deutsch gepredigt. Ich wohnte einem Sonntags-Gottesdienste von 12 — 1½ Uhr bei und hörte eine kräftige Predigt von dem gläubigen rüstigen Candidaten Beyer über Matth. 7, 12: „Alles nun, das ihr wollt, das euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen; das ist das Gesetz und die Propheten." — Das Strasburger lutherische Consistorium schreibt alljährlich die Predigttexte vor. — Das liturgische Altargebet war rationalistisch-leer; mehr Gehalt hatte das gleichfalls vorgeschriebene Kanzelgebet. Aber das Gesangbuch mit seiner magern Liederzahl stand in unchristlicher Flachheit und wässeriger

Prosa den schlechtesten, die in Deutschland noch hie und da gebraucht werden, zur Seite. — Gleich nach der Predigt vollzog der ernste Consistorialpräsident Cuvier die heilige Taufe an 4 Kindern in französischer Sprache; — gleich darauf noch an einem 5. Kinde besonders; es war nachträglich gebracht worden, — übeles Zeichen mangelnder Kirchenordnung, dass nicht einmal die Taufe zuvor angemeldet wird. — Dann folgte eine Trauung. Der stattliche, schlanke, große Mann vollzog alle diese Handlungen nach der lutherischen Agende in würdiger Haltung mit schöner, sonorer Stimme. Der Schmuck des rothen Ehrenlegion-Ordens auf dem schwarzen Talar zierte den Mann, schob ihn aber für mich vom Altar und aus der Kirche in die Welt und verstärkte mein altes Widerstreben gegen Ordensverleihung an evangelische Geistliche.

In der Sakristei dieser Kirche sah ich ein Paar Oelbilder, die der mir wohl bekannte ehemalige Gouverneur von Danzig, General Rapp, eine Art Protestant, dorthin als Andenken geschenkt hatte: das eine Luthers Brustbild, das andere die Einsetzung des heiligen Abendmahles darstellend; beide von geringer Bedeutung. Es freute mich doch, dass derselbe Mann, der in Danzig 4 der größten und schönsten Kirchen zu Militärmagazinen entweiht und dem Soldaten-Unfug und Raube preisgegeben hatte, in spätern Jahren anderes Sinnes geworden schien. — Ueberdem hängt dort noch ein ganz wunderliches Brustbild von Phil. Melanchthon, mit griechischer Namensunterschrift und der Jahrzahl 1560. Der theure, gelehrte, schüchtern demüthige Mann sieht hier ganz wie ein junger kecker Pariser Elegant von heute aus! — „Wo ist das Bild her? Ist's etwa Satyre eines römischen Pinsels?" fragte ich erstaunt. — Man konnte mir nicht Antwort geben. „Ich hab's hier vorgefunden, sagte

Cuvier, — man weiß nur, daß es vor alter Zeit der Kirche wohlwollend geschenkt ist."

Die alten römisch-katholischen Kirchen in ganz Frankreich bieten im Allgemeinen ein überaus trauriges Bild dar. Sie können von den vandalischen Zerstörungen der Revolutionszeit, von den Kunstplünderungen, wodurch die schönsten Bilder ihnen genommen und in die Nationalsammlung des Louvre gebracht sind, sich nimmermehr erholen, was auch einige ultramontane Reiche und Roms Priester darauf wenden mögen. Hie und da ist ihnen in Paris wie in Südfrankreich, besonders von Ludwig XVIII., ein modernes süßliches Bild oder eine sehr mittelmäßige Copie ihres alten Originals verehrt.

Ich hatte schon auf dem vorhin beschriebenen Morgengange durch die Stadt mehre Kirchen angesehen, unter andern Notre Dame, St. Germain l'Auxerrois, um die Frühmesse, ihre Führung, ihre Theilnahme von Seiten der Pariser Römisch-Gläubigen kennen zu lernen. Jene war überall die gewohnte, eilig und mechanisch abmachende; diese eine überaus geringe, von ein Paar alten Frauen; in einigen Kirchen sah ich außer dem Priester und seinem Knaben Niemand. — Und doch bleibt, innerlich und evangelisch gefasst, das tägliche Oeffnen der Kirche, wenigstens an einigen Stunden Vormittags und Abends, von großer Bedeutung und reichem Segen, geschehe es nun, wie bei den Pfarrkirchen Englands, zu gemeinsamem kirchlichen Gebet und Bibellesen, oder biete es auch nur Gelegenheit und Aufforderung zu still andächtigem Gebet der Einzelnen und zur belebenden Erinnerung an die christliche heilige Gemeinschaft in der allgemeinen Kirche. — Auch dies ist ein Punkt, den wir aus der römischen Kirche, durch evangelisches Wesen geläutert, hätten beibehalten müssen, wie es denn hie und da, wiewohl unvollkommen und den Meisten seiner tiefen Bedeutung nach verborgen,

besteht. So ist in Danzig die einzige evangelische Oberpfarrkirche S. Marien täglich Vormittags von 10 — 12 Uhr geöffnet und wir evangelische Pfarrer würden uns diese heilsame Sitte aus wohlerwogenen Gründen nicht nehmen lassen. Wir haben sattsam erfahren, dass von den Tausenden, die täglich in den zwei Stunden durch die im Mittel der Stadt liegende große Kirche ziehen, überaus selten Einer es unterlässt, sein stilles Gebet am Altar oder am Taufsteine frei, und darum auch um so andächtiger, zu verrichten.

Als Tempelgebäude steht in Paris die alte Cathedrale Notre Dame auf der Isle de Cité weit voran. Der Grundstein ward 1183 unter König Philipp August vom Erzbischof Moritz v. Sully gelegt, der Bau selbst nach fast 200 Jahren 1450 beendet. Sie hat die Form eines lateinischen Kreuzes. Am Fuß desselben ist die Hauptfaçade, die trotz aller Unbill der Zeit und vandalischen Zerstörung der Menschen noch immer bewundernswerth ist. Die beiden äußern der drei großartigen Haupteingänge werden von den zwei viereckigen Thürmen überragt. Obgleich diese nur 204′ hoch sind und bis oben hin in gleicher Breite aufsteigen, ohne Giebel oder Thurmspitze, mit einem platten Bleidache und einer Gallerie versehen, so erscheinen sie doch keineswegs schwerfällig: das zierliche Stein-Blumenwerk bis obenan, die kleinere Säulengallerie über dem ganzen Portal und die Reihe höherer schlanker Säulen auf der halben Thurmhöhe über dem schönen Catharinenfenster des Haupteinganges und den gothischen Bogenfenstern der beiden Seitenportale, wodurch beide Thürme verbunden sind, giebt dem Ganzen eine Himmel anstrebende Leichtigkeit. Das mittlere Hauptportal hat in altgothischer Weise drei Bogennischen mit schön gearbeiteten, wiewohl zum Theil hart beschädigten Steinfiguren: in der ersten Nische Engel, in den zwei andern Apostel und

Heilige. Zu ihren Füßen lagern Ungethüme und Höllenwesen aller Art, Meerkatzen, Drachen, Larven mit tiefem Sinn andeutend den steten harten Kampf der Kirche mit der feindseligen Welt und ihrem Fürsten, und ihre siegreiche Ueberwindung. Aber schon hier ist es ungemein störend, daß inmitten der gothischen Pfeiler vier griechische Säulen zur Ergänzung. angebracht sind.

Das Innere der Kirche hat beim ersten Eintritt etwas sehr Großartiges. Dem mittleren Schiffe zu beiden Seiten, bis zum hohen Chor in dem Hauptende des Kreuzbalkens, laufen je zwei, freilich bedeutend niedrigere Schiffe parallel. So bilden sich 6 Pfeilerreihen. Die 4 zu den Seitenschiffen gehörigen sind alt-gothischer Art, aber die beiden Reihen des Hauptschiffes dorische Säulen moderner Ergänzung. Die beiden Catharinenfenster im Kreuzarm und das über der Orgel im Hauptportal sind alt und prangen in schönem Farbenglanz. Alles aber, was zur Ergänzung, Wiederherstellung oder weitern Ausschmückung aus neuer und neuester Zeit herrührt, trägt den unzweideutigen Stempel religiöser Leere und Gleichgültigkeit und der damit verbundenen Unfähigkeit, Geschmacklosigkeit und widerlichen Affectation in Darstellung heiliger Dinge. Das Schnitzwerk am innern hohen Chor ist dürftig und dem in England und vollends in Belgien nicht zu vergleichen; am äußern dagegen sind die übermalten Reliefs recht hübsch; sie stellen die Geschichte der heiligen Jungfrau vor. Aber das Bild des Hochaltars, eine Kreuzabnahme in Marmor von Coustou ist über die Maßen verfehlt. Der vom Kreuz weit hin flatternde Mantel giebt den ganzen Bild-Charakter des Windigen und Flüchtigen deutlich genug an. (Eine ganz ähnliche Darstellung, wahrscheinlich Copie, sah ich im Hochaltar der Kirche Saint-Merry, rue St. Martin.) — Mit einer gewissen

Ehrfurcht zeigt der Sakristan die Stellen, wo Napoleon bei seiner Krönung saß, stand und kniete, und die silbervergoldeten schweren Leuchter, welche er der Kirche schenkte. — Die schwere silberne Ampel von gewöhnlicher Form hangt mit sehr trübem Licht an einem gemeinen hanfenen Strick von der Decke herab. An den Nebenaltären ist auch nichts von Bedeutung. Die Summe aber der Geschmacklosigkeit und religiösen Armuth scheint mir gegeben in dem neuesten Altar des heil. Marcellin von weißem Marmor, dessen goldene Inschrift uns meldet, dass Fürst Talleyrand ihn errichtet, Erzbischof Quelen ihn 1835 eingeweiht habe. Es ist schwer zu bestimmen, ob irgend eine Idee und welche wohl bei diesem allegorischen Puppenspiel dem Künstler vorgeschwebt habe; nur das ist gewiss, eine christliche ist es nicht.

In der Sakristei wird, außer dem nicht eben sehr reichen Tresor der Cathedrale, Napoleons prächtiger Krönungsmantel gezeigt, ferner 2 überaus reiche Casul, der eine des Exkaisers, der andere Louis Philipp's Geschenk. Und dazu noch des Erzbischofs Quelen Marmorbild, in seinen scharfen harten Zügen die jetzige Stellung und Richtung der römischen Kirche deutlich genug aussprechend.

Liest man dann ferner noch in der Kirche hie und da auf großen Papierbogen ein von dem jetzigen Pariser Erzbischofe Afre vorgeschriebenes Gebet in accentuirtem, nicht eben meisterhaftem Latein für die „arme, verlassene und verrathene Spanische Kirche," verbunden mit einer französisch geschriebenen Verheißung einer Hauptindulgenz für die fleißig Betenden, so ist das innere Kirchenbild vollendet.

Die ganze Länge des Tempels beträgt, nach gewöhnlichem Mannesschritt, vom Hauptportale bis zum hohen Chore 60 Schritte, von da bis zur Spitze des Kreuzes 40.

Von andern Kirchen sah ich noch manche, z. B. Saint Ni-

colas-des-Champs, Saint-Merry, beide, der ursprünglichen Anlage nach, alte schöne Gebäude, aber auch hier überall Spuren der Verfallenheit, Unsauberkeit und vandalischen Zerstörung. S. Nicolai hat, wie Notre D., 5 Schiffe, von denen aber die 2 äußersten mehre Capellen bilden. Beide Kirchen haben rein gothische Pfeiler ohne Capitäle; die Bogenrippen des Gewölbes sprossen oben wie aus einem Palmbaum frei hervor. Um so widerlicher ist's, in beiden Tempeln griechische Säulen drein gemengt zu sehen, und übrigens noch von mancherlei geschmacklosen süßlichen Steinpuppen und allegorischen Spielereien der Perrückenzeit unangenehm berührt zu werden, wofür ein Paar ziemlich gute Bilder nicht entschädigen.

Die alte gothische Kirche St. Germain l'Auxerrois, nahe dem Louvre, giebt uns ein treues, tief betrübendes Zeugniss von der neuesten Zerstörungswuth der Pariser Radicalen und zugleich von der Kirchen-Restaurationskunst der Pariser Meister. Bekanntlich regte im Februar 1831 eine pomphafte Todtenfeier der Legitimisten für den lange zuvor ermordeten Herzog von Berry die leicht entzündlichen Freiheitsmänner, die darin eine Verhöhnung ihres absoluten Volkswillens erblickten, dergestalt auf, dass sie das Innere der Kirche gänzlich verwüsteten, das Kreuz des Hauptportals hinabstießen und damit umgingen, das ganze Gebäude niederzureißen. Die Ausführung dieser Barbarei wurde durch die Behörden gehemmt, die Beschädigung, wie man's nun grade vermochte, gut gemacht. Um aber dem Volke genug zu thun, hielt man am 29. Juli 1840 in der neumodisch-ausgebesserten Kirche ein feierliches Todtenamt für die in der Julirevolution gefallenen Kämpfer, worauf sogleich der König der Volkswahl das für die Juliopfer auf dem Bastilleplatz errichtete, nicht eben stark imponirende Denkmal einweihete. (Es scheint mir nämlich der oben schwebende vergol-

dete Genius der Freiheit, mit der Fackel in der einen, mit zerbrochenen Ketten in der andern Hand, sehr leichtfüßig und unsicher, eher zur Erde herabfallend, als zur Höhe strebend.) — Jene Kirche war, nach Aussage der Kunstkenner, vor der Zerstörung eines der vollendetsten gothischen Gebäude in Paris. Aber wie sehr ist schon das Aeußere durch unpassenden Neubau der Ludwigszeit entstellt! Von dem durch und durch verneuten Innern schweigen wir ganz. — Die gelehrte Madame Dacier und der edle Vertheidiger Ludwigs XVI., Malesherbes, haben hier Denkmäler.

Die Kirche des heiligen Ludwig, auf der nach ihm benannten Insel St. Louis, ist ein modernes Gebäude. An einem Sonntage zufällig vorübergehend, trat ich zum Vesperdienst ein. Es mochte wohl ein absonderliches Heiligenfest sein. Alles war hochaufgeputzt: auf dem hohen Altar viele Lichter und Deckenschmuck, Pfeiler und Altäre bekleidet, die Priester in reichen Casuln, die untern Kirchdiener und die Knaben in reinlich weißen Oberhemden, was man in Frankreich eben nicht oft findet. Die silbernen Rauchfässer sah ich nie so hoch schwingen. Eine feierliche Procession begann innerhalb der Kirche. Ein Marienbild wurde umhergetragen von einer ältern Jungfrau, welcher 4 jüngere die lange Schleppe nachtrugen; 16 andere, zum Theil sehr jugendliche Gestalten, folgten, alle weiß gekleidet und beschleiert, singend, aber mit muntern Augen umherblickend. Daran schloss sich ein Zug von Geistlichen, denen eine flatternde violettseidene Fahne vorgetragen wurde, mit den goldgestickten Worten: loué soit Jésus-Christ dans le Sacrement („Gelobt sei Jesus Christus im Sakrament"). Sie sangen einen alten Kirchengesang in tiefer Stimmlage; ein mitgehender Serpent, schlecht und roh geblasen, unterstützte die wackelnden Priester-Stimmen. Die Responsionen machte ein Chor wider-

lich pipender Knaben. Aehnlichen Schaudergesang hörte ich öfter in Frankreich, z. B. in St. Denis.

Von der katholischen Kirchenmusik in Paris und im ganzen Lande, von der ich nichts Rühmliches zu sagen weiß, hierbei gelegentlich nur dies Eine Wort: die berühmtesten und besten Opernsänger, zu den Hauptfesten höflichst eingeladen, singen in der allbekannten neumodischen Flittermanier die beliebtesten Opernmelodieen, ernster oder leichtfertiger Art, nach untergelegtem kirchlichen und heiligen Text, was, zuvor geflissentlich bekannt gemacht, eine große Menge Zuhörer herbeilockt.

Man nannte uns die neue Magdalenenkirche (**église de la Madeleine**) als eine der schönsten, die je auf Erden errichtet worden; — und wir geben zu, dass das Gebäude in Größe, Pracht, Kostenaufwand mit den berühmtesten heidnischen Tempeln, sogar mit dem Parthenon, wetteifern mag; — aber eine christliche Kirche ist es nicht. Das Himmelanstrebende, was die ringsum laufenden Reihen der 52 cannelirten Säulen des Oblongs — jede 45′ hoch, 8 an jeder kurzen, 16 an jeder langen Seite — anzudeuten scheinen, wird durch das platte, sie allesamt niederdrückende Dach sogleich zur Erde zurückgewiesen und als nichtig dargestellt. Kein hochaufblickender, zum Himmelsgewölbe sich aufschwingender Thurm, über dem Erdengewühl da unten hoch erhaben und die Menschenseele mahnend und hinauflockend mit der unwandelbaren ehernen Zunge seiner Glokken. Man will vielmehr der Magdalenenkirche hinter dem nördlichen Fronton ein Paar Glöcklein versteckt ein- oder beihängen, damit die Pracht des antiken Heidentempels nicht durch einen christlichen Thurm entstellt werde.

Der Grund zu diesem grandiosen Gebäude ward schon im Jahre 1764 unter Ludwig XV. von dem Architekten Constant

d'Ivry gelegt, sein Nachfolger Coulure brach aber alles bereits Ausgeführte bis auf den Grund ab und baute nach einem ganz neuen Plane. Er war damit ziemlich weit vorgeschritten, als die Revolution im Jahre 1790 jede Fortsetzung hemmte. Endlich ging man 1806 auf's Neue daran mit ganz neuen Gedanken: ein Tempel des Ruhmes für Napoleons Armee-Helden (temple de la gloire) sollte sich auf der Stelle erheben. Der viel gepriesene Baumeister Vignon erhielt, als Sieger über viele Concurrenten, von Napoleon den Befehl zur Ausführung. Er begann wiederum vom Grunde aus, rückte aber sehr langsam vor. Da beschloss die Restauration 1816, mit Beibehaltung des schon ziemlich geförderten Außenbaues, die anfängliche Bestimmung zu einer Magdalenenkirche wieder aufzunehmen. Die goldene Inschrift im Fries über dem großen Basrelief des Hauptportals verkündet es: D. O. M. sub. invocatione. Sanctae. Magdelenae. („Dem allgütigen, allerhabenen Gott unter Anrufung der heiligen Magdalena".) Dieses gewaltige Relief in dem nach dem Place de la Concorde gerichteten Fronton stellt im dreieckigen Felde „das jüngste Gericht" dar. Das ganze Bild hat 110′ Länge und bis zum obern Winkel 22′ Höhe. Der colossale Christ, 17′ hoch, steht in der Mitte, rechts von Ihm ein Engel, die Auferstehungs-Posaune blasend, außerdem noch allegorische Figuren: sie sollen die Unschuld, von Glauben und Hoffnung unterstützt, und die Liebe, 2 Kindlein behütend, darstellen. Im Winkel ist ein Engel beschäftigt, einem Auferweckten aus dem Grabe zu helfen, auf dessen Deckel man liest: ecce dies salutis („Dies ist der Tag des Heils"). — Dem Herrn zur Linken und zu Seinen Füßen kniet die heilige Magdalene, demüthig fürbittend für die Verworfenen, die von einem Engel mit gezücktem Schwerte zurückgeschreckt werden. Sie sind mit den Emblemen der 7 Todsünden dargestellt, z. B.

der Geiz hält einen Geldsack. Im linken Winkel stürzt ein Teufel einen Verworfenen in die Flammen. Ganz zur Seite die Inschrift: vae impio („Wehe dem Gottlosen!"). — Der Künstler Lemaire vollendete dieses vor vielen Mitbewerbern vom Ministerio Polignac bevorzugte Werk im Jahre 1834. Uns hat das von den Franzosen allgemein gepriesene und bewunderte Bild ganz wundersam gedünkt. Der Gestalt des Herrn scheint uns alle göttliche Würde und Majestät zu fehlen: der Künstler hat diese vielleicht in der colossalen Größe darstellen gewollt. Die Züge sind zu alt, die Stellung kriegerisch trutzig, die Gewandung schwerfällig. Die colossale Figur drückt alle andern Gestalten zu Zwergformen herab, und doch würden die nach den Winkeln zu gebückten Figuren bei etwanigem Aufrichten sich am Gesimse den Kopf zerstoßen. Insbesondere erscheint die fürbittende Magdalene, die doch mindestens als zweiter Hauptgegenstand hier zu betrachten ist, ganz verschwindend. Man muss sie erst suchen und sich sagen lassen, wer sie ist, und was sie will. — Aber ganz abgesehen von diesen Mensurfehlern, — wie kleinlich, irdisch und charakterlos ist der gewaltige Gegenstand erfasst! Wie ungehörig von römischem Standpunkte ist es, die Fürbitte der Kirchenpatronin als so ganz fruchtlos darzustellen! — Oder wollte der Künstler den wahren evangelischen Gedanken aussprechen: „am jüngsten Tage helfen alle Fürbitten der Heiligen nicht!" — Weit mehr erfreuen die Fruchtgehänge, die von Genien getragen ringsum den ganzen Fries decken, Alles bis in's Kleinste mit der sorglichsten Sauberkeit ausgearbeitet; sodann die 2 gewaltigen massiven Bronce-Thüren des Haupteinganges, 30′ hoch, die 10 Gebote in einzelnen Feldern darstellend. Auch hier ist alles Einzelne ungemein zierlich und fleißig behandelt und der erste Anblick des Ganzen ist großartig; — aber näher eingehend, vermissen wir alle innere

Einheit; — wir finden eine kleine Kunstgallerie, wo jede ausgestellte Figur für sich steht.

Nachdem ich den imponirenden Bau von außen mehre Male unter verschiedener Tagesbeleuchtung beschaut und angestaunt hatte, schien mir's nicht gerathen, den Anblick seiner hochgepriesenen innern Pracht durch umständliches Anschreiben oder gesuchte Empfehlung an den Herrn Minister der innern Bauten zu erringen. Es arbeiteten grade jetzt mehre Hundert Hände an der innern Vollendung, behufs der nahe bevorstehenden Tempelweihe. Dazu noch sprach ein competenter deutscher Künstler, der die Herrlichkeit da drinnen sorgfältig beschaut hatte, sich nicht sehr günstig darüber aus. Er lobte auch hier den großen Fleiß, die Zierlichkeit und kunstvolle Nettigkeit der Einzelnheiten, so wie die ungemeine Pracht; aber er tadelte die erstikkende Ueberladung in Figuren, Farben, Zierrathen; nirgends finde Auge und Geist und Gemüth Ruhe oder rechte Erhebung, weil alle Einheit fehle und nirgends Eine durchgehende religiöse Idee zu finden sei. Er nannte das Ganze eine Olla potrida, und ganz besonders erschien ihm Ziegler's riesiges Deckengemälde in der Chorkuppel ein Gemengsel. — Hatte ich doch noch so vieles Andere vollständig ausgeführte und hochberühmte zu sehen; zunächst eine ehemalige Kirche, die der heiligen Genoveva (Ste Généviève), die aus einem Ort, da Gottes Ehre, wenn gleich schwach und durch Menschenehre geschmälert, wohnte, zu einer Stätte menschliches Ruhmes entweihet und Panthéon, d. i. Allgötterei, benannt ist. Die Inschrift lautet: aux grands hommes la patrie reconnaissante („den großen Männern das dankbare Vaterland"). Das Relief von David im Fronton stellt Frankreich dar, seinen grands hommes Palmenzweige überreichend. Das kupfervergoldete Kreuz auf der höchsten Spitze der Kuppellaterne hat die pantheistische Volkswuth im

Jahre 1831, die bei der vorerwähnten Zerstörung von S. Germain l'Auxerrois sich auch hier noch, wie an der Zertrümmerung des Erzbischöflichen Palastes auf dem Notre-Dame-Platze, abzukühlen suchte, hinabgestürzt. Man will eine Broncestatue des menschlichen Ruhmes (de la Renommée) an die Stelle setzen. Und doch spricht die Kreuzform des Baues, und der hohe Thurm, und die Capelle Ludwig's XVIII. in der Krypte die kirchliche Bestimmung offenkundig aus und scheint beharrlich gegen die Entweihung zu protestiren.

Aber von Anfang hatte dieses Gebäude ein eigenthümliches Schicksal. Das uralte kleine Genovevenkirchlein erschien unter Ludwig XV. den Chorherren gar unangemessen der Würde der Pariser Schutzpatronin. Einer der Herren wandte sich an Marigny, den einflussreichen Bruder der bekannten Pompadour, der damals Aufseher der öffentlichen Bauten war, und machte ihn dem Unternehmen bald geneigt durch Vorspiegelung des Glanzes, den die Ausführung seinem Namen geben würde. Es war aber kein Geld da. Was war zu thun? Nicht lange zuvor hatte der Pfarrer von St. Sulpice den in langes Stocken gerathenen Bau seiner neuen Kirche durch eine nachgesuchte Lotterie in raschen Fluss gebracht. Warum dieses Glücksmittel nicht wiederholen? „Der Zweck heiligt die Mittel" — ist ja nicht blos der Jesuiten Grundsatz, sondern aller Kinder der Welt von jeher und wird's bleiben bis an den jüngsten Tag. Die königliche Zustimmung war bald gewonnen: die Lotterie schaffte jährlich 400,000 Frcs. zum Baufonds. Man begann 1757; aber wegen großer Terrainschwierigkeiten konnte Ludwig erst im Jahre 1764 den Grundstein einweihen, was mit ungewöhnlichem Pomp geschah.

Ich besah den stolzen Bau mit einem erfahrenen christlichen Pariser Freunde und einem berühmten Baumeister. Der erste

Eindruck des Aeußern, weit mehr aber noch des Innern hat etwas überaus Großartiges. Der beredte Baumeister wusste dies in das rechte Licht zu stellen, verstand aber auch meisterlich die Schattenseiten und Mängel also hervorzuheben, dass seine eigene Ueberlegenheit dadurch recht leuchtend hervortrat und die Sehnsucht nach seinen in Aussicht gestellten, leider noch nicht begonnenen Kunstbauten stark angeregt wurde. Den gelehrten Tadel des Meisters verstand ich wegen der vielen technischen Ausdrücke nicht immer; dagegen verstand und begriff er seinerseits nicht, was ich in meiner Einfalt zu bemerken wagte, nachdem der erste imponirende Eindruck überwunden war und die Idee des Ganzen und seiner Theile, ihr Verhältniss zu einander und ihre Ausführung ermittelt wurde.

Vor 1790 zierten diese Kirche Relief-Darstellungen aus den Geschichten des Alten Testamentes, der Kirchenväter und Heiligen, und besonders der Pariser oder französischen heiligen Genoveva (die von der deutschen ganz verschieden ist). Und was erblicken wir jetzt an der Stelle? Im Plafond der einen Kuppel erscheint in bunter Farbenpracht ein Frescobild von Gros: „die Apotheose der heiligen Genoveva"; ringsum knieen Chlodowig, Carl der Große, Ludwig der Heilige, Ludwig XVIII., neben diesem die Herzogin von Angouleme. Die Idee des Künstlers ist sinnreich: die ganze Kirchengeschichte Frankreichs in so wenigen Gestalten und so mäßigem Raum bildlich dargestellt, ihr blutiger Anfang und Ausgang; — nur Ludwig XIV. fehlte mir da zur Vollständigkeit. — Daneben nun in der Hauptkuppel, 250′ hoch, ein anderes Frescogemälde von dem weltberühmten Maler Gerard: die Apotheose Frankreichs, in 4 allegorischen Bildern: der Tod ergreift den um das Vaterland verdienten Mann inmitten seiner ruhmvollen Laufbahn; — das Vaterland beweint ihn; — die Gerechtigkeit zwingt den

Neid, sein ehrenvolles Andenken unbefleckt zu lassen; — der Ruhm, dargestellt in zwei auffliegenden Genien, trägt den großen Bürger (der dem Napoleon sehr ähnlich sieht) zum Olymp, wo die Unsterblichkeit (Jupiter oder irgend ein Gott) auf hohem Throne mit dem Scepter sitzt. Es scheint als widerstrebe der große Bürger, als zöge ihn eine bleierne Schwere zur Erde hinab: die Figur liegt wie zusammengekauert und unlustig in den Händen der Genien; aber es hilft nicht, die fliegenden Luftgestalten schieben ihn mit sichtbarer Anstrengung hinauf. Demuth und Bewusstsein der Unwürdigkeit ist das nicht; — ein großer Bürger Frankreichs darf diese christliche Eigenschaft nicht haben. — Mir erschienen diese Allegorieen wie der zweite erläuternde Theil jener eben geschauten Kirchengeschichte Frankreichs. Das ist ein jüngstes Gericht ganz eigener Art. Man fragt sich: wer sitzt hier zu Gerichte? Antwort: la France! — Und weiter: über wem wird Gericht gehalten? — Wiederum Antwort: über la France! und zwar über diejenigen Söhne Frankreichs, welche selbst bei ihrem Leben auf Erden als competente Richter galten und Andern die Unsterblichkeit decretirten. Wunderlicher Wirrwarr! Eine sich selbst aufhebende, sehr bedenkliche, rationalistisch-confuse Unsterblichkeit!

Dass übrigens Gerard den Tod nicht als Skelett mit der Hippe, sondern als schöne weibliche Figur mit kalt vernichtendem Blick, bleichem Antlitz, eine eherne Krone um die Stirne, dargestellt hat, ist eine löbliche Nachahmung der Alten, die ihre Medusen und Harpyien eben so bildeten. Die Beleuchtung des Ganzen ist überaus vortheilhaft, so dass man schon von unten her, noch mehr aber von der umlaufenden Gallerie die Bilder sehr deutlich erkennen kann.

Nun aber ging's bei Laternenlicht hinab in die Gewölbe, wo in vielen Kammern die Denkmäler der großen Bürger —

aber auch vieler kleinen für großes Geld — in schnurgrader Richtung wohlgeordnet stehen und von dem Castellan in ewig gleichlautenden unsterblichen Worten erläutert werden. Da sind Büsten, ganze Figuren, Sarkophage aus allerhand Material und ohne Zahl, die meisten mit allegorischem Putze. Die Vergleichung mit Westminster und St. Paul in London drängt sich, sehr ungünstig für Paris, auf. Hier nichts als neueste sich fortwährend wiederholende Thränenarbeit, im Renaissance-Styl, wenn auch hie und da mit großem technischen Fleiß. — Von historischem Interesse bleibt es allerdings, viele berühmte Männer in treuem Conterfei so beisammen zu sehen und in Gesichtszügen, Blick, Haltung und Stellung den durchgehenden Nationalton zu erkennen. Voltaire und Rousseau haben hier auch Denkmäler. Das des letztern ist fast tragi-komisch zu nennen, recht charakteristisch für den Todten und für das jetzige Frankreich: es streckt sich nämlich unter dem etwas geöffneten Sargdeckel eine Menschenhand mit einer Fackel hervor, die ein rothgelbes gemaltes Licht verbreitet. — „Er erleuchtet Frankreich auch noch nach dem Tode! Große Idee!" — sagte der Baumeister. — Mir fing hier an einzuleuchten, mit wie feiner Ironie die Londoner ihr sogenanntes Pantheon mit allerhand irdischem Schmuck und köstlichem Hausrath aufgeputzt und dergleichen eine „Abgötterei" genannt haben.

In den Ruhekammern des Pariser Pantheon finden sich viele leere Plätze; man hat für die beaucoup d' héros, von denen jener Mann auf dem Pont d'Arcole sprach, weislich Raum gelassen. Der Führer antwortete auf Befragen: c'est pour les amateurs, Monsieur („für die Liebhaber"), d. h. wer's bezahlt, kann hier schon bei Lebzeiten einen Platz sich erwählen und in eventum bestellen.

Wir stiegen aus dieser trüben Ruhmesgruft und Kluft

hoch hinauf in das helle Tageslicht der luftigen Hauptgallerie des Thurmes und genossen bei sehr günstiger Sonnenbeleuchtung des schönen Anblicks über die ganze Stadt und Umgegend.

Aus der Kirche, die keine Kirche mehr ist, gehen wir passend nach dem Nordostende der Vorstadt des heiligen Antonius (Faubourg du St. Antoine) zu dem Kirchhofe, der nie in Wahrheit ein Kirchhof gewesen ist, weil er eben keine Kirche hat*): das ist der weltberühmte und in der That höchst merkwürdige Todtenhof oder vielmehr Todtenberg, genannt cimetière Père Lachaise, nach dem bekannten Beichtvater Ludwig's XIV., Lachaise, dessen Eigenthum er war. Nach dem Tode dieses Jesuiten fiel das ganze bedeutende Stück Gartenland seiner Ordensgesellschaft zu. Im Jahre 1804 kaufte es der Seinepräfekt zum allgemeinen Begräbnissplatze für die Stadtbewohner; es kann aber auch jeder Fremde für einen Preis, der nach dem Umfange von 500 Frcs. bis auf 6000 Frcs. steigt, eine Grabstätte kaufen und ein beliebiges Denkmal errichten lassen, wie denn mehre Engländer, Russen (z. B. die bekannte Fürstin Demidoff) u. a. hier ruhen. Der Raum wird immer weiter hinausgerückt und beträgt, nach Aussage meines Führers, jetzt bereits 3 Lieues an Umfang. Das Ganze besteht aus mehren Anhöhen, nach allen Seiten hin von regelmäßigen bequemen Straßen durchschnitten, reich und geschmackvoll mit Bäumen und blühendem Gesträuch bepflanzt, eine merkwürdige Gräberstadt, zu der man täglich von früh 6 Uhr bis Sonnenuntergang Zugang findet, später aber unter keiner Bedingung.

*) Das ist freilich nach neuester Einrichtung leider auch bei uns so: Kirchhöfe ohne Kirche, nur nach dem äußern Eigenthumsrechte der ferne liegenden Kirchen so misbenannt. Es sollten wohl billiger und christlicher Weise überall, wie in England, Capellen zu wahrhaft würdiger Begräbnissfeier daneben erbaut sein.

Wie doch die liebende Trauer auf so ganz verschiedene Weise sich ausspricht und den Herzensgehalt offenbart! Bei den Reichen dieser Welt legt sie meistens nur prunkend sich zu Tage. Gar viele Denkmäler kostbarer Arbeit von Marmor und Werksteinen, die erst wenige Jahre stehen, sind bereits mehr oder weniger zerbröckelt und durch Moos und Graswuchs entstellt. Man sagt, dass grade Marmor und alles Kalkgestein vom Pariser Clima stark angegriffen wird. Dagegen waren die einfachen Ruhestätten kleiner Kinder sorgsam erhalten und mit frischen Blumen und Kränzen lieblich aufgeschmückt, ein Zeugniss, dass die Mutterliebe ausdauernder ist, als die Prunkliebe. — Wir erinnern uns nicht, hier irgendwo, wie doch so oft bei uns und in England, ein christlich-ernstes und frommes Wort, einen Bibelspruch oder dergleichen auf irgend einem Grabmal gelesen zu haben. Tempel, Capellen, mitunter reich mit Votivschmuck behängt, Obelisken mit allegorischen Basreliefs, ungeheure Steinmassen, dergleichen grade bei meinem Besuch zwei neue für zwei reiche Unbekannte im Bau standen, Büsten, Statuen von Marmor und Bronce, in der gewöhnlichen französischen Manier und Haltung; viele historisch merkwürdige Namen: Massena, Suchet, Lefebvre, Casimir Perrier, Caulincourt, Herzog von Vicenza, v. Percy, v. Chardin, General Foy, Laharpe, und so fort, eine Bildersammlung zu der ganzen neuern und neuesten Geschichte von Paris, von Frankreich, ja gewissermaßen zur Geschichte vieler Länder. Und was sind doch alle diese neuen Inschriften, diese kostbaren steinernen Mausoleen und trutzigen oder feinen Degen- und Federmänner an Kunstgehalt und sinnvoller Bedeutung gegen das Eine alte Grabmal bald rechts vom Eingange: Abälard und Heloise in 2 Granitsärgen nebeneinander, ihre ganzen Figuren von gleichem Gestein nach alter frommer Sitte, wie die Todten, die in dem

Herrn sterben, im Gebet ruhend auf dem Sarge. Das Denkmal ist erst vor einigen Jahren aus dem musée de petits Augustins hieher gebracht. Glücklicher Weise ist die neue Unterlage, so wie einige nothwendige Ergänzungen in ziemlicher Uebereinstimmung mit dem alten Werke gemacht. Auch das eiserne Gitterwerk ringsum stört nicht. — Der Führer erzählte, die schwärmende Liebe der Pariser werfe täglich so viele Immortellenkränze über die Einfassung hin auf das Grabmal, dass, insbesondere während des Sommers, die Massen wöchentlich hinweggefahren werden müssen.

„Und der Vermittler dieser französischen Schwärmerei, Mr. Jean Jacques (Rousseau) sollte Euch eigentlich jetzt noch aus seinem Nachlasse Eure Mühwaltung bezahlen," bemerkte ich.

„Ah, Monsieur," erwiederte er, „wir verkaufen ein Büchlein, das diese rührende Geschichte (histoire touchante) erzählt."

„Schlimm genug: damit mehrt Ihr den krankhaften Schwindel und zugleich Eure Immortellenfuhren!"

Er lachte, — mir war's sehr ernst zu Muthe. Das ist die röthliche Dunst- und Brand-Fackel des Weisen von Genf im Pantheon!

Als ich zum zweiten Male diesen Todtengarten besuchte, hatte ich die Königsgräber in St. Denis Tags zuvor gesehen. So lag die Geschichte Frankreichs von Chlodwig bis auf die neueste Zeit vor mir. Die Erinnerung an das, was ich vor wenigen Wochen in England betrachtet, trat lebendig vor meine Seele und stellte die großen Hauptgestalten der beiden grundverschiedenen und darum auch gründlich feindseligen Nationen einander gegenüber. Die Todten sprachen wiederum aus ihren Särgen heraus, die Denkmäler wurden eine lebende Steinschrift. Immer aber schienen mir auch auf dem Pariser Tod-

tenhofe jene beiden betend daliegenden alten Bilder alle die keck daſtehenden neuen Marſchälle und Staatsmänner weit zu überragen. Wird von allen dieſen auch nur Einer nach 700 Jahren noch, wie Heloiſe und Abälard (er ſtarb 1142) nur genannt, geſchweige von Allen gekannt und bekränzt werden? Die ſo kühn daſtehenden Marmorbilder leben nicht lange auf Erden; aber ihre dargeſtellte irdiſche Thätigkeit auf dem Grabmale hat etwas Spukhaftes. Sie können auch im Tode nicht von der Erde los, können nicht zur Ruhe kommen. Den Himmel kennen ſie nicht, ſie hatten keine Gemeinſchaft mit ihm, — ſie konnten nicht beten. Die Clio mag immerhin emblematiſch neben ihnen ſitzen und ihre Thaten mit dem Griffel in die Steintafel ſchreiben, — es fehlte im Leben ihnen durch eigene Schuld der Gottesfinger, der in ihr Herz zu ſchreiben bereit war. Es mögen Kanonen und Fahnen und Orden ſie als Helden und Sieger im Kampfe verkünden; — die rechte Kampfeskrone und Siegesfahne fehlt. Lauter Vorwärts in Blick, Hand und Fuß, — kein Aufwärts! Wie bei der Magdalenenkirche: Säulen ohne Thurm; das ſchwere, abgeſtumpfte Leben kann ſich dem irdiſchen Dunſtkreiſe nicht entwinden und zur Sonnenhöhe emporſteigen.

Zwei Worte noch über zwei Dinge in Paris, die nebſt der königlichen Bibliothek zu dem in allen Landen Vorzüglichſten gehören. Ich meine den Jardin des plantes und die königlichen Muſeen des Louvre. Ausführlichere Beſchreibung des hier Geſchauten und Genoſſenen würde Bände erfordern.

Im Sommer bildet der Jardin des plantes, auch abgeſehen von den ſeltenen und herrlich blühenden Pflanzen aller Erdtheile und der vollzähligſten Sammlung fremder Thiere, den anmuthigſten Aufenthalt. Man könnte in der üppig blühen-

den, reizenden und zugleich großartigen Umgebung sich in das Paradies versetzt wähnen, wo der Mensch mit Löwen und Tigern, Bären und Wölfen, Ottern und Schlangen, Adlern und Geiern in friedlicher Gemeinschaft lebte, — wenn die Ketten und Eisengitter nicht wären. — Hier findet der Zoolog, der Botaniker, der Mineralog für sein Lebenlang reichen Stoff zum Studium der Natur, der Psycholog zum Erkennen des innern Menschen an dem, was beschauet wird und wie? Er darf nur eine halbe Stunde vor dem großen Affenhause beobachtend stehen bleiben, und es kann ihm aus der zahlreich andringenden Menschenmenge und ihren Bemerkungen nicht entgehen, wie stark die Wahlverwandtschaft ist. — Von der Höhe des reich und geschmackvoll bepflanzten und bequem zu ersteigenden Hügels genießt man der schönsten Aussicht auf die Stadt und weit drüber hinaus, und der Erwerbfleiß eines gewandten und unwiderstehlich einladenden Mannes hilft durch ein aufgestelltes Teleskop dem Auge für 2 Sous noch weiter und stellt, was man durch das sehr mittelmäßige Glas nicht sehen kann, mit lebendig beschreibenden und betheuernden Worten hin. So versicherte er, man könne durch sein Glas die sämtlichen neuen Forts um Paris (les nouvelles bastilles, wie er sie nannte), auch die weitestentfernten, sehen und in den nähern die arbeitende Mannschaft zählen, nahm es aber weiter nicht übel, daß wir ihm dagegen versicherten, unser Auge sei noch nicht geübt genug, über oder durch die deckenden Bäume und Höhen zu schauen.

Jedem Käfig ist der Name seines oder seiner Bewohner in lateinischer und französischer Sprache, und die Heimath aufgeschrieben, jede Pflanze, jeder Stein der reichen Sammlung gleicherweise bezeichnet. Vollständigen Nachweis geben ausführliche Handbücher, die diesen in seiner Art bis jetzt wohl

vollkommensten Garten nach allen seinen Einzelnheiten beschreiben.

Ich konnte nicht in das wehmüthige Klagen eines Philanthropen einstimmen, der, in der gewaltigen Glasgallerie der Elephanten und Rhinokeros neben mir stehend, seinem Jammer über die Unmenschlichkeit Luft machte, dass man Ein solches unnützes Thier in Einem Tage verschlingen lasse, wovon fünf zahlreiche hungerleidende Familien genährt werden könnten, und nun weiter zu berechnen begann, wie viele Millionen Armer in ganz Frankreich mit dem aufs reichlichste gespeist und versorgt sein würden, was diese vielen Tausende von Thieren blos an Fütterung kosteten. — Aber beistimmen musste ich dem ernsten Worte meines begleitenden Freundes B.: „Wie arm und tief gesunken steht doch der Mensch da, der diese Thiere zwar listig einfangen und anketten, aber nicht frei leiten und gebrauchen kann. Tyrannei und Furcht der Menschen, in wunderlichem Gemisch vereinigt, blicken durch die Eisengitter und in den Thierketten uns an. Was würde es, wenn Eine der wilden Katzen die Kette sprengte und führe unter die Menschen hier? — Der Garten stellt das verlorene Paradies lebendig vor die Seele!"

Gehen wir von dem Großartigsten, was Paris für Naturstudium darbietet, hin zu dem, was es an wahrhaften Kunsterzeugnissen aller Zeiten und Völker aufbewahrt und auf die liberalste Art Jedermann genießen und benutzen lässt, und was das stattliche, prachtvolle Gebäude des Louvre in einer Menge Säle und Gallerieen einschließt. Wir finden hier, ungeachtet der gerechten Ausräumung der durch französische Waffengewalt aus allen Gegenden zusammengehäuften Kunstschätze im Jahre 1815, immer noch eine sehr bedeutende Anzahl der merkwür-

digſten und ſchönſten Werke, vornehmlich in der Malerei. Der Fremde kann ſämtliche Muſeen täglich ganz unentgeltlich beſuchen. — Die Statuen, Büſten, Reliefs in Marmor und Bronce in den untern Räumen ſind zwar den Elgin marbles u. ſ. w. im britiſchen Muſeum nicht gleich, das ägyptiſche Muſeum minder reich als jenes; dagegen ſind die Gemälde an Zahl und Werth weit überwiegend.

Auf der breiten und wahrhaft königlichen Treppe gelangt man links zuerſt in den ſogenannten kleinen Salon, von da in den großen, der von oben ſein Licht empfängt, und darauf rechts in die große Gallerie, unbeſtreitbar die größte in der Welt. Vierhundert und neunzig Schritte lang, führt ſie in grader Richtung vom Louvre in den Tuilerienpalaſt. Zur Unterſtützung des endloſen Raumes, wie zur Unterbrechung der Einförmigkeit dienen Arkaden, die in einzelnen Zwiſchenräumen angebracht ſind. Es iſt zu bedauern, daſſ das Licht grade in der Mitte dieſer Gallerie, wo jetzt die ſchönſten italiäniſchen Bilder hangen, nicht günſtig iſt. —

Dieſe 3 Räume des großen Muſeums bergen überhaupt 1399 Bilder, angefertigt von 395 Künſtlern, die ſämtlich verſtorben ſind: der Florentiner Gualtieri Gio Cimabue († 1300), der älteſte unter ihnen; der jüngſte, Louis Leopold Robert, aus Chaux-de-fonds in Neuchatel, der 1835 ein trauriges Ende in Venedig nahm. — Von dieſer Bildermaſſe ſind 374 Stücke von 80 franzöſiſchen Meiſtern gefertigt: die meiſten lieferte Leſueur, 46, unter welchen 24 die Geſchichte des heiligen Bruno darſtellen, 6 die des Amor. Dann folgt an Zahl Nicol. Pouſſin mit 39 Bildern, unter denen 20 bibliſche Scenen des Alten und Neuen Teſtaments, Claude Joſeph Vernet († 1789 in Paris, Vater des noch lebenden berühmten Horace V.) mit 31 Bildern, meiſtens Seeſtücken, welcher Art auch die

Mehrzahl von Claude Lorrain's 16 Bildern ist, unter denen „das Dorffest": tanzende Landleute am Ufer eines Flusses unter schönen Baumgruppen (No. 166 des Catalogs) — und die Landschaft mit einer Frau, die eine Kuh und Ziegen vor sich her treibt, sich auszeichnen (No. 175). Unter Carl Lebrun's 22 Bildern zog mich besonders eine heilige Familie an (No. 89): „die heilige Jungfrau winkt dem Johannes, den Schlaf des Jesuskindes nicht zu stören;" — unter Poussin's „der heilige Xaver in Indien, die plötzlich gestorbene Tochter eines Japanesen vor einer Menge Zuschauer in's Leben rufend" (No. 216); ferner: „der Winter oder die Sündfluth" (No. 220), eine großartige, charakteristische Composition, durch einen schönen Kupferstich bekannt, — und die vortreffliche Landschaft zum „Diogenes, der seinen Becher wegwirft!" (No. 231). — Von den beiden Lenain (Louis und Antoine): „ein Schmied in seiner Werkstatt" (No. 112), von Claude Lefevre die Porträts eines Lehrers und seines Schülers; von Jean Jouvenet († 1717 in Paris): „die Abnahme vom Kreuze nebst der Zurüstung zum Begräbnisse Jesu" (auch in Kupfer gestochen), — und: „Ansicht vom Hochaltare der Notre-Damekirche, an dem der Abt Delaporte, Jubilar-Chorherr, die Messe so eben beendet hat." — Wenn man doch die delabrirte Cathedrale nach solchem Bilde herstellen wollte! — Sodann von François Clouet ein treffliches Porträt des Herzogs von Cossé-Brissac, Marschalls von Frankreich unter Franz II. und Carl IX. — Von Jacques L. David († 1825 in Brüssel, 78 Jahre alt): „Belisar, Almosen bettelnd" (No. 40); von Jean Louis Demarne († 1829 in Paris, 85 Jahre alt) zwei kleine Bilder (No. 44 und 45): „ein Markt vor einem Wirthshause," und: „Abfahrt zu einer Bauernhochzeit."

154 flamländische, niederländische und deutsche Meister

haben zusammen 540 Bilder beigesteuert, die meisten, 42, P. P. Rubens, unter denen „die Anbetung der Magier" und „Diogenes mit der Laterne" (No. 679 und 686) mich eben so sehr anzogen, als die allegorischen Spielereien, durch die der große Künstler zu Ehren der Maria v. Medicis, Heinrichs IV. und Ludwigs XIII. sich entehrte, abstießen. — Unter Rembrandt's 17 Bildern wurden mir vornehmlich „der barmherzige Samariter," — „der nachdenkende Philosoph," — das „Brustbild eines fast kahlköpfigen Greises mit langem Barte" und einige ausgezeichnete Porträts, besonders sein eigenes, durch wiederholtes Beschauen ungemein werth, so wie von D. Teniers 14 Bildern „der verlorene Sohn, sein Gut verprassend," — „die Versuchung des heiligen Antonius," — „die Werke der Barmherzigkeit" (ein reicher Mann, begleitet von seinem Weibe und seinen Dienern, theilt Brod, Geld und Kleider unter die Armen aus); — „die Bauernhochzeit," und „Landleute, vor einer Dorfschenke trinkend und rauchend, und Fischer, mit ihren Netzen beschäftigt, in einer köstlichen Landschaft" (No. 764); — ferner von J. Ruysdael einige herrliche Landschaften, besonders die unter No. 720, wozu Nicol. Berghem die Staffage der Menschen und Thiere gemalt hat. — Gerhard Douw hat sein eigenes Porträt meisterhaft dargestellt (No. 422), und eben so „die väterliche Familienstube." Seine Mutter sitzt in der Fensterbrüstung, neben ihr steht das Spinnrad und ein Stuhl, auf dem eine Schüssel Fische. Sie liest in der Bibel, der alte Vater hört andächtig zu. — Adrian's von Ostade „Schulmeister mit der Ruthe unter seinen Schülern sitzend" ist schön; aber seine „Reisenden, zu Ross und Wagen vor einem Gasthause haltend" (No. 651) *) meisterhaft. —

*) Das Bild ist im Catalog irrig seinem Bruder Isaac zugeschrieben.

Unter Anton v. Dyck's 21 Bildern, meist sehr charakteristischen Porträts, sah ich ein vorzügliches ex voto: der Donatar und seine Frau knieend vor der heiligen Jungfrau mit dem Jesuskinde (No. 426). — Von den 12 Werken Hans Holbein's des Jüngern zeichne ich „die Anbetung der Magier" (No. 485), — „Jesu Abendmahl mit Seinen Jüngern" (No. 484c.), — das Porträt des englischen Canzlers Thomas Morus (485) und mehre meisterhafte Porträts aus. — Santwoort's „Christus zu Emaus" (No. 725) ist schön. Lucas v. Leyden hat 3 Bilder geliefert: schön ist „die Abnahme vom Kreuz," noch schöner das kleine Bild „die Verkündigung" (No. 557), eine der erhebendsten und würdigsten Darstellungen dieses Gegenstandes, die ich je sah. — Des alten Meisters Johann Hemmelinck einziges hier vorhandenes Bild: „die Predigt," ist ein tiefsinniges und erhebendes; aber der Alt- und Hochmeister, Johann van Eyck, hat in der „Hochzeit zu Cana" (No. 453) eine religiöse Tiefe, Würde und fromme Gemüthlichkeit entwickelt, die Alles übertrifft.

Viel Schönes und Geistreiches haben andere niederländische Meister gegeben, das wohl der weitern Verbreitung durch einen geschickten Grabstichel werth wäre. Es sind überhaupt nur wenige der trefflichen Bilder des ganzen Museums in Stich oder Steindruck erschienen. —

Wir waren unsererseits sehr zufrieden, unter den Niederländern hier doch nur 19 Schlachtstücke des berühmten Malers van der Meulen zu Ehren seines schwachen Helden Ludwigs XIV. zu finden. Dafür aber mussten wir in Versailles sie zu Hunderten sehen.

Von 161 italiänischen Meistern (wozu aber ein Paar Spanier, Murillo, Velasquez, Morales, u. a. gleich mitgezählt sind) finden wir 485 Bilder. Auch hier kann ich mich nicht

enthalten, wenigstens einige zu bezeichnen, die mich besonders anzogen. — Unter Rafael's 14 Bildern steht voran „die heilige Familie" (No. 1184): das Kind Jesus schwingt sich aus der Wiege in die Arme Seiner Mutter; Johannes, von Elisabeth zugeführt, betet Jesum an; ein Engel streut Blumen über die Jungfrau; Joseph steht in tiefem Nachdenken. Die Lieblichkeit der Mutter ist ächt rafaelisch, Joseph unübertrefflich; dem Jesuskinde aber fehlt der majestätische Himmelsglanz, den ja Rafael nach meiner Ansicht nur einmal in der Sixtinischen Madonna und sodann in einem neuerdings erst wieder gefundenen Bilde, das ich in Genua sah, zu geben vermochte. — Rafael malte das Bild im Jahre 1518 für König Franz I. Es ist bereits gestochen. — Meisterhaft hat der geniale Künstler „den heiligen Georg" dargestellt, der den schon verwundeten Drachen erlegt. Das Bild hat 2 Abtheilungen; in der zweiten entflieht eine gekrönte Jungfrau, vielleicht Capadocien darstellend, das durch des heiligen Märtyrers Bemühungen sich dem Götzendienste entriss.

Von Titian's 22 Bildern schien mir ausgezeichnet „die Jungfrau mit dem Jesuskinde auf ihrem Schooße;" sie hebt mit der rechten Hand den Busenschleier auf. Rechts vom Zuschauer steht der heilige Märtyrer Stefanus in der Dalmatilla, der heilige Antonius, eifrig lesend, und der heilige Mauritius in Waffen. — Ferner „eine heilige Familie" (No. 1246): die Jungfrau, auf der Erde sitzend, hält ein weißes Caninchen, welches das Jesuskind auf den Armen der heiligen Catharina dringend zu begehren scheint. Rechts weiden Schafe; der heilige Joseph streichelt ein schwarzes. — Weiter: „Jesus mit den Emauntischen Jüngern" (No. 1249). Man sagt, der zur Rechten des Heilandes sei Porträt Carls V., der zur Linken Cardinal Ximenes und der Diener Philipp II. (Das Bild ist

gestochen.) — Von dem alten Künstler Taddeo Gaddo Gaddi (geb. 1300 in Florenz) sind unter No. 1009 vier herrliche kleine Bilder auf Goldgrund zusammengestellt: „Christus am Kreuz; — die Enthauptung Johannis; — des Täufers Haupt dem König Herodes überbracht; — Herodes den Teufeln übergeben." — Unter Paul Veronese's 11 Gemälden zeichne ich aus „die Jungfrau und das Jesuskind, auf ihren Knieen stehend"; St. Georg und die heilige Catharina von Alexandrien stehen zur Seite, St. Benedikt kniet in Anbetung versunken. — Viele einzelne Schönheiten hat desselben Meisters gewaltig großes und personenreiches Bild: „die Hochzeit zu Cana" (No. 1154). Die Person des Heilands tritt in jeder Beziehung am wenigsten hervor; desto mehr die der zahlreichen Tischgäste, in denen der Meister die berühmtesten Zeitgenossen porträtirt hat. Links vom Beschauer im Winkel sitzt Herzog Alfons v. Avalos; die Braut, hinter der ein Narr den Kopf zwischen 2 Säulen possierlich aber höchst bedeutsam vorsteckt, ist Eleonore von Oestreich, Carls V. Schwester, Gemahlin Franz I., der in abenteuerlichem Kopfschmucke neben ihr als Bräutigam sitzt. Auf der andern Seite Königin Maria von England (?) in gelber Robe. Der Türkenkaiser Soliman II. neben einem Negerfürsten, der mit einem der Diener spricht. Weiter weg Victoria Colonna, Gemahlin des Marquis von Pescara. An der Ecke des Tisches Kaiser Carl V., mit dem Orden des goldenen Vließes. Der Künstler selbst steht mit den berühmtesten seiner damaligen venetianischen Kunstgenossen mitten unter den Musikern im Vorgrunde; er spielt das Violoncell, Tintoreto begleitet auf einer Bassgeige, Titian spielt den großen Bass. Der Mann in gesticktem Kleide, eine Schale Wein haltend, ist des Malers Bruder, Benedikt. Viele der andern Personen weiß man nicht mehr mit Bestimmtheit zu bezeichnen. Das

ganze Riesenbild hat durch ungemeine Farbenfrische und Farbenharmonie, durch lebendigen Ausdruck des eigenthümlichen Charakters jeder Person und sinnvolle Gruppirung des Mannigfaltigen zu äußerer und innerer Einheit, so wie durch sorgfältige technische Ausführung bis in die kleinsten Details vielen Reiz. Was aber ist das Eine, was alle diese Personen im innersten Gemüthe in dem Augenblicke bewegt? Ist es die eheliche Verbindung und ihre politische Bedeutung? ist es der Zauberton der Musik? Es sollte wohl der mit zu Tische sitzende Heiland sein, — der ist es aber ganz offenbar am allerwenigsten. Warum hat denn der Künstler Ihn hier dargestellt und überhaupt den biblischen Gegenstand herbeigezogen, der für alle Anwesenden gar nichts besagt? — Ich glaube, der sinnige Maler hat eine große Wahrheit für jene, wie für unsere Zeit schlagend hingestellt. Jesus ist dem Namen und dem gesetzlichen Brauche nach bei jeder Hochzeit, — aber von Herzen achten sehr Wenige auf Seine heilige Nähe, sondern hören, sehen, denken nur auf das Irdische und wollen sich das Wasser nicht durch Ihn in Wein verwandeln lassen.

Unter Dominichino's 14 Bildern ergriff mich „David, der die Harfe spielt" (Nr. 964), voll Begeisterung himmelwärts blickend. Ein Engel reicht ihm die heilige Schrift dar, die ihn mit Lob und Preis Gottes erfüllt; ein Kind schreibt die Worte des Propheten nieder. (Das schöne Bild ist gestochen.)

Ein herrliches Bild von Benedetto Ghirlandajo: „Christus das Kreuz tragend." Die heilige Veronika tritt ihm mit dem Tuche entgegen, Maria, Johannes und Andere begleiten Ihn. Meisterhaft ist der Scherge charakterisirt. — Unter Guido Reni's 22 Bildern steht mir „David mit Goliaths Haupt" (Nr. 1048) oben an; unter Leonardo's da Vinci 10 Gemälden „der Erzengel Michael, der dem Jesuskinde auf dem Schoße

der Mutter die Richterwage übergiebt. (Nr. 1087.) Hinter ihnen steht Elisabeth, und Johannes ein Lamm zärtlich umfassend; — und aus Leonardo's florentinischer Schule: „Das schlafende Jesuskind in den Armen der heiligen Jungfrau"; Engel tragen Ruhekissen und Decken herbei. (Nr. 1093.) — Herrlich ist des alten Mailänders (Pier Francesco) Sacchi di Pavia Bild: „Die Kirchenlehrer mit den Emblemen der Evangelisten." (Nr. 1210.) Die vier lateinischen Väter: Ambrosius mit dem geflügelten Löwen des Marcus, Hieronymus mit dem Engel des Matthäus, Augustin mit dem Adler des Johannes, Gregor der Große mit dem Stier des Lucas, sitzen unter einem offenen, auf reich geschmückten Säulen ruhenden Porticus an einem weißen Marmortische, studirend. Der h. Ambrosius spitzt eine Feder; die Geißel vor ihm bezeugt seine strenge Kirchenzucht an Kaiser Theodos. — Von Gentile da Fabriano sah ich eine herrliche „Darbringung Jesu im Tempel", ein tief gedachtes, rein evangelisches Bild (Nr. 998); man sehe nur die beiden herbeieilenden Krüppel, die zwei Frauen, deren eine königlich geschmückt ist, und die zwischen Maria und Joseph erscheinende, von den Pfeilern halb verdeckte Figur recht an. — Fra Bartolommeo's „Englischer Gruß" (Nr. 1007) und „mystische Vermählung der heiligen Katharina von Siena mit dem Jesuskinde" zeugen von der diesem Meister eigenthümlichen Kunstschönheit und Tiefsinnigkeit, die sich freilich in diesen beiden Bildern ganz in das Mystische versenkt. — Des großen Meisters Murillo h. Jungfrau mit dem Rosenkranz", den das auf ihren Knien sitzende Jesuskind ergreift (man nennt es fälschlich ein „Spielen" mit dem Rosenkranz), ist köstlich; eben so köstlich, ja wahrhaft majestätisch seine „Geißelung Christi." Petrus fleht knieend den gegeißelten Heiland um Gnade für seine Verleugnung an. Diese Erniedrigung und

Majestät in demselben Herrn, dieses bittere, schmachvolle Leiden und dieser beseligende Gnadenblick, diese rohe Wuth der ungläubigen Welt gegen das Heilige, dargestellt in den Schergen, dieser tiefe Bußschmerz und demüthig hoffende Glaube im Petrus, diese über Alles erhabene Herrlichkeit und tröstende Milde Jesu! — Ein christliches Gemüth kann von dem Bilde sich nicht trennen, ohne innern Segen daraus mitzunehmen. So ein Meister, der zur Sonnenhöhe des Glaubens vom Geiste erhoben ist, kann freilich auch einen „jungen sitzenden Bettler" (Nr. 1130) meisterhaft und tiefbedeutsam darstellen.

Und wie vieles Herrliche sah ich hier noch! denn außer den wenigen Spanischen Künstlern, die zum Glanze dieser Säle beisteuerten, giebt es eine weit größere Anzahl in einer besondern Abtheilung des Museums. Da sieht man Meisterwerke von Francesco Zurbaran, Tiepolo, Carnona, Juan de Rivalta, Velasquez de Silva, Alonzo Cano, Francesco Rizi, Carbuco, Pedro de Villegas Marmolejo, Pietro Campana, Francesco Pacheco, Pedro de Cordova, Correa, Luis de Morales (genannt „der göttliche"), und — Murillo, und dazu noch ausgezeichnete Bilder italiänischer und niederländischer Meister. In den Vorzimmern zu dieser kostbaren kleinern Sammlung finden wir die Haupthäfen von Frankreich, gemalt von H. Vernet, ferner überaus schönes Schnitzwerk, einen Altar von ungewöhnlicher Größe mit unzähligen Figuren von Elfenbein, vortreffliche Arbeit des Mittelalters.

Endlich findet der Gemälde-Kenner und Kunstfreund noch eine kleine Sammlung von Bildern, unter denen ganz besonders einige herrliche niederländische sich auszeichnen, nebst einer kleinen Bibliothek, bestehend aus etwa tausend Bänden verschiedenen Inhaltes. Das Ganze vermachte ein viele Jahre in Paris lebender Engländer, Mr. Francis Hill Standish, vor einigen

Jahren dem König Louis Philippe und daher heißt es schlechtweg Collection Standish.

Ich darf auf nähere Angabe und Beschreibung der köstlichen Gegenstände in diesen reichen Sammlungen nicht eingehen. Was hilft das bloße Nennen der Bilder und ihrer Meister? Dem, der sie mit Liebe und innerer Theilnahme beschaute, mag es wohl höchst angenehm sein, die Erinnerung daran lebendig zu erneuen, — den damit Unbekannten aber langweilt es. — Gewiss ist's, der Louvre bietet einen in jeder Hinsicht so reichen Kunstschatz, dass man Bedenken trägt, hinterher noch andere der vielen Museen und Privatsammlungen in Paris zu beschauen, — es wäre denn, dass man Jahre lang dort weilte.

Was der Jardin des plantes dem Naturhistoriker, der Louvre dem Künstler bietet, das gewährt dem streng wissenschaftlichen Gelehrten im reichsten Maße die Königliche Bibliothek. Doch ihrer haben wir im ersten Theile bei Oxford gebührend gedacht.

Alle diese großen Institute versetzen uns in Paris hoch über und außer Paris, ja über das ganze schöne Frankreich hinaus in den Geist, die Kunst und Wissenschaft der ganzen Welt. Wir müssen, ehe wir Paris verlassen, uns nothwendig wieder sammeln und in den französischen Geist und Sinn eingehen, — und das thun wir durch einen Besuch des Hôtel des Invalides. In diesem gewaltigen Invalidenhause stehen wir nämlich in dem Haupttheil der neuern Geschichte Frankreichs. Von Ludwig XIV. unter dem Minister Louvois mit königlichem Aufwande erbaut (1670), ward es durch die unaufhörlichen Kriege desselben Königs auch reichlich mit 3 — 4000 Krüppeln bemannt, deren Zahl in letzter Zeit Napoleon noch bedeutend vermehrte und sorgsam verpflegte und bekösstigte. Dafür haben die armen geschlagenen bärtigen Männer der alten

und der jungen Garde nur den Kaiser im Kopf und Munde, ihr drittes Wort ist l'empereur, und wie sie sich selig fühlen, jetzt seine Asche in ihrem Dom zu haben, so erzählen sie mit Entzücken, dass nun bald ein köstliches Monument, in der Mitte der Kirche von dem großen Sculpteur Marochetti für 600,000 Franken erbaut, die theure Asche würdig decken wird. — Auch erzählten sie mir, daß sie ausschließlich zu ihrem Gebrauch eine Bibliothek von 20,000 Bänden hätten. Als ich aber mit zweien noch ganz rüstigen Grenadieren der alten Garde auf dem schönen Walle vor dem Graben die Kanonen besah, sagten sie mit zuversichtlichem Tone: „canons des Prussiens! — „Mit nichten, erwiederte ich; es sind ja Dänische, steht ja mit großen Buchstaben darauf geschrieben! leset doch!" Sie sagten ganz unerschüttert, nur mit einer Art Unwillen, dass ich alten Soldaten das Lesen zumuthete: „Ah! Monsieur, nous sommes soldats depuis notre quinzième année. Nous ne savons pas lire. C'est ainsi qu'on nous l'a dit; nous le croyons!" — Das ist mit wenigen schlichten Worten die Glaubens- und Lebensgeschichte Frankreichs, dachte ich still und ließ mich von ihnen in den gewaltigen Haupthof und einige der kleinern Höfe führen, sodann in die sehr langen und unverhältnissmäßig schmalen Speisesäle der Officiere und der Unterofficiere und Soldaten, deren Wände mit den merkwürdigsten Schlachten Ludwigs XIV. bemalt sind, ferner in einige der ziemlich rein gehaltenen Schlafsäle, jeder zu etwa 50 Betten; sodann in eine der vasten Küchen, in deren großen Kesseln täglich nicht weniger als 1000 Pfund Fleisch gekocht werden, eben so viele Pfunde zum Ragout und 25 Scheffel Gemüse täglich, wenn es wahr ist — die triefäugige und an der Zunge etwas invalide Schaffnerin versicherte es, „nous le croyons." — Zuletzt ging's in die Kirche, die außer den Grabmälern von Turenne und Vau-

ban und einer etwas schwerfälligen, kunstlosen Marmorkanzel nichts Merkwürdiges enthält. Den hohen Thurm mit seiner stattlichen, glänzend vergoldeten Prachtkuppel von unten in verschiedenen Richtungen zu beschauen, genügte mir. — Mit dem Gedanken tief beschäftigt, in diesem Invalidenhause Frankreich ein wenig in's Herz geschaut zu haben, ging ich die Esplanade, die gradeweg von dem großen Schlosshofe zur Seine führt, hinab, einsam am Quai d'Orsay rechts fort, bis ich endlich ein Cabriolet fand, das mich zu meinem lieben Freunde Grp. führte.

Und so sei denn dieses lange Capitel über Stadt Paris hiermit geschlossen. Wir wollen noch einen Blick in die Umgegend thun.

Siebzehntes Kapitel.

S. Germain. — S. Denis. — S. Cloud. — Sevres. — Versailles.

Auch der Schau- und Vergnügungslustigste findet in Paris so volle Befriedigung, dass er sich keinen bessern Ort erwählen kann. Er darf nur ein Weilchen auf einer besuchten Straße sich umschauen, so melden ihm fast stündlich neue Anschlagezettel, oder die vorbeirollenden Omnibus in großen Buchstaben, außen angeklebt oder auf Fähnchen zu lesen, ein ganz neues Schauspiel, oder einen neuen Lustort, mit den glänzendsten Versprechungen nie gesehener, nie genossener Anmuth und Herrlichkeit, oder ein Non plus ultra der Vervollkommnung

und Neugestaltung eines schon bekannten, oder eine fête champêtre, danses, oder jets d'eau (Wasserkünste), oder grandes eaux an Sonntagen in Versailles, in S. Cloud. Genug, man wird hier jeden Augenblick erinnert an das Motto des französischen Exkönigs von Westphalen Jerôme, dessen einzige deutsche Redensart alltäglich auf Befragen der Hofjunker, wie S. Maj. den Tag zuzubringen wünsche, lautete: „heute wieder lustick sein!" — Mir war keine Zeit übrig, vieles der Art zu sehen, auch hat der Fremde bei einmaligem Besuch, da die Vergleichung mit dem früher Gewesenen mangelt, kein Urtheil über die vorgenommenen Verbesserungen, die überdies oft nur in einer neuen Ausschmückung des Tanzsaales, in glänzenderer Gasbeleuchtung, in bequemern Gartenstühlen, in einer angeblich bessern Musikbande, in einer gelüfteten Durchsicht und dergleichen bestehen. Der Franzose selbst aber müht sich nicht mit Vergleichungen des Alten und Neuen ab; ihm ist jeder Wechsel durch den Reiz des Neuen und Mannigfaltigen ergötzlich und schön.

Ich fuhr eines Nachmittags nach S. Germain, 4 ¼ Lieues westlich von Paris. Die Eisenbahn führt in ½ Stunde dorthin. Bei Asnières lenkt ein Arm der Bahn links nach Versailles ab; wir fuhren über Nanterre und Chatou grade fort. Es genügte mir, während des kurzen Halts diese netten Orte mit ihren schönen Pflanzungen und Gärten, stark besucht von Menschen, zu sehen, die hochgerühmten Kuchen von Nanterre konnten mich nicht anlocken. Lieber hätte ich in la Malmaison das schicksalsvolle Schloss der Exkaiserin Josephine und ihren berühmten Garten näher beschaut. Aber die Besitzung ist zerstückelt, das Schloss gehört jetzt einem Privatmanne. — Das uralte S. Germain en Laye, ursprünglich ein Kloster und Schloss, von König Robert im 11. Jahrhundert erbaut, an dem lieblichen

Walde Laye (lateinisch Ledia, verstümmelt Laia), liegt an der Seine, auf einer nicht unbedeutenden Höhe. Von dem Bahnhofe, dessen elegant eingerichtetes Fremdenzimmer für Classe 1, mit rothen Sammetpolstern und schönen Kupferstichen, mich überraschte, schleppen den Menschenbeladenen Omnibus die beiden armen Pferde mühsam in einer Viertelstunde hinauf, Zeit genug, um ein leidenschaftliches Gespräch über die heute in dem Orte vollzogene Deputirtenwahl zu vernehmen, die den Sohn des in Deutschland sattsam berüchtigten Generals Vandamme getroffen hatte. „Il est fou." — „Non, Mr., il a assez d'esprit." — „Il a le génie de son père." — „Il est aristocrate." — So ging's für und wider, und Jeder wusste sein Urtheil mit einer Anekdote zu belegen. Fast oben auf der Höhe hatte ein Wagen durch Anfahren einen andern umgeworfen. Der darüber draußen geführte heftige Kampf und Tumult brachte die Wortkämpfer drinnen sofort auf anderes Gespräch; die zahllosen Haufen von Schweinen, die bergab durch Wagen und Menschengedränge getrieben wurden, gaben eine neue Mannigfaltigkeit. — In solchem Gewirre langten wir im Gasthof du prince de Galles an. Er war mir als der vorzüglichste empfohlen; aber er selbst und was er mir zu genießen gab, kalte, magere Suppe, steinigen Hammelbraten, trockne Kuchen, welkes Obst, schlechten Wein, und dazu ungebührliche Bezahlung, machten der Empfehlung wenig Ehre. Der alte freundliche Wirth versicherte mich, ich hätte in dem ältesten Hôtel von Frankreich gespeist: es stehe seit Roberts Zeit und sei viel älter, als das gegenüber liegende Schloss, das Franz I. erbaut und Heinrich IV. erweitert habe. — „Das will ich mit in Rechnung stellen", erwiederte ich Abschied nehmend. Und dieses Schloss, hie und da noch Spuren alten Glanzes im Aeußern tragend, ist jetzt eine Caserne und Magazin. In ihm ist Lud-

wig XIV. geboren; der Alkoven, wo seine Wiege stand, ist ein Staubwinkel; — in ihm wurde 1679 der böse Friede geschlossen, damals politisches Spiel der versammelten Staatsmänner getrieben, jetzt Kartenspiel der Soldaten; — in ihm hat Jakob II., 1689 aus England verjagt und an den französischen Hof fliehend, gewohnt, ist dort gestorben. Von dem Allen weiß der jetzt lebende S. Germain-Bewohner nichts mehr, — oder hat doch nichts davon. Der Franzose lebt überhaupt nur in der Gegenwart und flattert der Zukunft entgegen; die Geschichte der Vergangenheit hält er nur in Anekdoten und Mémoires fest. — Die Parochialkirche, in italiänischem Styl gebaut, genügte mir von außen zu sehen. Das eigentliche Hauptziel des Besuchs ist die unvergleichliche Terrasse, die einige 100 Fuß hoch über dem linken Seineufer in sehr bedeutender Breite und unabsehbarer Länge am Saume des köstlichen Waldes sich hinzieht. An dem schönen Nachmittage belebten kleine Gruppen von Damen und Kindern, auf Eseln oder Pferden spazieren reitend, und viele Lustwandler die liebliche Landschaft. Der Blick reicht jenseits hinüber bis zu den neuen Befestigungen von Montmirail, das durch das blutige Treffen zwischen den Alliirten und Franzosen im Jahre 1815 berühmt ist. Die neuen großen und breiten Steintreppen führen bequem die Terrasse hinab bis zu der Seinebrücke, die einen lohnenden Blick auf die anmuthigen Flussufer und viele baumreiche Inseln gewährt.

Wichtiger war der Besuch von Saint-Denis, 2 lieues nördlich von Paris, wohin man von 8 Uhr Morgens jede halbe Stunde, in einer guten, mit 3 Pferden bespannten Diligence, vom Faubourg S. Denis aus abfahren kann und in $\frac{3}{4}$ Stunden anlangt. Dieses uralte Kloster ward zu Ehren des heiligen Dionysius, des Schutzpatrons von ganz Frankreich, gestiftet von König Dagobert im Jahre 628, oder wenn auch, nach be-

liebter Behauptung, schon 496 von der heiligen Genoveva gestiftet, doch von dem wollüstigen und verschwenderischen Dagobert ganz umgestaltet und mit bedeutenden Ländereien und unermesslichen Schätzen ausgestattet. In der Cathedrale war damals des Silber- und Goldgeräthes, der kostbaren Edelsteine und der glänzendsten Decken und Gewänder kein Ende zu finden. Hier wurde auch Frankreichs heiliges Kriegspanier, die Oriflamme, aufbewahrt. Von diesem Allen ist nun freilich gar wenig mehr sichtbar, der Revolutionsvandalismus hat geplündert, die herrliche Cathedrale, die älteste Frankreichs, verwüstet, sie Jahrzehnte lang dem Ungestüm des Wetters Preis gegeben, bis Napoleon sie zu beabsichtigter Grabstätte der kaiserlichen Familie wieder herzustellen begann, die Restauration den Neubau fortsetzte und der jetzige König der Franzosen ihn würdig, — wiewohl etwas lässig, — zu beenden strebt. Und jenen jüngsten Vandalismus des niedern Haufens, der nicht wusste, was er that, mögen wir wohl verzeihen und verschmerzen. Ganz anders aber mahnt uns der ältere Vandalismus der Jesuiten, die wohl wussten, was sie thaten, als sie, von Neid und Herrschsucht bewegt, den bigotten Ludwig XIV. 1692 zur Unterdrükkung und Aufhebung der berühmten Abtei S. Denis drängten. Wo ist das ausgezeichnete Benedictiner-Kloster des heiligen Maurus, des ältesten und edelsten Schülers St. Benedicts? Wohl werden die großen Namen der gelehrten Mauriner: Mabillon, Montfaucon, Ruinart, Thuillier, Martène, d'Achery, le Nourry und andere, und ihre wissenschaftlichen Werke fortleben, aber auch zugleich bezeugen, wie das papistisch-jesuitische Frankreich seine edelsten, großartigsten Denker und Gelehrten von jeher beengt und bedrängt hat. Der Prunk der Stiftung der Madame de Maintenon zu S. Cyr bei Versailles, welche vornehmlich aus der Plünderung der Abtei S. Denis hervor-

strahlte, um einigen hundert Frauen und Jungfrauen des höhern Adels ein glanzvolles Leben zu bereiten, deckte die unbillige Verkümmerung des Maurinerklosters eben so wenig, als die Aufführung der Racine'schen Esther und Athalia und der Aufenthalt und Tod der bigotten Maintenon in dieser Damenanstalt zu S. Cyr, und noch weniger thut es die von Napoleon ebendaselbst begründete Militäranstalt zur Bildung von 300 Officieren der Infanterie; oder die an der Stelle des aufgehobenen Benedictinerklosters in S. Denis von dem Exkaiser errichtete Erziehungsanstalt für einige 100 Töchter armer Ritter der Ehrenlegion.

Hören wir jetzt die zahlreichen Chorherren der Cathedrale von S. Denis zur Vesper ihre alten geistlichen Gesänge mit schläfriger, unreiner Stimme ableiern, von dem eben so gebrechlichen knarrenden Serpent mühselig in unisono unterstützt, und hören und sehen wir dazu 10 fein piepende Knaben, von denen 9 ganz weiß gekleidet sind, einer ganz schwarz, fleißig knicksend, vortretend und wieder abgehend, einen nicht eben holdseligen Wechsel in die dramatische Kirchen-opera bringen, so ist uns, als ob die Geister der heimgegangenen Mauriner von der Decke herab den Jammer beseufzten *).

*) Man hatte mir gesagt, dass die alten Mauriner gewisse Theile ihrer Liturgie in griechischer Sprache gesungen hätten. Ob die heutigen Chorherren es auch so hielten, konnte ich aus ihrem Gesange nicht eher beurtheilen, als bis ich dem einen in sein lateinisches Missale schaute. Ich befragte nachher den einen dieser Herren um jenen griechischen Gesang und die Ursache der Eigenthümlichkeit. Er wusste nichts mehr davon und schien daran zu zweifeln, dass jemals in griechischer Sprache gesungen worden sei. Als ich ihm aber meine Vermuthung mittheilte, es sei wohl in alter Zeit geschehen, um den Zusammenhang des Klosters mit seinem Stifter, dem heiligen Dionysius, dem Areopagiten zu Athen (Apostelg. 17, 34) festzuhalten, da stimmte er mir sehr beifällig zu, schien aber übrigens weder den Areopagiten noch die französische Legende von der Klosterstiftung, die jetzt doch die Herren so stattlich nährt, zu kennen.

Und kaum hatten wir der historischen Wichtigkeit wegen etwa $\frac{5}{4}$ Stunden lang diesen alten Jammer erduldet, als unerwartet ein neuer und jüngst-moderner unserm Ohre bereitet wurde. Ein reicher Fremder hatte sich's nämlich etwas kosten lassen, den Organisten zur Darlegung seiner Kunst auf der großen mächtigen Orgel zu bewegen und die Kraft und Schönheit derselben durch Solospiel wie durch Gesangbegleitung in der majestätischen Kirche zu entfalten. Hilf Himmel, was mussten wir da erleben! Etwa 3—400 Zuhörer — meistens fremde Beschauer, — waren im Schiff der Kirche versammelt und lagerten sich in französischer Weise auf den einzelnen herbeigeholten Strohstühlen. Von oben her ergoß sich über sie ein Regen von Tönen, von donnerartigem Geprassel der tiefsten mächtigsten Stimmen in den 3 gekoppelten Clavieren begleitet, dem dann das Gezirpe eines einfüßigen Schwegels folgte. Das sollte ein fernes Echo sein, klang aber wie wenn quiekende Mäuse hastig dem Regen und Donner in die Winkel entrönnen. Das war die Introduction zu einem modernen Orgelpotpourri, gemengt aus allerhand neuen Opernfloskeln und mit variirenden Schnörkeleien überladen, aus welchem allen kein vernünftiger Gedanke, geschweige denn ein christlich erhebender, kirchlicher heraustönte. Schon wollte ich der Seelenmarter mich entziehen, als eine Dame, — ich glaube, es war die Frau Organistin — in die Brüstung des Chors trat und den schönen Psalm: „die Himmel erzählen des Ewigen Ehre" in französischer Uebersetzung, nach Beethovens trefflicher Composition mit starker, ziemlich reiner, nur in den höhern Chorden etwas scharfer Stimme sang. Diesem lohnenden Genusse folgte nach kurzem Gedudel des Orgelspielers eine schöne zweistimmige Psalmmotette von Cherubini, durch dieselbe Dame in Begleitung einer recht guten Mezzosopranstimme vorgetragen. — Als nun aber nach wie-

derholtem Zwischenspiel des Orgelquälers die Frau eine moderne Opernarie herab zu schreien begann, zu nicht geringer Freude der meisten Zuhörer, war meines Bleibens nicht länger. Ich eilte hinaus und beschaute den mächtigen, großartigen Bau des würdigen Tempels. Schon manches ist an dem großen Portal, an den Fensternischen, den Strebepfeilern recht kunstvoll und zum Theil auch in Uebereinstimmung mit dem Charakter und Styl des Ganzen hergestellt. Jeder Strebepfeiler hat die Jahresinschrift seines Umbaues von 1830—1842. Man ersieht daraus, dass die kostbare Arbeit nur langsam gefördert wird, was auch die geringe Zahl der beschäftigten Arbeiter wie des herbeigeschafften Materials bezeugt. In gleicher Weise werden die Ausbesserungen und Wiederherstellungen im Innern betrieben.

Dorthin kehrte ich nämlich, nachdem die letzten Orgeltöne verhallt waren, zurück, um zum zweiten Male den Tempel sorgsam zu betrachten. Einige recht hübsche Glasmalerei ist noch erhalten, alte Heiligen-Legenden, namentlich aus der französischen Geschichte, darstellend, z. B. auf einem Fenster, Ludwig den Heiligen, Buße thuend. — Die Gewölbe der drei gleich hohen Schiffe und ihre Pfeiler sind meistens schon in alter Würde hergestellt. Dazu will freilich mancher moderne Putz nicht ganz stimmen, z. B. die königliche Loge vom Hochaltare links mit Ueberladung von buntem Farbenschmuck und Gold. Der hohe Altar selbst bietet nichts Anziehendes dar, der Kirchenschatz an Gefäßen und Gewändern ist eben so wenig von Belang. Die meisten Seitencapellen und Altäre, zum Theil ganz zertrümmert, bedürfen noch gänzlichen Neubaues. Ein alter schöner Altar aber, vom Hauptportale links unter der Orgel, von trefflicher Steinarbeit, nur wenig beschädigt und gut hergestellt, fesselte mich. Ein Heiliger (Dionys) steht aufrecht in einem Kahn, der ihn über einen Strom in die heiligen Gefilde tragen

soll. Zur linken Seite drohen ihm und zerren und locken Ungethüme der wunderlichsten und vielfachsten Art; zur rechten steht in ruhigem Ernst, milden Blickes ein Engel und fasst seine Hand: der Heilige steht in unbeschreiblich edler Ruhe und mit einer Klarheit da, die in sein frommes Herz blicken lässt. Ich stand lange betrachtend vor dem Bilde; — zu mir trat ein langer hagerer Mann in einer Blouse, sonst reinlich und stattlich gekleidet, offenbar ein wohlhabender Landpächter, der bei dem Anblick der Drachen, Fratzen und Meerkatzen und ihrer possierlichen Wendungen sich halb todt lachen wollte. Er sprach ein Französisch, das ich nicht recht verstand. Dagegen verstand er ganz gut meine Erklärung, die ich ihm von der tiefen Bedeutung der Geschichte gab: wie nämlich die Welt und ihr Fürst mit seinen scheuslichen, bald lockenden, bald zwingenden Gehilfen, auch dem besten und heiligsten Menschen nicht Rast noch Ruhe lässt und ihm bis an sein Ende die Seligkeit zu entziehen trachtet; wie aber Gottes Gnade die Engel, als Himmelsboten und dienstbare Geister, zur Hilfe sendet den bedrohten Frommen, die ererben sollen die Seligkeit. Besonders machte ich ihm bemerklich, wie der sinnige Künstler es nach heiliger Schrift wahr und schön dargestellt habe, dass auch den heiligsten Menschen nicht seine eigene Kraft, sondern nur die göttliche Gnade vom Verderben rettet, dass kein Heiliger durch seine guten Werke die Seligkeit erwerben, sondern nur aus Gottes Gnade ererben kann. Der Mann wurde immer ernster und aufmerksamer und dankte mir beim Scheiden recht herzlich. Bei der Rückfahrt nach Paris traf ich mit ihm in demselben Omnibus wieder zusammen und erfuhr von einem mitfahrenden Pariser, der die breite und hastige Sprache auch nur errathend verstehen konnte, dass er ein Bretagner (Breton) sei.

Die wohl erhaltenen und viel gepriesenen Marmordenkmä-

ler von Franz I. mit seiner Gemahlin und von Heinrich II. im Seitenschiff der Kirche, sind sehr ungünstig aufgestellt und machten auf mich weder durch kunstvolle Arbeit und Adel und Würde der mit gefaltenen Händen daliegenden Figuren, noch durch historische Erinnerung einen wohlthuenden Eindruck. Am wenigsten bewirkte ihn ein drittes Monument, das die katholische Maria Stuart ihrem knabenhaften Gemahl Franz II. hat errichten lassen. —

Das Merkwürdigste aber und in seiner Art Einzige dieser Cathedrale besteht in den caveaux, den unterirdischen Grabstätten der französischen Herrscher, ihrer Familienglieder, und einiger historisch wichtiger Personen. Sie bilden eine wahre Königsgräberstadt. Da geht's in vielen mächtigen Gewölben bei Kerzenlicht, das von den Seiten durch oben angebrachte Fenster einfallende Tageslicht ist unzureichend — von Clovis durch Karl den Großen bis auf Ludwig XVIII. hinab, jedes Denkmal würdig und sauber aufgestellt. Die Jungfrau von Orleans steht in weiblich kleiner Figur aufrecht, in ihrer (angeblich originalen) Rüstung mit Helm und geschlossenem Visir, in einer Fensternische. — Ludwig XVIII. gebührt das Verdienst, die von Napoleon glänzend begonnene Herstellung der Todtenhallen zweckmäßig und sinnig vollendet zu haben. Schade nur, dass der umherführende Sakristan hier noch eiliger zu Werke ging, als jener in England und dass mein freundlicher Chorherr die Bitte um sein genügenderes Geleit aus Mangel an Zeit, vielleicht auch aus Besorgniss, dass ich zuviel fragen möchte, höflichst ablehnte.

Das Städtchen S. Denis ist nicht bedeutend, hat aber nach der Flussseite einige angenehme Plätze und Spaziergänge und ansehnliche Gebäude, unter denen die erwähnte von Napoleon errichtete Anstalt und außerdem mehre Fabrikgebäude recht bedeutend hervortreten. Den Vormittag hatte ich schon benutzt,

diese Außenwerke zu sehen und auch die vielgepriesenen eigenthümlichen Local-Kuchen, Talmouses genannt, zum Frühstück zu kosten. Sie mögen vielleicht noch eine Erfindung der alten leckern Klosterküche sein; für manchen Pariser Näscher sind sie das Ziel der Klosterfahrt. Mich sollten sie nur zu einem bedeutenden Spaziergange nach der Isle St. Denis stärken. Diese Insel liegt der Stadt gegenüber, in der Mitte der hier schon ziemlich breiten Seine. Eine Fähre, von einem etwas angetrunkenen Bootsmann geleitet, setzte mich und einen freundlichen Bewohner des Inseldörfchens vom rechten Flussufer an die Insel, die sich sogleich am Ufer bedeutend über dem Wasserspiegel erhebt. Das Dorf auf der Südspitze der Insel ist mit einigen recht netten Gärten der Städter geschmückt; die kleinen, ziemlich reinlichen Bauerhäuser liegen meist zerstreut umher; nach Norden hin zieht sich das Ackerland mit anmuthigem Gehölz wechselnd. Die ganze Insel hat 2 Lieues Umfang und bietet einige hübsche Aussichten. Auch wird man in einiger Entfernung eines der neuen Pariser Schutz- und Zwingforts gewahr. Der Fluss mit einer Anzahl Lastfahrzeugen von ziemlich plumper Bauart bietet auch einiges Leben, das nun freilich einem Seestädter immer sehr dürftig erscheint. — Der stellenweise schwere und morastige Boden, durch ein Paar plötzliche Regenschauer noch mehr erweicht, hatte mein Fußzeug auf dem langen Marsche so arg mitgenommen, dass der alte soldateske Décrotteur in S. Denis erstaunt ausrief: Ah, f...! Monsieur, vous êtes bien blessé! Für seine dreifach bezahlte Mühwaltung sollte er mir einige Sagen von Robert le Diable, oder etwas von der frühern Herrlichkeit des Klosters erzählen. Er wusste aber nichts Rechtes der Art und meinte nur, die schönen Demoiselles de la légion d'Honneur, dans la pension magnifique de l'Empereur seien mehr werth, als die alten

Priester; es wären deren doch noch genug und übergenug da. Ich möchte nur zur Vesper in die Cathedrale gehen, da würde ich's sehen. — Und so fand ich's denn allerdings, wie oben gemeldet. — Die Rückkehr nach Paris in einem kleinen Omnibus ging rasch genug, um in einem flüchtigen Remisen-Cabriolet noch zu rechter Zeit (6 Uhr) bei einem Familiendiner zu erscheinen und hier aufs Neue den großen Unterschied des französischen und englischen eleganten Haushaltes und Familienlebens wahrzunehmen. Ich war froh genug, wenigstens noch die Schlussstunden des Tages mit einigen christlichen Freunden wie gewöhnlich zubringen zu können, gleichwie ich mich durch ihren Besuch in den Morgenstunden auf den Welttag gerüstet hatte.

Der Fahrt nach Versailles musste ein ganzer Tag geopfert werden. Die Eisenbahn geht jede halbe Stunde, abwechselnd auf dem rechten oder linken Seine-Ufer, ab. Auf diesem letztern Bahnzuge war wenige Wochen zuvor das entsetzliche Brandunglück geschehen, bei dem eine große Zahl Menschen — man sagte 150 — in den verschlossenen Wagen verbrannten, viele, hart verletzt, zu Krüppeln wurden. Die Untersuchung des ganzen Vorfalls war noch nicht beendet, die meisten Pariser aber waren so eingeängstet, dass sie die Fahrt auf dem linken Ufer scheutzn. Mir dagegen schien grade dieser Unfall die größtmöglichste Sicherheit der Fahrt durch die Franzosen möglichste Vorsicht der Aufseher und Führer zu verbürgen, und ich wählte daher die linke Uferfahrt hinwärts, dann aber, der verschiedenen Ansichten wegen, heimwärts die rechte Seite. Zunächst ging's bei Anières mit dem Wege nach S. Germain gleich, von dort aber links über die Stationen Courbevoie, Puteaux, Suresnes, Saint-Cloud, Sèvres, Chaville, Viroflay. Nicht auf jeder der siebzehn Tagesfahrten, die im Sommer von 7½ Uhr Mor-

gens bis 10 Uhr Abends von Paris nach Versailles und von 7 Uhr Morgens bis gleichfalls 10 Uhr Abends von Versailles zurück gehen, wird auf allen 8 Stationen Halt gemacht; sondern höchstens nur auf 5, wenigstens auf 3 derselben, abwechselnd; nur S. Cloud, Sèvres und Courbevoie sind leicht begreiflicher Weise stehende Haltpunkte hin- und herwärts. Zweimal täglich geht der Zug hinwärts, einmal heimwärts ununterbrochen (Trait direct) innerhalb 20 Minuten; sonst bedarf's für die 4 Lieues der ganzen Strecke etwas über ½ Stunde. St. Cloud ist die Hälfte. Wir mussten uns begnügen, das historisch-merkwürdige neue Napoleonsschloss und den amphitheatralisch am Seineufer sich erhebenden uralten Flecken, den Park und die Fernsicht rechts vom bois de Boulogne, an welches sich unmittelbar Louis Philippe's Lustschloss Neuilly lehnt, mit flüchtigem Blick zu beschauen. Eben so ging es uns in Sèvres, welches durch seine bedeutenden Manufacturgebäude für Porcellan, Fayence, Emaille, so wie durch mehre nette Landhäuser reicher Pariser, einen stattlichen Anblick gewährt.

Versailles, die merkwürdige Schöpfung eines verschwenderischen, eigenwilligen Tyrannen, legt uns in seiner neuesten Herstellung die Geschichte Frankreichs seit Ludwig XIV. bis auf die Jetztzeit in Stein- und Baumhieroglyphen, in Wasserwerken, in Büsten, Statuen und Gemälden offen vor Augen.

170 Jahre sind verflossen, seitdem der „große König" im Februar 1672 die erste Declaration von hier aus unterzeichnete, 160 Jahre, seitdem (1682) der immense Bau von seinem Architekten Mansard so weit gefördert, von seinem Maler C. Lebrun so weit ausgeschmückt und Garten und Park von dem großen Gartenkünstler Le Nostre so geordnet war, dass er mit dem ganzen üppigen Hofe dort königlich wohnen und weilen konnte. — Und wenig über 50 Jahre sind's, seit der unglückliche Lud-

wig XVI. im October 1789 durch den Revolutionspöbel im Triumph vom Versailler Schlosse abgeführt wurde, um es nie wieder zu sehen. Die ringsum angebaute Stadt konnte ihr Leben nur durch den Hof fristen. Sie verfiel mit seinem Verschwinden, bis seit 1830 sie durch die Ausführung einer großartigen Idee Louis Philippe's sich wieder zu heben begann. —

Von dieser Stadt selbst, die immer nur als ein Zubehör des Schlosses dastehen wird, haben wir übrigens nichts zu sagen. — Sie schien uns, trotz ihrer angeblichen Einwohnerschaft von 30,000 Seelen, noch menschenleerer als etwa Potsdam und minder schön gebaut als dieses. Unsere Aufgabe für den Tag war das Schloss mit seinem Museum, die Gärten mit ihren Anpflanzungen und Wasserwerken, der Park.

Unleugbar hat der Anblick des Schlosses und seiner ganzen Umgebung, von der Hauptpforte des halb kreisförmigen Eisen-Gitterwerks, das den gewaltigen Schlosshof einfasst, genommen, etwas ungemein Imponirendes. Hinabschauend in die drei großen baumgeschmückten Anfahrten (avenues), links von St. Cloud her, in der Mitte von Paris, rechts von Sceaux, und zu beiden Seiten den unermesslichen Park erblickend, fühlt man sich unendlich frei und erhoben, so lange bis die Geschichte vom Schlosse selbst her verkündet, wie das Alles geworden und was hier Alles geschehen.

Inmitten des ersten Hofes stehet die colossale Reiterstatue Ludwigs XIV. von Erz, umgeben von 16 Marmorstatuen älterer und neuster berühmter Namen. Bayard, Colbert, Richelieu, Jourdan, Massena, Tourville, Duguay-Trouin, Turenne stehen dem Eintretenden rechts; Duguesclin, Sully, Suger, Lannes, Mortier, Suffren, Duquesne, Condé links. 12 von diesen standen ehemals auf der Brücke de la Concorde in Paris. Der Bürgerkönig ließ sie hieher versetzen.

Wir hatten noch 3 Stunden Zeit vor Eröffnung der Säle des Museums, die erst Punkt 11 Uhr erfolgt. Ein gewandter Cicerone war bald unter den vielen, die allezeit im Hofe und Vestibule bereit stehen, ausgewählt, uns im Garten umherzuführen. Er war ein ci-devant Trompette de la grande armée sous l'empereur, behauptete, in dieser Eigenschaft auch in Danzig trompetet zu haben, was aber nicht so recht stimmen wollte; — übrigens war er als geborner Versailler ein recht kundiger Führer, der eben so genau die Stelle kannte, wo Ludwig XIV. die Marquise de Montespan im Anblick der schönen Dlle. de Fontange verließ, um mit dieser an dem großen Florafest, das eine halbe Million Franken kostete, zu tanzen, als er den ganzen Apparat desselben Festes in dem noch vorhandenen großen verschlossenen Salon oder Bosquet (genannt la Cascade oder Salle du Bal), das wunderbare Farbenspiel der hochansteigenden Wasserstrahlen bei der glänzendsten Beleuchtung, so lebendig zu beschreiben wusste, als hätte er, ein zweiter Cagliostro, damals schon mit aufgewartet. Mit den königlichen Gärtnern war er so bekannt, dass wir ohne Umstände in den Familiengarten L. Philippe's Eintritt erhielten und auch das jetzt so schwer zugängliche Klein-Trianon uns zur Besichtigung dargeboten wurde, wozu aber die Zeit fehlte. Aus gleichem Grunde konnte auch Groß-Trianon nur von außen beschaut werden. Aber einige Anekdoten von Marie Antoinette aus Klein-Trianon erzählte der beredte Führer im Gehen und stellte insbesondere die Scene, wie in eben dem Schlosse Napoleon der Kaiserin Josephine seinen Entschluss der Scheidung bekannt macht, wie diese ohnmächtig in den Wagen getragen und nach Paris geführt wird, recht lebendig dar. Bei der militärischen Eskorte war er, wie sich von selbst versteht, mit gewesen. Unerschöpflich war der Trompeter in Beschreibung der

Wasserherrlichkeiten, der vielen Bassins mit ihren allegorischen, mythologischen, idyllischen Figuren und Gruppen, denen er mitunter gar possierliche Namen gab. Gewiss ist es, dass diese Wasserwerke zu Versailles alles, was an andern Orten der Art zu finden ist, weit, weit hinter sich lassen. Sie spielen aber nur an dem ersten Sonntage jedes Monats und zwar nur zum Theil; ganz vollständig (les grandes eaux) blos am Namenstage des Königs und bei außerordentlichen Festen. Ich war nicht so glücklich, das seltene Schauspiel zu genießen. „Sie finden das Alles vortrefflich dargestellt," sagte der unermüdliche Beschreiber, „in mehren herrlichen Bildern des Museums." Und so sah ich denn wirklich daselbst 11 Bilder von Cottet, die eine deutliche und recht lebendige Anschauung der Kunstwasser von den verschiedenen Hauptpunkten aus geben.

Wir hatten uns drei Stunden lang wacker drangehalten, einen großen Theil der Gärten und ihrer stolzen Pracht zu betrachten. Die günstigste Beleuchtung an dem schönen Morgen hatte Alles auf das glänzendste vor Augen gestellt. Nun aber sollten wir Schlag 11 Uhr an die Hauptsache gehen, an die Besichtigung des Schlosses selbst und seines in der That einzigen Museums (le plus beau du monde, nennen es selbst besonnenere Franzosen). Jedenfalls war auch die fortgesetzte Beschauung des Gartens und Parks zweckmäßiger nach 4 Uhr, wo das Museum wieder geschlossen wird, in den kühlern Nachmittags- und Abendstunden. — Ein wiederholter Blick auf das Schloss von der Gartenseite her, vor der mit 1000 Bäumen prangenden Orangerie und dem sogenannten Pièce des Suisses, einem gewaltigen Wasserbassin, stehend, ist wohl geeignet, da drinnen das Bedeutendste erwarten zu lassen, was königlicher Reichthum, Kunstsinn und Prachtliebe zusammen zu bringen vermögen. Man sieht auf den beiden hohen Steintreppen,

die vom Schlosse in den Garten führen, — die breitesten, die ich je sah — den gewaltigen Ludwig, das große französische „Ich" hinauf- und hinabsteigen und eine Wolke von dienenden und bewundernden Höflingen ihn umflattern. Was hat der heutige Bürgerkönig mit seinem feinen Geschmack und klugen Sinn gethan, um den alten Spruch wieder geltend zu machen: „Frankreich liegt in Paris; die Welt aber liegt in Versailles?!"

Lasst sehen! Raum genug ist in dem Schlosse zu einer geistigen Weltcollection geboten, wenn man bedenkt, dass dieses ganze Weltgebäude mit all seinen zahllosen Gallerien, Sälen, Zimmern in drei Stockwerken einer Länge von zwei französischen Lieues gleichkommt. So ist's denn auch nicht zu verwundern, dass der hochbejahrte königliche Schöpfer, um mit Ruhe anzusehen und zu genießen Alles, was er gemacht hat, in einem Rollwagen die Rundreise macht.

Der Gedanke, eine vollständige historische Bildergallerie Frankreichs zu lebendiger Kunstanschauung zu bringen, hat etwas bestechlich Großartiges. Nur schade, dass eine Aufstellung der Art, die zum Ruhm und Glanz der Nation dienen soll, weder Vollständigkeit noch Wahrheit gestattet. Von der einen Seite muss der Beschauer mit der Geschichte Frankreichs bis in die kleinsten Einzelnheiten bekannt sein, um die Darstellungen zu verstehen; von der andern Seite muss er wieder die ganze Geschichte vergessen, um nicht durch das Gespreizte, Halbwahre oder ganz Unwahre mit Unwillen, durch den allen jenen Lichtgemälden durchaus fehlenden Schatten mit Widerwillen erfüllt zu werden. —

Es würde mich zu weit und meinen Leser zu Nichts führen, wenn ich eine ausführliche Beschreibung dieses Museums hier geben wollte. Man hat der lobpreisenden Büchlein bereits

genug, obgleich das Schloss in seiner neuen Ausschmückung erst im Mai 1837 dem Publikum geöffnet wurde. Hier gilt wirklich in jeder Beziehung, was mir die verschiedensten Männer, die ich um eine vorläufige Beschreibung anging, antworteten: il faut aller le voir, pour savoir ce que c'est. Doch sei mir eine kurze Andeutung meiner Ansicht vergönnt. —

Man kann die ganze Masse der Sammlungen in 5 Hauptclassen theilen: 1) Eigentliche Geschichtsbilder; 2) Porträts; 3) Büsten und Statuen; 4) Darstellungen der königlichen Schlösser und Gärten, sowohl lange schon verschwundener, als noch bestehender: 5) Medaillen und Münzen (sonst cabinet du Roi genannt). Diese letzteren sah ich gar nicht; es bedarf zu ihrer Beschauung einer besondern Erlaubniss; und der Beschauer muss zu dergleichen viele Muße und numismatisches Interesse haben; beides fehlte mir.

Treten wir durch das Vestibule (Vorhaus) der Capelle rechts ein, so empfängt uns sogleich ein Relief: „Ludwigs XIV. Uebergang über den Rhein (1672); und es öffnet sich die erste Gallerie der Geschichte Frankreichs von Chlodwig (496) bis auf Ludwig den XVI. (1788) in etwa 200 Bildern, und einigen Porträts über den Thüren. Von dieser Gesamtzahl sind nur 65 dem ganzen Zeitraume von fast 1200 Jahren seit Chlodwig bis zum Tode Ludwigs XIII. gewidmet, dagegen etwa 100 der Geschichte Ludwigs XIV. Ein kleiner Saal (Salle de Constantine) zeigt uns neben einigen Belagerungen und Gefechten in Afrika (von 1836—40) auch die eben nicht sehr rühmlichen Großthaten der französischen Armee in Belgien vor Antwerpen im Jahre 1831 — 1832 und Anderes in Ancona, am Tajo. Dann gelangen wir durch eine sehr merkwürdige Gallerie von Büsten, Statuen und Grabmälern durch eine zweite mit historischen Porträts seit 1790, und durch noch

eine mit allerlei Sculpturen, in die zweite große Gallerie der Geschichte Frankreichs vom Jahre 1796—1836, die wieder nahe an 200 meistens große Bilder fasst.

Steigen wir nun auf der schönen Steintreppe zur Tribune de la Chapelle (d. h. zu den mit der Empore der Capelle gleichlaufenden Zimmern), so kommen wir in eine Menge Salons, die von mythologischen Fresken im Plafond die Namen tragen, als Salon d'Hercule, de Vénus, de Mars, de Mercure, d'Apollon (sonst auch Thronsaal genannt), Salon de la guerre (oder der Bellona). Imposant ist die große Spiegelgallerie (grande Galerie des Glaces), über 200′ lang, 30′ breit und vielleicht 40′ hoch. Sie hat 17 große Bogenfenster, denen gegenüber eben so viele Arkaden entsprechen. Jene sowohl als diese sind durch Pilaster gesondert, deren Vasen und Capitäler in vergoldeter Bronce strahlen. Das ganze große Gewölbe hat le Brun mit 9 großen und 18 kleinen Fresken geziert. Sie alle stellen in wunderbaren, — mir aber durchweg eben so widerlichen als lächerlichen, — allegorischen Figuren die Geschichte Ludwigs XIV., vom pyrenäischen Frieden (1659) bis zum Nimweger (1678) dar. Dass ein solcher Künstler sich nicht so gemeiner Schmeichelei schämte, der Pinsel nicht seiner Hand entsank! Mir fiel in diesem Prachtsaale, wie bei unzähligen andern allegorischen Figuren zu angeblicher Ehre desselben Monarchen der Gedanke ein, ob nicht die Künstler darauf rechneten, dass die besonnene Mit- und Nachwelt die unter so fader und kindischer Schmeichelei verborgene Satire erkennen und eben daraus den von Eitelkeit wirre gemachten König am besten aus dem Ertragen und Begünstigen solches Puppenspiels durchschauen werde. Das Aergste und Hochpossierliche dabei scheint mir, dass in diesen allegorischen Götterpossen, Jupiter, Juno, Neptun, Vulcan, Pluto, Hercules, Diana, Ceres,

Merkur, Venus u. s. w. sich unablässig beeifern, den großen König zu bewundern und ihn zu ihrem Genossen zu haben, dass er sich aber gar nicht um sie kümmert und mit ihnen nichts zu schaffen haben will. Also auch abstrakt, als Eigenschaften und Tugenden gefasst, als Weisheit, Macht, Liebe, Kunst u. s. w. hat diese Seele keine Gemeinschaft mit ihnen. — Es trat mir dies so recht lebendig vor Augen, als ich ihn in einem dieser großen Fresken dargestellt sah, wie er mit Minerva, Mars und Themis Rath pflegt, ob er den Krieg gegen Holland beginnen soll (1671). Mars ladet ihn ein, seinen Kriegswagen zu besteigen und giebt ihm als Siegsgewähr die schon eroberten Städte Flanderns, deren Namen auf zerstreut liegenden Schilden stehen; die Victoria rüstet sich, ihn zu krönen, die Fama ergreift die Ruhmestrommete; Minerva stellt weislich die Kriegsbeschwerden in einem vorgehaltenen Bilde dar; aber Themis hält ihre Wage und Schwert vor und entscheidet für den Krieg. „Siehe, das sind eure Götter!" Konnte in so eine närrische Seele auch nur von fern ein Gedanke an den wahren lebendigen Gott kommen?

Die meisten der letztgenannten Säle sind noch ohne Bilder; doch standen in mehren hie und da schöne Gemälde zum Aufhangen, nach Louis Philippe's Besichtigung und Anordnung, am Boden gegen die Wände gekehrt. Der König lässt ununterbrochen von berühmten Meistern weiter arbeiten. Mit den allegorischen Spielereien hat's Gottlob ein Ende. Aber sind darum die Gemälde selbst innerlich gefasst besser, würdiger? Ich will hier offen meine unmaßgebliche Meinung aussprechen. Die neusten französischen Maler verstehen die Färbung meisterhaft. Die Lebendigkeit und Farbenfrische in der Carnation, wie in den Gewändern und in allen Naturgegenständen ist überraschend, die Anatomie und Maßverhältnisse, so wie das

Architektonische richtig und schön, die Staffage geschmackvoll, und selbst sehr große figurenreiche Bilder haben meistens eine schöne Farbenharmonie; die Künstler verstehen meisterhaft das Monotone, wie das Harte zu vermeiden. Und doch ist das Alles nur eine scheinbare Einheit: es fehlt, grade wie in der Kirche, der die meisten dieser Künstler angehören, die innere Einigkeit des Geistes und Gemüthes; es fehlt der Himmelsfunke des Glaubens und der Herzschlag heiliger christlicher Liebe. Durchweg herrscht eine subjective Einerleiheit der Charaktere, die nichts in sich tragen, wodurch sie bei der größten Mannigfaltigkeit der Verhältnisse und Menge der neben einander stehenden Personen, und bei treuster Bewahrung ihrer Individualität, doch innerlich Eines sind. Jene subjective, wir möchten sagen revolutionäre Vereinzelung ist so durchweg charakteristisch und eigenthümlich französisch, dass sie nur durch Embleme und Allegorien von außen her eine scheinbar geistige Einigung affectiren kann. Daher auch die Franzosen dies geistlose allegorische Unwesen zuerst ersannen, um den Personen von außen her anzukleben, was sie innerlich nicht hatten noch haben konnten, weil die verfertigenden Künstler es nicht hatten. Diese thaten dabei, aber in anderer Weise, ganz dasselbe, was die ältesten Maler roher Zeit, die ihre Figuren auf Schriftzetteln aussprechen lassen, wer sie waren und was sie wollten. Daher, scheint es mir, können alle jene großen materiellen Vorzüge der Technik und geschmackvoller Sauberkeit nur in Naturgegenständen, in Landschaften, Thier- und Blumenstücken, im Architektonischen und in Genrebildern in voller Geltung und mit Glanz hervortreten. Große historische Bilder und nun gar christlich religiöse Gegenstände kommen dabei nimmer zu ihrem vollen Rechte, zu geistiger Einheit und Wahrheit. Charakterzeichnung, bei der jede einzelne Gestalt ihr Licht und ihre Bedeutung

von dem Ganzen wesentlich empfängt und wiederum dem Ganzen Licht und Bedeutung wesentlich giebt, also reine Durchdringung des Objectiven und Subjectiven, ist dabei ganz unmöglich, weil dies nur durch die hohe Schöpferkraft des wahren Glaubens gelingen kann. Dies gilt für jedes Kunstgebiet, für Malerei, wie für Dichtkunst, Tonkunst, Baukunst. Ob bei jetziger Glaubenslosigkeit wahrhafte Kunst, wie sie die glaubensstarken Väter hatten, möglich ist? Ich bezweifle es. Die alten Künstler sprechen: „ich glaube! Darum rede, dichte, male ich, componire ich, baue ich;" die neueren dagegen sprechen: „ich will reden, malen" u. s. w. Es fehlt die göttliche Offenbarung, aus der erst die menschliche Kunstoffenbarung, wie der gebrochene Farbenglanz des Himmelsbogens, erzeugt werden kann. Dass der jetzt so geltend gemachte Cultus des menschlichen Genius nichts weiter als eine imitirende, geistesarme Kunst zu ergeben vermag, leuchtet wohl deutlich genug ein.

Es sei mir vergönnt, das hier kurz Angedeutete an Einem Beispiele aus dem Versailler Museum zu verdeutlichen. Mein kunsterfahrener freundlicher Begleiter machte mich ganz vornehmlich auf die beiden colossalen und weltberühmten Bilder aufmerksam: „Napoleons Weihe und Josephinens Kaiserkrönung in der Notre Dame-Cathedrale," von David, und: „die Weihe Carls X. zu Rheims," vom Baron Gerard. Im Allgemeinen und im verjüngten Maßstabe waren mir die Bilder bereits durch den Kupferstich bekannt. Hier aber trat die ganze Intention der Künstler und mit derselben ihre ganze innere Welt und Kraft lebendig vor Augen. Ich gestand meinem sachkundigen Freunde gerne zu, dass alle technische Mittel von den beiden großen Malern meisterhaft benutzt seien, dass die Farbenharmonie, die Gruppirung der unzählbaren Personenmenge

unübertrefflich sei, dass sich Alles auf die eine Haupthandlung beziehe und also eine Einigkeit habe. — Ueberdem ruhe ein großer historischer Werth in der Porträtähnlichkeit vieler Personen. — Ich erlaubte mir aber dagegen zu bemerken, dass diese Einheit eine blos erzwungene und keine wahre sei. „Mir fehlen hier die christlich andächtigen Beter eben so sehr, als die offenbaren Käufer und Verkäufer im Tempel. Die letztern *sollen* nicht da sein, nach der Künstler Absicht und der von ihnen *gemachten* Feierlichkeit und Theilnahme; und doch sind sie wirklich da, sind von der ersten bis zur letzten Figur wirklich repräsentirt. Es soll Alles fein anständig und höfisch zugehen. Die Bilder haben eine herzschneidende Wahrheit, — nämlich diese, dass jene gottesdienstlichen Handlungen keine innerlich wahren, sondern nur äußere Cärimonien, Hoffeste sind. Ich sehe hier nicht eine einzige Person, welche das Wesen und die Bedeutung der großen Handlung auch nur einigermaßen zu erfassen schiene; es steht Jeder ganz in seine absolute Subjectivität vertieft und verrammt da. Die vollziehenden Priester haben kein Herz zu der Sache; man sieht's ihnen wohl an, sie (besonders die Napoleonschen) wären des Amtes gern überhoben; aber man sieht's auch nicht Einem von ihnen an, dass er innerlichgläubig zu Gott bete, Er möge das Böse, oder den Bösen, zum Guten wenden. Nun, und vollends an allen andern Zuschauern erblickt man nur Neugierde, oder Langeweile, oder eitle Ostentation; sie sind nur Beschauer, wollen aber gern Beschaute sein. Sehet doch diesen Kammerherrn hier im Vorgrunde in seiner durch schöne Uniform noch gehobenen schönen Gestalt! Ruft er Euch nicht zu: „was sehet ihr doch dorthin! schauet vielmehr auf mich! Ich bin Ich! und ohne mich hätte das Ganze weder Halt noch Wichtigkeit!" Und so steht gleichermaßen in dieser Gesamtgesellschaft der größte Theil der

Männer in einer widerlich subjectiven Activität, der andere Theil in einer eben so widerlichen Passivität da. Beide Bilder reichen weder zu einer wahren Tragödie aus, noch zu einer ächten Comödie. Sie stellen vielmehr ein höchst langweiliges Drama dar, oder eine lästige große Gesellschaft, die alle geistigen Reizmittel umsonst hervorsucht und wo nichts erfreut, als das Ende.

„Aber das liegt ja in der Sache und nicht in den Künstlern; es ist ja eben die Wahrheit der ganzen Handlung. Die Künstler hatten den von ihren Monarchen erhaltenen Auftrag eines historisch treuen Bildes zu erfüllen; damit waren sie ganz auf das Technische beschränkt, und dieses ist doch meisterhaft. An der Sache durften sie doch nichts ändern." Ich schwieg stille und bat, mich zu den andern Krönungsbildern, die im Catalog angegeben waren, zu führen. So sahen wir denn die Weihe von Pipin dem Kleinen, von Dubois, Carl's d. G. Krönung zum Könige von Italien, von Jacquard, Carls VII. Weihe zu Rheims von Vinchon, — „zwei Darstellungen der Weihe Ludwigs XV. zu Rheims von Martin," und die Weihe Ludwigs XIV. zu Rheims von Champaigne. In allen diesen erkannte ich dieselbe französische Wahrheit, bei weniger technischer Schönheit und Großartigkeit. —

Melden wir noch, dass von den weit über 1000 steigenden Bildern mindestens $\frac{2}{5}$ Schlachten und Belagerungen darstellen und wiederum $\frac{2}{5}$ insbesondere die Regierung Ludwigs XIV., die Blutjahre der Revolution und Napoleons, und etwa $\frac{1}{5}$ andere Darstellungen aus dem Leben verschiedener französischer Regenten, nebst einer Menge Porträts, meist fürstlicher Personen und nur einiger wenigen berühmten Männer, — so wird wohl Niemand verwundert sein, dass wir, nach fünfstündiger rastloser Beschauung, an Geist und Leib schwer ermüdet, das

weltberühmte Museum verließen. Und kaum zu ertragen, größtentheils fruchtlos wäre die Anstrengung gewesen, ohne die erleichternde und erläuternde Begleitung des gefälligen Kunstfreundes, der mit allen Gegenständen und Oertlichkeiten bekannt, das Unbedeutende und Schlechte rasch übergehend, nur das Wichtige und Schöne hervorhob. Und als solches bezeichne ich noch zum Schlusse den schönen Salle des Cent-Suisses (jetzt gewöhnlich Salle de 1792 genannt), in welchem alle Porträts der Kriegshelden aus der Revolution hangen, mehre in zwiefacher Gestalt, in ihren untersten Dienstgraden und im höchsten Range. So Napoleon als Lieutenant und als Kaiser, so Marschall Lannes, Marschall Soult, König Murat, König Bernadotte u. s. w. — Dass in der zweiten großen Gallerie der Einzug der Franzosen in Danzig von A. Roehn, von dem ich im Jahre 1807 persönlich Augenzeuge gewesen war, zu manchen berichtigenden Bemerkungen mich veranlasste, geschah auf Verlangen meines Begleiters. —

Außer mehren schönen und kunstreichen Bildern von David, Vernet, Schnetz, Scheffer und andern, schien mir eins der originellsten und anziehendsten das Porträt des Papstes Sixtus V. (Felix Peretti) im letzten Saal der 3ten Etage. Welch ein fürchterliches Gesicht! Welch ein weltzermalmender und verhöhnender Papst! —

Unter der großen Menge von Marmorbüsten und Statuen und Grabmälern sind mehre ältere, einige sehr alte Werke von ausgezeichneter Schönheit und Wichtigkeit. Recht unangenehm störend ist aber auch hier die ewige Wiederkehr Ludwigs XIV. in allerlei Gestalten. Ergötzlicher und merkwürdiger war mir sein Zimmer, das der jetzige König ganz so hat herstellen und möbliren lassen, als es bei Ludwigs Tode war. Auch das

Schlafzimmer der Königin mit der (imitirten) Krone Carls des Großen schien mir bedeutend.

Den merkwürdigen großen Salle de l'Opéra konnte man nicht sehen. Es wurden Zurüstungen zu den Julifesten drinnen gemacht, die leider durch den Tod des Herzogs von Orleans gestört wurden. Dieser nach der Beschreibung sehr große, schöne Opernsaal, auf Befehl Ludwigs XV. vom Architekten Gabriel 1753 begonnen, wurde durch die Vermählungsfeier des Dauphin (Ludwigs XVI.) mit Marie Antoinette im Jahre 1770 eingeweiht. Seit der Revolution blieb er bis zu Louis Philippe's Regierung geschlossen, und erst die Vermählungsfeier des Herzogs von Orleans mit der Prinzessin Helene von Meklenburg-Schwerin im Mai 1837 eröffnete ihn wieder mit einer höchst glänzenden Vorstellung.

Die Capelle erschien mir, trotz aller bunten Pracht und reichen Vergoldung, nicht schön, geschweige denn würdig. Doch ist sie die bei weitem glänzendste und am saubersten erhaltene unter allen, die ich in Frankreich sah. Das sehr kleine Orgelchen verspricht eben nicht viel.

Nach kurzer Ruhe und nothwendiger Stärkung in dem leidlichen Gasthofe nahe der Orangerie, war ein Spaziergang in einigen noch nicht besuchten Theilen des Gartens und Parks für 2 Stunden höchst angenehm und erregte wohl den Wunsch, mindestens den Abend und folgenden Morgen noch in Versailles zu verweilen. Doch mich rief Wichtigeres nach Paris zurück. Die lieben Freunde, in deren Kreise ich den Abend zubrachte, fragten: Nun, was sagt Ihr von Versailles? Ich konnte nur antworten: „ich habe gesehen, wie sich Ludwig XIV. und Louis Philippe innerlich und äußerlich zu einander verhalten!"

Achtzehntes Kapitel.

Uebergang zum südlichen Frankreich. Evangelisches Leben in Marseille. — Aix. — Nimes. — Montauban. — Toulouse. — Bordeaux. — Lyon. — Strasburg.

Nach ermüdender, Zeit und Geld raubender Paßbesorgung am 13. Juli, widmete ich, zu meiner Wiederaufrichtung und zu würdigem Beschlusse des Pariser Aufenthaltes, einige Stunden dem wiederholten Genusse der Hauptmeisterwerke des Louvre, und nun begann der herzliche Abschied von den vielen theuern Seelen, deren evangelischer Geist und Sinn und innige Liebe mir diese Hauptstadt der Weltlust in eine wahre Segensstadt, Sodom in Zoar, verwandelt hatte. Ihr herzergreifendes, salbungsreiches Abschieds-Gebet geleitete und erquickte mich auf dem ziemlich einsamen und traurigen Wege, den ich von Paris bis zur belgischen Grenze nach Lille hin zu machen hatte. — Nichts straft wohl die leichtsinnigen Weltkinder mehr und zeihet sie stärker ihrer Gedanken- und Herzlosigkeit, als das von ihnen allen unaufhörlich gesprochene, durch die ganze Welt gehende, in alle Sprachen aufgenommene Abschiedswort: à Dieu! („Gott befohlen"). Diese kurze, starke Aufforderung zum Gebet, an deren Verwirklichung sie selbst nie denken, und wenn ernst Denkende sie vornehmen, deß spotten. Der christliche Psycholog weiß sehr wohl, woher jene Leute den bösen, leidenschaftlichen Scheideruf: au diable! (zum Teufel!) wenn auch nicht mit größerer Gedankentiefe, doch gewiss mit mehr Herzensbeziehung aussprechen.

Wir verließen Paris in der ziemlich anständigen und bequemen Diligence um 4 Uhr durch das St. Martinsthor. Die

nächsten Umgebungen der Hauptstadt bieten grade von dieser Seite wenig Anziehendes, und es war mir nicht unlieb, dazu noch eben so wenig anziehende und für Franzosen ziemlich schweigsame Gesellschaft im Wagen zu haben, so dass ich einige Stunden dem Ueberblick und der ruhigen Zusammenfassung des in Paris Erfahrenen und Genossenen widmen konnte. Die Eile der Fahrt in den Gebieten von Isle de France, Picardie, Artois und französisch Flandern, durch die es bis Lille hinging, hielt übrigens keinen Vergleich mit der Normännischen aus. In dem Flecken Louvres, einige Lieues von Paris, sieht man ringsum Quadern und Steinblöcke, die aus den umgebenden Steinbrüchen mühsam gewonnen und nach Paris zu Bauten geführt werden. — Das uralte Senlis soll noch Reste von Römerbauten in seinen Ringmauern bewahren. Die alte Feste Peronne, die Residenz der ersten Merovinger Fürsten, sah ich nur im Halbdunkel der Nacht. Sie ward nie erobert und daher **Pucelle** benannt. Gegen 8 Uhr Morgens gelangten wir zu einem erfrischenden Frühstück in dem größern, stark befestigten Arras an. Ich konnte nur einen flüchtigen Blick auf das in edlem gothischen Styl gebaute Rathhaus werfen und auf den umgebenden, rings mit Arkaden geschmückten Platz. „Hier ist Robespierre geboren", sagte mein Begleiter, auf ein Haus deutend. — Die unzähligen Oelmühlen auf den Höhen nahe und ferne um die Stadt beleben die Gegend auf eigenthümliche Art, — und zahlreicher noch wehen und drehen sie um das nicht weit davon liegende anmuthige Lille herum, dessen gerühmte Citadelle das erste Meisterwerk Vauban's ist. Kaum durch das stattliche Pariser Thor im Gasthofe angelangt, erscholl von allen Seiten die Trauernachricht von dem unglücklichen Ende des Herzogs von Orleans, der gestern um dieselbe Stunde, wo wir Paris verließen, seinen wild durchgehenden Rossen auf dem

Wege nach Neuilly aus dem Wagen entspringend, an einem Steinhaufen das Gehirn zerschmetterte. Die ganze Stadt war darüber in unruhiger Bewegung. Wir selbst, tief erschüttert, verließen nach wenig Stunden Aufenthalts die schöngebaute freundliche Stadt, und das nördliche Frankreich, um nach schonender Mauthbesichtigung in das schöne belgische Flandern hinüberzugelangen. — Der Leser möge uns aber gestatten, die Beschreibung unseres Zuges durch Belgien, sodann den Rhein von Cöln hinauf bis Basel, durch die ganze Schweiz und Oberitalien später zu geben und hier sogleich im Zusammenhange unsere Wanderung im südlichen Frankreich, von der italiänischen Grenze in Nizza, bis an das Aquitanische Meer nach Bordeaux westwärts, und von dort über Lyon ostwärts bis Strasburg anfügen zu dürfen.

Wir fuhren am 11. September 5 Uhr Morgens von dem lieblichen Nizza über die lange, ansehnliche Brücke des Var-Flusses in Südfrankreich ein. Die Mitte der Brücke scheidet das Sardinische Gebiet von dem Französischen. Mit der Zöllnerbesichtigung gings im Ganzen milder und rascher, als man uns in Italien, wahrscheinlich um die eigene Zollhudelei zu entschuldigen, gesagt hatte. Das männliche Gepäck wurde gar nicht ängstlich durchsucht, mit dem weiblichen verfuhr man strenger, und es war überaus komisch anzusehen, wie einer der Sachenklauber eine Docke feiner Baumwolle aus einem Damenkoffer triumphirend in die Höhe hob und sie mit wichtiger Amtsmiene dem Inspector reichte, dieser sie aber auf die Bemerkung der lächelnden Eigenthümerin, dass man sich doch unterwegs die Strümpfe stopfen müsse, ohne weiteres in den Koffer zurückwarf. Noch dürftiger aber zeigte sich die Kritik dieser sonst so scharfblickenden Grenzwächter darin, dass sie drei sehr stattliche

und wohlgenährt scheinende Damen der Gesellschaft, die einen Morgenspaziergang dem Wagen voraus machten und ihren männlichen Begleiter zum Oeffnen der Koffer bestellten, ganz ruhig ihres Weges fortwandern ließen, obgleich ihre künstliche Wohlbeleibtheit durch italiänische Seidenstoffe und ähnliche Waare auffallend genug war.

Die Küstenfahrt von Antibes bei Frejus hin hat an heiterm Tage, dessen wir glücklicher Weise genossen, ungemein viel Anziehendes und Malerisches durch die vielen Höhen, Schlösser, Burgen, Städtchen, Inseln und den steten Anblick des Mittelmeeres. Wir frühstückten köstlich in Antibes, froh, des herben, ohne Wasser ungenießbaren italiänischen Weins erledigt zu sein, und nach vielen Wochen der Entbehrung durch schönen französischen uns zu stärken. Die Sardellenfischerei und Bereitung ist hier zu Hause. Ringsum Citronengärten und Pflanzungen. Die Pfarrkirche, auf der Stelle eines alten Dianentempels erbaut, bietet wenig Sehenswerthes, eben so wenig die zwei uralten viereckigen Römerthürme aus des rohen Marius Zeit, der in der Provence überhaupt stark gewaltet und theilweise gewüthet hat. — Unfern zog uns Cannes an; das Städtchen liegt malerisch auf einem Hügel hart am Meer; der vielbesuchte Hafen ist neuerdings erweitert. An der Küste hat Lord Brougham ein nettes Wohnhaus für sich errichtet; man sagt, es sei die Stelle, wo Napoleon am 1. März 1815 landete, eine wundersame Gedankenrichtung und Verflechtung des edlen Lords. Zwischen Cannes und Frejus erhebt sich der ziemlich bedeutende Berg l'Esterel mit trauriger Fichtenwaldung. Vor Zeiten war dies ein sehr gefürchteter Räuberpass. Das ist jetzt nicht mehr; doch beruht der ganze Unterschied zwischen der Vorzeit und Jetztzeit nur darin, dass die Gefahr damals offenkundig und darum zu verhüten oder zu überwinden war, jetzt ist sie fein versteckt

und unüberwindlich. Damals beeiferten sich alle guten christlichen Bürger, sie aufzudecken, — jetzt bemühen sich alle unchristlichen, sie zu verstecken. Uebrigens sind offene Räuberbanden in Frankreich immer noch nicht etwas Unerhörtes. Zwischen Clermont und Pont-château erzählte mir später der Courier, der mich führte, wie er im Jahre 1840 auf derselben großen Landstraße, auf der wir durch ein kleines Gehölz fuhren, von zwei Räubern bei hellem Mittage angegriffen, nur durch die Schnelligkeit seiner Rosse entronnen sei, worauf ein dritter Geselle aus dem Walde vorspringend auf ihn fehl geschossen habe. „Ihr habt sie doch erkannt und angezeigt?" sagte ich. — „Keineswegs; dann hätte ich nicht ferner wagen können, des Weges hier zu fahren." —

Auf der Höhe des Esterel überschauten wir ein weites und erquickliches Rundgemälde. ¼ Meile diesseits Frejus liegt der kleine Hafen St. Raphael, wo Bonaparte bei seiner Rückkehr aus Aegypten am 9. October 1799 landete und das gesunkene Frankreich durch seine Dictatur wieder aufrichtete. Frejus aber, die alte Phocäercolonie, sah dagegen am 27. April 1814 die traurige Einschiffung des Exkaisers nach der Insel Elba. Der Hafen des kleinen Städtchens scheint unbedeutend, die Gegend umher ist fruchtbar und lieblich. Man sprach von mehren römischen Ueberresten, zeigte einen Bogen der porta Romana, von Julius Cäsar erbaut, Trümmer einer römischen Wasserleitung und dergleichen, Dinge, die man zu Tausenden besser in Italien sieht. Das Merkwürdigste sollte „das vergoldete Thor" (porte dorée) sein, von goldköpfigen Nägeln im Mauerwerk so benannt. Ich stieg lachend mit einem französischen Reisebegleiter vom Wagen, der das wirkliche Wunder dieser Nägelbewahrung betrachten wollte. Er nahm es ordentlich etwas übel, als ich äußerte: wie er doch seine Landsleute für so beschränkt hal-

ten könne, goldene Nägel in der Mauer stecken zu lassen! — Von Frejus geht's landeinwärts; die Gegend wird einförmig und bleibt es bis Aix hin; nichts von der vielgepriesenen Anmuth und Herrlichkeit der Provence ist hier sichtbar. Wir aßen in le Muy gut zu Mittage und sahen gleichsam zum erheiternden Nachtische einer großen römisch-katholischen Processión, zu Ehren des heiligen Nikolaus, zu, die mit gewaltigem lustigen Lärm durch die Straßen in die Kirche zog, ein Beweis, daß in dem Städtchen keine evangelische Gemeinde sich befindet, wenigstens keine öffentlich constituirte. Vorauf ging eine große Schaar schneeweiß gekleideter Mädchen, die zwar eine Art Kirchenlied sangen, aber die provençalischen Späße des gaffenden, laut drein redenden Männergeheges nicht ungern aufzunehmen schienen. Ihnen folgte eine militärisch gekleidete Musikbande, die den alten geistlichen Gesang durch einen lustigen modernen Soldatenmarsch ablöste; diesen nach trugen 4 Männer die Büste des Heiligen mit der Bischofsmütze geschmückt; ein zahlreicher Menschenhaufe drängte hinterher. Dies war die einzige Sonntagsfeier, die wir an allen Orten, durch die wir gekommen waren, erblickten. Denn überall sah es, trotz des großen Festtages, von dem man sprach, überaus unfestlich aus: Markt und Wochenverkehr verrieth keine Spur des Sonntags. Die kleinen Oertchen Vidauban, le Luc-sur Rieutort, Brignoles, Tourves durcheilten wir zum Theil in den nächtlichen Stunden; sie bieten nichts Bedeutendes. Nur in St. Maximin schien das Aeußere der alt-gothischen Kirche betrachtenswerth. Sie soll eine ausgezeichnet schöne mächtige Orgel und ein großes Meisterwerk von Kanzel, kunstvolles Schnitzwerk im hohen Chor, nebst einem schönen Relief im Hochaltar enthalten. Es war so früh, der Aufenthalt zu kurz, um die Kirche öffnen zu lassen; wir mußten uns mit dem Beschauen der äußeren Reste

des ursprünglich edeln Bauwerks begnügen. Die vielen traurigen Erfahrungen, die ich in Frankreich über die alten Kunstwerke und die schlechten Zuthaten kunstloser Neuerer bereits gemacht hatte und späterhin noch zahlreicher machte, ließen mich die Nichtbesichtigung des Innern eben nicht bedauern. — In der Nähe von **Château-neuf-le-Rouge** deutete einer unserer redseligen und heitern Provençalischen Reisegesellen auf eine unübersehliche Ebene und erzählte in seinem schwer verständlichen Sprachgemisch, dass dort der Römer Marius 200,000 gefangene Provençalen (er meinte die Teutonen) habe niederhauen lassen. — „Gut gezählt! in wie viel Tagen?" fragte ich. **Ohe cospetto, Sieure, io nè saurei voi dire cesto esatemente** („ah, wahrhaftig, Herr, das kann ich Ihnen nicht genau sagen") antwortete er mir gutmüthig. Ich überschaute die Gegend bald nachher genauer von einer Anhöhe bei Aix. —

Wir waren bald nach 6 Uhr Morgens in dem uralten Aix und hatten daher bis 3 Uhr Nachmittags Muße genug, Aeltestes und Neuestes dieser historisch-berühmten Stadt zu beschauen. — Nennt doch Malte-Brun sie „das Athen des Süden." Mitten durch die Stadt zieht sich der sehr stattliche **Cours** (Spaziergang), seit Ludwig XIV. angelegt, breit, zu beiden Seiten mit schönen Gebäuden geschmückt. Im Hintergrunde steht die Marmorstatue des alten Königs René, Titularkönigs von Sicilien und Jerusalem u. s. w., Grafen von Provence, der 1480 starb und den die Provençalen als den Hauptbeförderer der Künste und Wissenschaften immer noch verehren. Auf zwei Seiten des Piedestals sieht man Medaillons von Palamedes von Forbin und Mataron von Salignac. Das Ganze ist eine brave Arbeit David's vom Jahre 1819. Drei Springbrunnen, der mittlere aus warmer Quelle, zieren den schönen Platz. Anders gemahnte uns der Obelisk Ludwigs XV. an

der schönen Fontäne auf dem sogenannten Prediger- oder Palast-Platz, mit der schmeichelnden Inschrift: Ludovico XV., Regi dilectissimo, patri patriae, Provinciam in antiquum decus restituenti, civitas Aquensis pia, fidelis, obsequens d. d. Anno 1760*). — Der neu erbaute Justizpalast ist im Innern mit vieler Pracht ausgeschmückt. Daneben steht das kürzlich erst errichtete Gefängniss, dessen Inneres zu beschauen uns nicht vergönnt war; die Einrichtung soll nach dem neuen Pariser gemacht sein. — Das Rathhaus, unter Ludwig XIV. erbaut, bewahrt eine der reichsten Bibliotheken Frankreichs, von 90,000 Bänden und 1200 Manuscripten; die letztern sollen von hoher Bedeutung für die Geschichte und Dichtkunst des südlichen Frankreichs sein. Die treffliche jüngst gebildete Société historique beutete sie jetzt wissenschaftlich aus. Das alte Stadtthor am Rathhausplatze mit der alten kunstvollen Uhr vom Jahre 1510 verdient auch einige Aufmerksamkeit, weit mehr aber folgende 3 Kirchen. Zuerst die Cathedrale mit dem schönen hohen Glockenthurm, der wohl für einen Meisterbau des 14. Jahrhunderts gelten kann. Die Hauptfaçade ist reich mit antiken Steinfiguren von Aposteln und Heiligen geschmückt. Die Flügel des Haupteingangs, aus ächtem Cedernholz vom Libanon, sind zu ihrer Erhaltung sehr geschickt mit einer modernen Holzbelegung versehen. Hätte man doch das innere Hauptschiff, einen schönen gothischen Bau, mit gleicher Sorgfalt erhalten! Aber da zeigt sich leider schon wieder die moderne unkirchliche und ungläubige Geschmacklosigkeit. Doch sind hier noch treffliche Sachen aufbewahrt in der Capelle links vom Hochaltar: 4 schöne altitalische Oelbilder auf den Altar-

*) D. i. Ludwig XV., dem heißgeliebten Könige, dem Vater des Vaterlandes, der den alten Glanz der Provence wieder herstellte, widmet die fromme, treue, ergebene Stadt Aix dieses Denkmal.

flügeln. — Die Capelle der heiligen Maria der Hoffnung (Notre Dame de l'Espérance) zeigt ein in der ganzen Provinz sehr heilig gehaltenes uraltes Bild einer sogenannten schwarzen Madonna in einer schönen Nische über dem Tabernakel. Auf dem bogenförmigen Karnieß schweben 3 Engel von weißem Marmor. Zu beiden Seiten der Capelle die Heimsuchung und Geburt Mariä in zwei nicht üblen Bildern. Die Taufcapelle bilden 8 schöne antike Säulen, theils von weißem Marmor, theils von röthlichem Granit, etwas bunt construirt; sie gehörten zu einem alten Apollotempel, der auf derselben Stelle ursprünglich stand. Die übrigens nicht kunstwerthe Kanzel hat Rückwand und Schalldeckel ganz mit Goldblech belegt. Eben so fand ich's in der St. Johanniskirche und konnte meine Verwunderung über diese Metallbewahrung in der Revolutions- und Kaiserzeit nicht verbergen. Der Sakristan aber meinte, es sei der Werth des vergoldeten Kupferbleches eben nicht sehr hoch, überdem aber vom Erzbischöflichen Capitel losgekauft. — Zwei Orgeln im Hochaltar schienen nicht klein noch schlecht, zum Spielen war keine Zeit. Die alten Kreuzgänge des vorläufig noch leeren Klosters, deren Bau bis in das 11. Jahrhundert zurückgeht, gaben auch mancherlei Erinnerung und Mahnung.

Die St. Johanniskirche, eine alte Maltheserpriorei, ist mit ihrem hohen, luftig aufsteigenden Thurm ein ächt gothisches Bauwerk. Die reiche Grabstätte mehrer Grafen von Provence in der Mariencapelle ist in der That schön, selbst die neueren Ergänzungen sind nicht entstellend. Sehenswerth sind noch von Gemälden ein heiliger Sebastian, — ein Märtyrthum des heiligen Andreas, — eine Kreuzabnahme, — eine Auferstehung Christi, — Maria mit dem Jesuskinde und Johannes, — Salomo's Urtheil. Auch das Altarblatt: „Maria mit dem Christ

in den Wolken, von Engeln umgeben, erscheint einem Heiligen", schien uns vorzüglicher, als die sonst an den französischen Hochaltären gesehenen Bilder. — Die bedeutende Orgel war ganz abgebrochen und wurde neu hergestellt. Mehre ausgestellte Kasten „pour les dépenses urgentes de l'orgue" sammelten zum Neubau. — Ueber den beiden Weihwasserbecken an den Seiten des Hauptportals liest man folgende Inschriften: 1) **haurietis aquas in gaudio de fontibus Salvatoris. Jes. 12. (v. 3).** — 2) **Fons aquae salientis in vitam aeternam. Joan. 4. (v. 14).** Welch ein Geschick der römischen Kirche, ihre leeren Erfindungen durch Bibelwort zu heiligen und bedeutsam zu machen.

In der mir sehr gerühmten Magdalenen-Kirche endlich konnte ich nur die Façade mit den sehr alten römischen Säulen, die freilich bedeutend verstümmelt sind, schön finden und im Innern einige recht hübsche Gemälde. Das Schiff der Kirche ist ein moderner Jesuitenbau. —

Aix hat recht anmuthige Umgebungen; aber die zunächst um die Stadt liegenden Hügel sind wegen des durchweg fortlaufenden Schiefer- und Kalksteingerölles für den Fußgänger unangenehm und beschwerlich zu ersteigen. —

So hatte ich des in seiner Art Schönen und Großen in der altberühmten katholischen Stadt und umher manches gesehen; doch wurde der Eindruck durch das Unschöne und Niedrige, was ich über die kleine evangelische Gemeinde in Aix erfuhr, leider sehr getrübt. Ihr stand zur Zeit ein junger, nach Provençalenweise sehr eifriger Mann, Mr. A. B—, groß, gewandt, hübsch, als sogenannter protestantischer Lehrer vor. Er selbst gab mir die Mitgliederzahl auf etwa 150—180 an. „Sein Vater habe die Gemeinde zuerst gestiftet, er selbst erhalte und mehre sie, nächstens werde ein ordentlich bestellter Prediger sich dort nieder-

lassen." Sobald er meinen Reisezweck, meine positiv-biblischen evangelischen Ansichten, meine Verbindung mit den gläubigen Pariser Geistlichen erfuhr, änderte sich seine Haltung und Sprache. Er ergoß sich in harten Aeußerungen gegen die Wesleyaner und Methodisten, warf ihnen Glaubensstolz und Exclusismus vor, Lieblosigkeit, Anmaßung, Hypokrisie, Intriguengeist, Obscurantismus u. s. w., ganz in der Art, die wir in allen Landen an Leuten der Richtung lange und sattsam kennen. Vor allen Dingen setzte ihn die neu errichtete Société des intérêts généraux du protestantisme in Harnisch. — Als ich ihn fragte, wie er denn mit seiner kleinen Gemeinde unter den Katholiken in dem streng papistischen Aix stehe und wirke? antwortete er mit triumphirendem Selbstgefühl: „wir stehen im besten Vernehmen miteinander; um ihren Glauben bekümmern wir uns nicht. Ich flöße meinen Schülern, wie der ganzen Gemeinde, den Hauptgrundsatz ein, dass ein Protestant sich vor allem Aberglauben und Mysticismus hüten, seine Glaubens-, Gewissens- und Lehrfreiheit sich unverkürzt bewahren, mit Allen in Frieden leben und tugendhaft sein müsse. Das Bibellesen macht es nicht aus, das verwirrt nur die Köpfe und führt auf Schwärmereien." Ich machte bemerklich, dass ja grade dies eine römische Ansicht und der Grund des Bibelverbotes sei, und dass unsere Reformatorischen Glaubenshelden einzig und allein durch das fleißige Bibellesen dem Aberglauben und Unglauben ein Ende gemacht hätten. Er dagegen meinte, das sei für jene finstern Zeiten wohl gut gewesen, jetzt aber sei man über dergleichen Mittelchen (petits moyens) hinaus. „Alle wahrhaft aufgeklärten Männer sind der Ansicht; nur die Obscuranten und Hierarchen suchen ihre geheimen Absichten durch das Bibellesen und die Kreuz- und Blut-Theologie zu erreichen." — Ich bat ihn, da er noch ein junger rüstiger Mann sei, der Sache

doch einmal historisch und psychologisch und mit ernster Prüfung seines eigenen Herzens und Lebens nachzuforschen. Vielleicht ergäbe sich ihm dann ein ganz neues Resultat. — Er lächelte mit einem Blick, der da sagte: „Du armer Stümper! das magst Du wohl nöthig haben; ich aber bin mit dem allen, mit Gott und Welt und mir selbst, lange fertig!

Die Fahrt von Aix nach Marseille, etwa 3 deutsche Meilen, war überaus unangenehm. Die Wärme des schönen heitern Tages verwandelte sich in feuchte schauerliche Kälte durch den plötzlich aufsteigenden Mistral, den bösen Nordostwind, der im südlichen Frankreich durch seine Regengüsse besonders den armen Weinbauern grade im September so überaus nachtheilig ist. Mühsam schleppte sich die schwere diligence, in 8 abgesonderte Sperrsitze (cages) getheilt, die Höhe bis zum Vorwerk le Pin, der Mittel-Station, hinan. Das zerbrochene Wagenfenster der Wind-Seite und die unergötzliche Gesellschaft eines nicht eben reinlichen Ehepaares mit zwei noch unreinlichern kleinen Kindern, welche das Schließen des andern Fensters unzulässig machten, trieben mich hinaus ins Freie, und hier gönnte mir ein durchbrechender Sonnenblick vom Hügelgipfel, den man la vista nennt, eine lohnende Aussicht südwärts nach Marseille, westwärts nach dem merkwürdigen étang de Berre, einem großen Landsee, auf dem unzählige Fischerbarken schwankten. Er steht mit dem Golf von Lyon durch die volkreiche Fischerstadt les Martigues in Verbindung. — Rasch gings nun thalwärts hinab in die große blühende See- und Handelsstadt Marseille, und bereits um 6 Uhr fanden wir uns ganz behaglich in dem großen Hôtel Beauveau in der Straße gleiches Namens, unfern des Hafens.

Ein wunderbares Gemisch, dieses antik-moderne Mar-

seille! Vielleicht die älteste Stadt Galliens, 600 vor Christo als griechische Colonie angelegt, ist sie durch die täglich steigende Volksmenge, — jetzt angeblich 146,000 Einwohner, — durch täglich wachsenden Handel und Wohlstand und Neubauten eine der größten und schönsten, — natürlich nach Paris, denn für die Franzosen giebt es nur Eine absolut schöne Stadt: Paris! und wer dazu nicht Ja! und Amen! sagt, ist ihnen ein Idiot!

Ein Seestädter muss zuerst den Hafen sehen. Welch eine Menge größerer und kleinerer Seeschiffe aller Art dichtgedrängt! Es haben ihrer an 1200 in diesem großen Seebehälter Raum. Viele tausend Arbeiter und Geschäftsmänner beeilten sich um die 7. Abendstunde noch, ihr Tagewerk zu Ende zu bringen, und wer als Fremder mit solchem gewaltigen Hafengewühl nicht etwas vertraut ist, fährt übel; besonders aber, wer in Marseille feine Geruchs- und Gehörnerven mitbringt. Denn die ersten leiden gewaltig, nicht nur durch die Millionen Muschel- und Austerschalen, todter Fische und stark dünstender Waaren und Lebensmittel, sondern vornehmlich noch durch die aus der ganzen Stadt in den Hafen geleiteten Rinnsale. Gehör und Kopf wird aber durch das aus tausend Kehlen in allen Sprachen der Welt unablässig vernommene Geschrei, Gezänk, Kisten- und Ballen-Gepolter, Ketten-Gerassel, dazu durch den Wogendonner des gewaltig anströmenden Meeres, so stark angegriffen, dass ein solcher Hafen in vielfacher Art ein rechter Probestein eines starken Kopfes und Sinnes ist.

Der Seemann darf nicht leise sprechen, er darf in einem Hafen, wo solche Thätigkeit herrscht, nicht zögern oder im Schritt gravitätisch einhergehen. Die Minute drängt bei'm Aus- und Einladen der Waaren; auf seinen Platz lauert schon sehnsüchtig ein Zweiter, ein Dritter; — hier gilt es: nicht lange besinnen und doch nichts versäumen und vergessen! Ich konnte

es nicht lassen, während meines Aufenthalts die Abende, wo die Hafenarbeit schließt und die Morgenstunden, wo sie beginnt, hier zuzubringen. Es ward durch meinen gewandten Lohnbedienten (Commissaire) eine Treppenerhöhung ausgemittelt, von der aus ich ganz unbehindert einen sehr großen Theil des Hafens bequem überschaute. Da lag nun eine ganze Völkercharte aller Nationen der Erde nicht in Automaten oder gemalten Bildern, sondern lebendig und so recht in dem rüstigsten Treiben ihrer Weltthätigkeit, in ihrem höchsten und letzten Ziel, vor meinen Augen. Hier ist das Herz der Kinder der Welt mit all' seinem Begehren und Wollen ganz ohne Verschluss und Versteck aufgethan, und höchst bezeichnend für das Wesen des Ganzen, nach Ursprung und Frucht, ist der vorhin angedeutete unergötzliche Dunst, wie das spottend plätschernde, neckend hin und herfahrende Wasser- und Wogenspiel. Nun da drinnen in diesem Dunst und Wassertaumel das endlose Gewimmel athletischer Gestalten, denen man's ansieht, dass sie keine Gefahr fürchten, keine Kraftanstrengung scheuen. Wie sie die colossalen Lasten, die aus der hohen Speicherluke in der Luft über ihren Häuptern schweben, mit den hochausgestreckten nackten Armen ergreifen und lustig damit in die Tiefe des Schiffsraumes fahren! — wie Andere die Waaren messen und wiegen und zählen; und das alles von einer scharfen Mimik und Gestikulation begleitet, die erst das volle Verständniss giebt, weil auch eine Stentorstimme dem Wort allein in solchem Getöse kein gnügendes Vernehmen schafft. — Und dennoch kann man, ohne die verschiedenen Sprachen zu hören, ohne Bau und Flagge des Schiffs zu beschauen, die verschiedenen Nationalitäten bei einiger Völkerkenntniss ziemlich bestimmt herausse h e n; nicht etwa an der Kleidung, — denn die meisten Männer haben nur eine leichte Lendenbedeckung, — sondern an der Arbeits-

manier. Da scheidet sich der immer hüpfende Franzose von dem fest und kräftig drein greifenden Engländer, der die Sache immer bei'm rechten Ende angreift, wie von dem auch hierbei mehr gravitätischen Spanier, von dem ganz queckſilbernen schwächlichen Italiäner und dem roh und hastig zufahrenden Griechen und Syrer. Deutsche und Holländer, Schweden und Dänen stehen den Engländern am nächsten in der Arbeit; nur dass sie sich doch etwas mehr besinnen, ehe sie den rechten Fleck gefunden haben. Dass bei den Schwächlichsten der größte Lärm und Zank ertönt, versteht sich von selbst. — Man nennt Marseille das London des Continents, nicht mit Unrecht, besonders seitdem der ganze Handel und Personen-Verkehr des europäischen Festlandes mit der neuen Colonie Algier hier seinen Mittelpunkt hat. Die Kriegsschiffe, für deren Ausrüstung und Aufenthalt der Marseiller Hafen sich nicht eignet, lagern in dem benachbarten Toulon. — Nun schaute ich nach den Flaggen, um die Summe der psychologischen Beobachtungen zu ziehen und zu rectificiren. Es war mir keine geringe Freude, zwei Preußische Schiffe zu entdecken: die Arbeit war geschlossen und ich wand mich durch das Gewühl zu den Landsleuten. Sie waren Stettiner, und wir freuten uns gegenseitig, nach Monate langer Entfernung vom Vaterlande uns deutsch zu begrüßen. Nächsten Tages sollten sie klar werden (d. h. in der Schifferſprache, mit ihren Geschäften im Reinen sein) und hofften, den Hafen früher verlassen zu können, als ich die Stadt, und weit eher heim zu gelangen, als ich. „Grüßet mir freundlich mein Heimathland!" rief ich ihnen scheidend zu und ging nun noch an meine weitere Berufs-Arbeit, die ich durch diese materielle Weltbeschauung nicht etwa gestört, sondern gestützt hatte. Mag aber hier gleich ganz kurz zusammengestellt werden, was ich sonst noch von äußern Merkwürdigkeiten Mar-

seille's sah. Und da steht mir obenan die Hafen-Festung auf einem Hügel am Meer. Ich hatte keine Zugangskarte, keinen führenden Officier mit mir; man ließ mich aber ungehindert Alles beschauen und einige umhergehende Soldaten gaben freundlich Bescheid auf meine Fragen. Die Aussicht von der Höhe einiger Bastionen auf das Meer und ein Paar naher Inseln, über die schöne, fruchtbare, mit netten Landhäusern und blühenden Gärten reicher Marseiller, mit grünen buschigen Hügeln geschmückte Landschaft, der Ueberblick der nahen großen und täglich durch neue Straßen und Häuserbau erweiterten Stadt, ist überraschend und großartig.

Unter den Straßen und Plätzen hat der überaus breite und lange, von schönen Häusern umgebene und mit zwiefacher Baumreihe bepflanzte cours etwas sehr Einladendes. Es that mir wehe, dass die schöne Abendpromenade durch einen etwas barbarischen Militärzapfenstreich verdorben wurde. Mehre der großen schönen Hauptstraßen der Stadt lassen den Reichthum und die Pracht unzähliger Kaufläden bei der glänzendsten Gasbeleuchtung einladend beschauen. Man glaubt sich nach Paris und London versetzt; nur die gefährlichen breiten Gossen, die auch bei unbedeutendem Regen durch den Abfluss der umgebenden Hügelreihe sofort zu reißenden Bächen sich gestalten, bringen dem Wandernden oft plötzliche Noth, und zumal den Frauen Verlegenheit. Man wird lebendig nach Berlin versetzt; nur dass die Marseiller Bäche schnell zum Hafen hinabeilen und zugleich die Straßen netzen und staublos machen. — Schön ist die place royale mit kostbarem Springbrunnen, deren Marseille überhaupt mehre hat. Alle neuern Gebäude: die Präfectur, das Rathhaus, das große Schauspielhaus und eine Menge Palastartiger Gasthöfe und Privathäuser, tragen das Zeit-Gepräge der Eleganz und des leichten gefälligen Ge-

schmacks; man sieht, dass die Geldmittel und die Augenlust nicht fehlen.

Mit den Kirchengebäuden sah es dagegen dürftiger aus: auch hier, wie überall in Frankreich, Vernachlässigung, Verfallenheit und geistlose Noth- und Aufhilfe. Man rühmte mir die Karthäuserkirche als die schönste in Marseille; ihr Anblick nahm mir alle Lust, die minder schönen zu sehen. Doch warf ich einen Blick in eine neue, seit 8 Jahren im Bau stehende römische Kirche, die mir trotz allem bunten Putz sehr unbedeutend und düster, kurz sehr unkirchlich erschien, so dass ich unmöglich in das nach dem großen Kostenaufwande und den geschickten Baumeistern bemessene Lob meines Commissaire einstimmen konnte. — Der reformirte Tempel ist hell, einfach, zweckmäßig und bietet etwa für 800 — 1000 Personen Raum. — Aber wie steht's um die evangelische Christengemeinde? Sie war mir Hauptgegenstand; und es regte sich schon bei'm Beschauen der großen Handelsthätigkeit manche Besorgniss, ehe ich noch die wenigen treuen Geistlichen gesprochen hatte. Die Zahl der Evangelischen ist eben nicht gering, vielleicht einige Tausende, ungerechnet die ab- und zuströmende Schaar reisender Fremden und besonders evangelischer Seeleute — aber „der Gläubigen ist wenig unter den Menschenkindern." Desto preiswürdiger stehen denn in ihrem treuen Eifer und Kampfe da die lieben Pfarrer Armand de Lille, Horace Monod, jüngerer Bruder des Pariser und des Montaubaner, und der milde, aber entschieden feste Pfarrvicar Roger. Den letztern hörten wir in einem Wochengottesdienst Nachmittags einen erbaulichen Vortrag über Ps. 28 halten. Die Versammlung war sehr klein, meistens Frauen: 4 Männer kamen mitten im Vortrage und gingen nach kurzem Anhören davon, so dass von männlichen Zuhörern außer Monod und mir nur noch der Vorsänger da war.

Doch mögen jene müßig neugierigen Wanderer ein Körnlein des guten Samens aufgefangen haben, das später eine segensreiche Frucht bringt.

Eine seltene und eben daher desto erfreulichere Erscheinung unter den protestantischen Schätzesammlern Marseille's bot der in Gott reiche junge Kaufmann Schlösing-Roulet, seine edle Gattin und sein ganzes Haus dar.

Das neueste, überaus heilsame Unternehmen der gläubigen Gemeinde Marseille's war die im April d. J. (1842) in's Leben getretene Société des amis des pauvres („Gesellschaft der Armenfreunde," — zunächst ausschließlich für arme Protestanten.) — Wir Alle kennen die mit dem raschen Wachsthum der Bevölkerung in allen Ländern steigende Noth der Armen, kennen die Anstrengungen, welche der Wohlthätigkeitssinn aller Orten zur Abhilfe des Elends macht, kennen aber auch die Fruchtlosigkeit dieser Mühen: — weder die Armentaxe Englands, noch die städtischen Wohlthätigkeitsvereine Deutschlands schaffen wahre Hilfe, weil ihnen die Weisheit und Kraft der christlichen Liebe fehlt. Aeußere Gaben, auch die reichsten, und bloßes Mitleidsgefühl gnügen nimmermehr. Wir wissen auch, dass der Pauperismus ein Gegenstand der ernstesten Erwägung für alle Regierungen ist, und dass eben er, vornehmlich in Frankreich, dem wunderlichen, ganz unchristlichen und zerstörenden System des Socialismus und Communismus sein Entstehen gegeben hat, wovon wir weiter unten bei Strasburg mehr melden werden. — Wie nun das evangelische Leben überall sofort in wahrer und kräftiger Liebe thätig ist, so auch hier. Eine kleine Anzahl treu evangelischer Männer ging im Namen Gottes unverzagt an's Werk und wählte aus ihrer Mitte ein Comité, bestehend aus 8 Mitgliedern. Diese erließen eine kurze vortreffliche Bekanntmachung, die bei jeder edeln

Seele Anklang fand. Wen aber die Beschränkung auf protestantische Arme engherzig und unevangelisch dünken will, der erwäge die Sache recht ernst und gründlich von praktischer Seite und ziehe dabei das Wort Jesu Luc. 14, 28 fg. zu Rathe.

Es stellt sich wohl an keinem Orte die Verderblichkeit des Romanismus durch bequemes und leichtes Abfinden Gottes und des eigenen Gewissens schlagender heraus, als in einer großen Handelsstadt, und zugleich nirgends die wesentlich ganz gleichgeartete Verderblichkeit des Rationalismus. Da dieser aber nicht einmal die Form und den äußern Schein einer religiösen und göttlichen Thätigkeit annimmt, wie doch jener thut, so ist er absolut todt, während der Romanismus immer noch Hoffnung giebt, dass seine leere Schale mit einem heiligen Inhalte gefüllt und sein täuschender Schein in Wahrheit verwandelt werden könne. Dieses letztere finden wir nun in Frankreich überall, wo das lautere Evangelium als eine Gotteskraft erkannt und gepredigt wird, auffallend bestätigt. Dass sich durch das seit etwa 20 Jahren wieder erwachte rege Leben in der evangelischen Kirche auch zuerst wieder eine Lebensspur in der ganz erstorbenen römischen Kirche gezeigt hat, weiß jeder christliche Beobachter der neusten Kirchengeschichte. Nun aber ist nur ein Zwiefaches möglich: der evangelische Funke fällt entweder in das Innere der römischen Christenseele, zündet und erlöst sie von dem äußern Machwerk; — oder aber, es trägt die erschreckte römische Clerisei, hilfreich unterstützt von den Rationalisten aller Confessionen, so viel Wasser und Schutt herbei, dass der Funke verlischt. An vielen Orten Frankreichs geht's ihnen da freilich, wie es in dem bedeutsamen allegorischen Spiel vor Kaiser Carl V. in Augsburg dargestellt wurde: sie ergreifen in blinder Hast und Angst eine Oelflasche und gießen's ins Feuer. — Die evangelische Kirche offenbart ihre Gotteskraft

und Wahrheit immerdar auf das deutlichste eben dadurch, daß sie jetzt noch grade so, wie in der Apostel Zeit und in den Tagen ihrer Neubelebung vor 300 Jahren, die geistlich Kranken gründlich heilt, die geistlich Todten auferweckt, und dafür, wie ihr göttlicher Herr und Meister, Undank, Spott und Hohn der Welt erntet. —

Die gläubigen Marseiller haben einen gar schweren Stand. Der Präsident ihres Consistorii, Mr. M....., ist eben nicht geschickt, den guten Samen mit beharrlichem Fleiße als ein treuer Arbeiter auszustreuen; eben so wenig sind es mehre seiner gleichgesinnten Amtsbrüder. Es durfte mich daher nicht befremden, wenn jene wenigen treuen Diener des Herrn in der mit ihnen gehaltenen Besprechung die Idee einer Union der evangelischen Kirchenzweige auf der ganzen Erde im Geist und in der Wahrheit und das zu ihrer Verwirklichung angedeutete Princip, wie die Mittel der Ausführung für zu weit ausgreifend ansahen. Es lag ihnen die eigene Noth der Gegenwart zu drückend auf dem Halse, und so schien es ihnen das Erste und Nothwendigste, sich erst dieser Noth zu erledigen und frei zu athmen, bevor an etwas so Allgemeines und Ferneliegendes gedacht werden könne. „Die neu gestiftete Société des intérêts ꝛc. gebe Hoffnung einer solchen Erledigung der vaterländischen Noth ihrer Kirche; dahin müsse jetzt ihr Geist und ihre ganze Kraft gerichtet sein.“ — Dagegen ward zunächst bemerkt, wie grade diese Société die Union der beiden in Frankreich staatlich anerkannten evangelischen Hauptconfessionen schon faktisch voraussetze; wie sie doch nimmermehr ein reines, der evangelischen Wahrheit angemessenes Resultat gewinnen könne, wenn diese Voraussetzung eine leere und nur scheinbar angenommen sei, blos um äußere weltliche Zwecke gemeinsam zu erreichen. Mir sei aber von einer solchen innern Einigung der

evangelischen Kirchen noch nichts bekannt, und bevor diese vollbracht worden, scheine mir die Société nicht auf festem evangelischen Boden zu stehen. — Solle aber diese Einigung auch wirklich in Frankreich auf evangelischem Wege vollzogen werden, so sei auch wohl sofort eine durch die ganze evangelische Kirche gehende Einigung vor Allem uns unerlasslich, bevor man sich einen wahrhaft gesegneten Erfolg versprechen könne; denn dieser sei nur da zu hoffen, wo der Geist der ganzen über die Welt verbreiteten evangelischen Kirche, als der Geist der absoluten göttlichen Wahrheit, die gethanen Schritte erwogen und gebilligt habe. Anders verfalle die besondere französische Kirche und mit ihr jede andere, die ähnlicher Weise in dergleichen innersten Wesensangelegenheiten verfahre, in die große Gefahr des Separatismus und der Willkühr. In Preußen hätten wir diese betrübende Folge einer äußerlich angenommenen und aus Noth erzwungenen Union sattsam erlebt, und eben diese traurige Erfahrung habe mich, wie sehr viele, von der dringenden Nothwendigkeit sowohl einer wahren evangelischen Einigung der Gesamtkirche, als einer entschiedenen Abwehr aller Scheinunion innigst überzeugt. — Uebrigens, schloss ich, trifft auch hier wieder des Herrn Wort zu: „Die Kinder dieser Welt sind klüger, denn die Kinder des Lichts in ihrem Geschlecht." Jene suchen zum irdischen Kampfe Genossen aus aller Welt Enden sich zu schaffen, um eben dadurch die eigene vaterländische Noth los zu werden. Der Papst hat sich öfter im Fall der Noth mit den Türken und Juden alliirt und holt immer noch zur Erreichung seines Hauptzweckes der Weltunterjochung seine Trabanten, Priester und Mönche aus allen Ländern zusammen. Wollen denn die Kinder des Lichts immerdar noch nicht begreifen, dass sie ihre Leuchte zu verdunkeln, wo nicht selbst auszulöschen Gefahr laufen, so lange sie dieselbe nicht von dem Himmelsöl

des heiligen Geistes, das die ganze evangelische Christenheit durchdringt, immerdar stärken und neu beleben lassen? — Ich darf hier nicht wiederholen, was ich bereits im ersten Theile über diesen Hauptzweck meiner Reise in Beziehung auf England gesagt habe. Es wurde in Marseille, wie überall im südlichen Frankreich, den evangelischen Brüdern dargelegt und von den meisten, namentlich den ältern, freudig ergriffen.

Am dritten Tage nach unserer Ankunft fuhren wir 5 Uhr Nachmittags von dem schönen Cours ab aus Marseille, bei heiterem Wetter, wieder nach Aix und ohne Aufenthalt weiter nach Avignon. — Die mondhelle Nacht war angenehm, der Spaziergang auf dem bedeutenden Berge bald hinter Aix erquickend und durch die eigenthümliche Mondbeleuchtung der Berge, besonders des 3000′ hohen St. Victoire im Osten, oft überraschend. — Hie und da streifte dieser Weg die lieblichen Ufer der Durance, die bei Avignon in die Rhone fließt. —

Das altberühmte Avignon, die Vaterstadt der schönen Laura, des tapfern Kriegers Crillon u. a., seine Denkmäler und Umgebungen, hätten uns bei bloßer Lustreise wohl einige Tage gefesselt; — wir konnten nur einige Stunden verweilen, um den Palast der Päpste während des „Babylonischen Exils" zu sehen und von der prächtigen Terrasse neben demselben der großartigen Fernsicht uns zu erfreuen. Die alte päpstliche Residenz selbst ist jetzt eine Caserne, zum Theil verfallen und niedergerissen; und grade in diesem verlassenen Zustande hält das mächtige Schloss eine gewaltige Predigt in drei Haupttheilen, worin es beweißt: 1) wie groß und reich Rom nach außen baut; 2) wie aber sein Bau in sich selbst zerfällt, und wie 3) sein falsches Fundament der persönlichen Petrusnachfolge grade durch die Zeit des Exils in Avignon (von 1308 — 1378)

als Traum und Schaum sich klar erwiesen hat. — Die daneben stehende Cathedrale, ein alter, würdiger Bau, ist auf dem Grunde eines heidnischen Tempels errichtet und „der Jungfrau der Gnaden" (Notre Dame des Dons) geweiht. Das Mittelschiff ist breit, hoch und ziemlich gut erhalten; das rechte Seitenschiff enthält Capellen, deren eine ein nicht übles Bild der Auferstehung Jesu von dem geschickten Maler Déseria enthält; einige andere werden jetzt von demselben Künstler neu geschmückt. — Das linke Seitenschiff ist durch eine große Zahl von Beichtstühlen verbaut und düster; beide sind viel niedriger als das Hauptschiff. Auch das Mausoleum des Ritters Crillon († 1615) und seiner Familie ist wohl des Besehens werth. Das kühne Ritterbild spricht den Sinn des Mannes aus, der den Antrag des Allerchristlichsten Königs, Heinrichs III., den Herzog von Guise heimlich zu ermorden, entschieden zurückwies, aber hinzufügte: „ich will ihn zum Zweikampfe herausfordern und sicher nicht verfehlen!"

Die Stadt hat sonst nicht viel Anziehendes; ihre Straßen sind krumm und man sieht nur wenige glänzende Häuser. Um so mehr überrascht die ungemeine Größe und Pracht von 2 Gasthöfen, die den ausgezeichnetsten in London, Paris, Wien, Genf den Rang streitig machen: des hôtel d'Europe und noch mehr des Palais-royal. In dem letztern wurde im Jahre 1815 der Marschall Brune bei seiner Rückkehr aus dem lange für Napoleon vertheidigten Toulon nach Paris, von dem wilden Volkshaufen ermordet. — Ich will gern Andere entscheiden lassen, ob es vorgefasste Idee von mir oder Wirklichkeit ist: mir schienen die Leute in Avignon nach Blick und Haltung vorherrschend den Stempel des düstern, galligen Fanatismus zu haben, der nur auf eine Gelegenheit lauert, seinen blinden Eifer im rauchenden Blute der Gegner zu stillen. Gewiss bedarf es der gan-

zen Kraft, Besonnenheit und Milde des evangelischen Glaubens, um die kleine Schaar der Protestanten hier beisammen und in rechter Weise thätig zu erhalten, und ich glaube, man wirft dem lieben Pastor Frossard daselbst wohl mit Unrecht Lauheit und Mangel an Energie vor.

Mir war wohl, als wir den Ort und seine geldgierigen Bewohner hinter uns hatten und über die nicht eben sehr elegante Eisendrahtbrücke der Durance in einer sehr schlechten Diligence nach Tarascon fuhren. Auffallend war es uns, dass der Zöllner das Brückengeld von jedem einzelnen Passagier mit ziemlicher Zeitversäumniss forderte. Tarascon theilt mit Avignon die überaus freundliche Lage am linken Rhoneufer, aber eben so auch gutentheils die römische Verfessenheit und die Geldgier seiner Bewohner, ein wunderlich widriges Gemisch von höflicher Bettelei und unverschämtem Taxentrotz. Die sehr lange und gut unterhaltene Eisenbrücke über die Rhone, mit schöner Aussicht auf die Flussufer, führte uns zu dem neu gebauten Eisenbahnhofe in Beaucaire und wir waren froh, in einer guten Berline mit einem feingebildeten französischen Herrn die Eisenbahnfahrt von etwa 4 deutschen Meilen bis Nimes, die wenig Anziehendes hat, in 50 Minuten zu machen. Die drei Tage aber des Aufenthalts selbst in dieser uralten, in vielfacher Beziehung merkwürdigen Stadt gehören zu den köstlichsten und erfreulichsten unserer ganzen Reise. —

Die Stadt selbst fesselt durch ihre herrlichen, meistens wohlerhaltenen römischen Denkmäler, durch ihre neuern Anlagen und reiche Umgebung von Weinbergen und Fruchtfeldern, sowohl den Alterthumskenner, wie den Naturfreund; die höchste Freude aber gewährt dem Freunde des Evangeliums das blühende christliche Leben der hier im Herrn vereinigten und segensreich wirkenden ächten Protestanten, deren Zahl freilich

unter den 15,000, die nur den Namen tragen, bei einer Gesamtbevölkerung von 42,000 Einwohnern, wenig über 1000 gehen mag; doch werden hier, gottlob, täglich mehr vom Herrn dazu gethan.

Die alterthümlichen Werke Nimes sind oft genug ausführlich beschrieben, so dass wir sie hier nur anzudeuten brauchen. Als das älteste, sonst aber unbedeutendste, gilt die sogenannte mère de Nimes, ein weibliches Götzenbild von Stein in ganzer Figur, links an der Eingangspforte eines Privathauses in einer Straße unweit des Amphitheaters eingemauert und daher weniger beachtet. Die Rohheit der Arbeit, die Härte der Gesichtszüge, der Haltung und Gewandung liegen allerdings über alle römische Kunst hinaus, wie viel mehr denn über die griechische. Mir scheint es eine Druide zu sein.

Großartig steht das colossale Amphitheater (les Arènes) da, in ovaler Form gebaut, dessen größerer Durchmesser, die Ringmauer einbegriffen, 400′, der kleinere 310′ misst. Der ganze Umfang beträgt 1140′. Es fasste in dreifach übereinander gebauten Gallerien 25,000 Zuschauer. Werkstücke von staunenswerther Länge und Größe bezeugen die römische Baukraft, eben so deckt aber der Anblick des ganzen Innern und die Vergegenwärtigung seiner Bestimmung den römischen Volksgeist und Sinn auf. Für jetzt war ein Brettergerüste mit hohen coulissenartigen Holzwänden im Mittelpunkt der umgebenden Steinmassen aufgestellt, versteht sich natürlich ohne Hinterwand, damit die ringsum Sitzenden recht schauen können. Man hatte kurz zuvor ein Volksschauspiel dort aufgeführt; ein andermal ergötzt man die heidnische Christen-Masse durch Stiergefechte, die, aus dem benachbarten Spanien neuerdings hier eingeführt, Theilnahme finden. Der Aufseher (Concierge) meinte, das unterhaltende Schauspiel könne vielleicht bald durch

herbeigebrachte Algierische Löwen, Tiger und andere greuliche Katzen die antike Vollendung erhalten und recht national werden! — Gut, dachte ich, der Herr führt immer mehre und immer deutlichere Unterscheidungszeichen zwischen Christen und Heiden herbei.

Der Dianenquell (fontaine de Diane) oder richtiger: die großen Bäder, neuerdings auf's beste und würdigste hergestellt, ist eine reich mit fließendem Wasser versehene Badeanstalt, mit einigen größern Steinbassins zum Gemeinbade für das Volk, und mit mehren Badekammern für die Reichen versehen. Die Quelle entspringt mitten in dem reizenden Garten; neben derselben ist ein bequemes, gut versehenes Erfrischungshaus. Zur Seite liegen die ansehnlichen Ueberreste eines Dianentempels, dessen große und schöne Quadern, Pfeiler und Hauptnische im Hintergrunde die ursprüngliche Pracht des Ganzen jetzt noch ahnen lassen.

Merkwürdig ist la Tour-Magne, ein alter Römerthurm, jetzt ziemlich fern von der Stadt, vormals zu der alten umgebenden Ringmauer gehörig. Carl Martell ließ von dem gewaltigen Bau nur ein Bruchstück von etwa 80 Fuß Höhe stehen; einen bedeutenden Theil decken unten die Trümmer. Der Thurm hat unten 7 ungleiche Seiten, oben 8 gleiche; im Innern sind alle Stufen und Treppen niedergerissen. Eben jetzt war man mit Wiederherstellung des Thurmes im Innern und Aeußern beschäftigt. Man überschaut von der Höhe, auf der er steht, die Hügel und Höhlen, von denen geschützt die hart bedrängten Reformirten schon im 16ten Jahrhundert, dann unter dem bigotten Ludwig XIV. und bis in des XVI. Ludwigs Zeit, ihre Gottesdienste hielten. Sie mussten Wachtposten ausstellen, um dem von ferne drohenden Ueberfall der ausspähenden mordlustigen französisch-römischen Söldlinge den

versammleten Christengemeinden anzuzeigen. Man zeigte uns die Stelle, wo der glaubensstarke reformirte Pastor Paul Rabaut, auf dessen Haupt von den fanatischen Römlingen ein Preis gesetzt war, im Jahre 1776 mit christlichem Muthe an den auf der Reise nach Paris vorüberziehenden Gouverneur der Provinz trat und erklärte: „Ich gebe mich im Namen Gottes in Ihre Hand und will gern mein Leben zum Opfer bringen, wenn nur Ew. Excellenz diese Bittschrift an den König, zu dem unsere Klagen und Seufzer nicht gelangen können, mitnehmen will, damit sein wohlwollendes Herz die unerhörten Beschwerden und Greuel kennen lerne, unter denen seine treusten Unterthanen seufzen; ich weiß, er wird ihnen abhelfen.“ Der Gouverneur, über die sich selbst aufopfernde Liebe und Freimüthigkeit des Mannes erstaunt, versprach die Schrift zu besorgen und zu unterstützen, und hieß den christlich-kühnen Mann ruhig seines Weges ziehen. Nach kurzer Frist ward den Bedrückungen der Protestanten auf des gutmüthigen Königs Befehl Einhalt gethan.

Am merkwürdigsten und ausgezeichnetsten unter allen alten Römerwerken in Nimes steht das sogenannte **maison carrée** da, eigentlich ein Oblong, einst die Curie (Rathhaus) der großen Municipalstadt, nach Andern ein Tempel zu Ehren der Söhne Agrippa's, Cajus und Lucius. Es steht ganz frei auf geräumigem Platze. Die Mauern sind von schönen weißen Quadern, jede zu etwa 2 Fuß Dicke, aufgeführt, die durch kleine Vertiefungen sich scheiden. Die Länge des Ganzen beträgt, mit Inbegriff des Vestibüls 72′, ohne dasselbe nur 48′, die Breite 36′, die Höhe eben so viel. Ringsum laufen 30 corinthische cannelirte Säulen, deren Zusammenfügung aus mehren Stücken man kaum gewahr wird. Die Capitäler bilden Oelzweige von unnachahmlicher Schönheit und Feinheit. Es scheint,

als wenn das darauf ruhende Gesimse spielend getragen würde. Im Innern ist das sogenannte Museum aufgestellt, von dem nur die antiken Büsten, Statuen und Reliefs nebst einigen Mosaikarbeiten uns anziehen konnten, alle freilich mehr oder weniger verstümmelt. Die aufgestellten Oelbilder und Porträts sind ohne Werth und Bedeutung. Auch außerhalb des Hauses, in dem von einem Eisengitter ringsum eingefassten Vorplatze, stehen und liegen mehre antike Bildwerke von geringerem Werthe. Nach dem Urtheile aller Alterthumskenner ist dieses Haus das am vollkommensten erhaltene Bauwerk der Römer auf Erden. — Napoleon fasste den kühnen Gedanken, das Ganze abzubrechen und nach Paris zu versetzen. Bitte und Protest der Stadt hätten gegen den tyrannischen Eigenwillen nichts vermocht, wenn nicht die einstimmige Erklärung der Künstler dahin gegangen wäre, es sei ohne gänzliche Zertrümmerung der Quadern und Säulen unmöglich, den unauflöslich cementirten Bau auseinander zu nehmen.

Unter den neuern Anlagen in Nimes steht der herrliche jardin public obenan. Der vorige Erzbischof von Toulouse, als Kirchenfürst des Bisthums N., hat ihn mit eben so viel Geschmack als Kostenaufwand anlegen lassen. Die Stadt unterhält ihn jetzt würdig. Er zieht sich an dem Hügel hinauf, über welchen man zum Tour-Magne gelangt.

Außer dem ansehnlichen Cours und einigen größern Plätzen und Straßen hat Nimes meistens nur schmale, zum Theil gekrümmte Gassen und nur wenige bedeutende Gebäude. Die Cathedrale hat nichts Merkwürdiges. Die beiden evangelischen Kirchen (temples) sind angemessen einfach. Der große temple wurde eben jetzt neu hergestellt, und da der kleine für die Menge der Andächtigen nicht ausreicht, so werden in demselben, bis zum vollendeten Ausbau des größern, an jedem Sonntage

fünf gottesdienstliche Versammlungen gehalten, außerdem mehre wöchentlich.

Wie aber steht es im Innern und um das geistliche Leben in Nimes? Hier zeigte sich mir noch deutlicher, als es in der colossalen Hauptstadt möglich war, was ein Häuflein treugläubiger Seelen vermag, die den Herrn zu ihrem einigen Lichte und Führer wählen. Nicht in müßigem, verderblichem Speculiren, Räsonniren, Disputiren, Klagen und Seufzen, Tadeln und Spotten, verschleudern sie Zeit und Kraft, sondern wenden beides, jeden Augenblick und jede von Gott erhaltene Gabe, als treue Haushalter sorgfältig an, den Aufbau und Ausbau des Reiches Gottes thätig zu fördern. Der Kampf gegen die römischen Feinde von außen und noch mehr gegen die faulen und falschen Brüder im Innern ist hart und schwer. Der zeitige Präsident des reformirten Consistorii, Hr. F—s, mag immerhin ein geistreicher Mann heißen; ein geistlicher Mann ist er nicht. Wir haben seiner antievangelischen Bestrebungen schon oben im 15ten Capitel gedacht. Durch seine drei gleichgesinnte Genossen hat er bei allen Berathungen und Beschlüssen des Consistorii ein entschiedenes Uebergewicht über die drei rein evangelischen Männer Emilien Frossard, Borel und Gardes. Diese aber werden durch so betrübende Erfahrungen nicht niedergedrückt, sondern ziehen daraus den herrlichen Gewinn der Demuth, wie der innern regen Wachsamkeit über sich selbst und all ihr Thun, der Feindesliebe, wie der immer innigern brüderlichen Liebe. Mit ihnen stehen dem heiligen Glauben verbunden da die trefflichen Männer Heimpel-Boissiers, Leon Noguiet, Loche-Mauret und andere, Nichtgeistliche, die, nach gemeinsamer Berathung, mit rastlosem Eifer und großer Gewandtheit und Erfahrung in der Geschäftsführung alles Aeußere besorgen und vollenden. Diese Männer nennen die Evangelischen im

südlichen Frankreich gewöhnlich ihre fac-totums. Es war uns überaus erfreulich und belehrend, in unsern Conferenzen mit diesen im Herrn so fest und rein verbundenen Männern, Geistlichen und Nichtgeistlichen, hier zu Nimes, und weiter zu Toulouse, Bordeaux, Lyon, Strasburg, wie früher zu Paris, zu sehen, wie ein gestellter Antrag, eine gegebene Idee zuerst von den Geistlichen erfasst, weiter entwickelt, ihre Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit für die ganze evangelische Kirche, wie für die Kirche Frankreichs insbesondere, nachgewiesen wurde, und wie sodann diese praktischen Männer die Ausführung selbst erwogen und auch sogleich an's Werk schritten. Nie habe ich sie um die erforderlichen Geldmittel bangen oder diesen Punkt voranstellen gehört. Wie in Nimes außer dem kostspieligen Bau des neuen Temple, wozu freilich auch die Namenprotestanten steuerten, während meiner Anwesenheit ein neues protestantisches Krankenhaus und zugleich eine Diakonissenanstalt von den wahren Christen allein, unter großem Widerstreben und Spott der Rationalisten und Römlinge, begründet wurde, ist bereits oben erzählt. Freilich achten diese christlichen Männer auch kein Opfer zu hoch, wo es die Ehre des Herrn gilt: und ich könnte hier nicht nur mehre nennen, die bei großer Wohlhabenheit höchst einfach und sparsam leben, um ihr Gold und Silber reichlich dem Herrn darzubringen, sondern auch viele ganz unbemittelte und arme Familien, die Alles, was die Kinder der Welt im Theater, in Putz, in Gelagen und Wirthshäusern schnöde verthun, in den Gotteskasten legen.

Von Nimes fuhr ich bei schönem Wetter in guter Diligence und lebendiger Gesellschaft über das kleine, aber freundliche, durch seine Muscatweine berühmte Lunel nach Montpellier, zeitig genug hier anlangend, um bei günstiger Abendbeleuchtung

der entzückenden Ansicht von der place du Peyrou und der schönen Terrasse zu genießen. Das mittelländische Meer erschien nahe in Süden, in viel weiterer Ferne in Südwest eine hohe Bergspitze: man sagt, es sei der Canigou. Einen sehr angenehmen Spaziergang bietet die Esplanade, mit schönen Platanen bepflanzt. Die Cathedrale mit ihren drei Thürmen sah ich nur von außen. Das berühmte Musée Fabre, von einem Privatmanne der Stadt geschenkt und eine Million Franken werth geschätzt, war näher zu besehen keine Zeit übrig; so musste ich mich auch über die berühmte uralte, 1180 von spanischen vertriebenen Aerzten gestiftete Hochschule der Medicin und Pharmacie, ihre ansehnliche Bibliothek von 25,000 Bänden, ihren berühmten botanischen Garten, ihre Studentenzahl (über 300) und das wissenschaftliche Treiben der Lehrer und Schüler im Allgemeinen, mit dem begnügen, was mir zwei rückkehrende fein gebildete Studenten auf dem Wege von Lunel nach Montpellier darüber mitgetheilt hatten; und hiernach zu urtheilen, steht es um Fleiß und äußere Sitte sehr gut; zu der letztern rechnen wir denn auch die pünktliche Beobachtung der römischen Kirchenbräuche und Vorschriften.

Wie aber steht es hier um das evangelische Leben? Die Gemeinde ist nicht klein an Zahl, aber sehr klein an Glauben. Von den 6 Geistlichen, die das reformirte Consistorium bilden, war ich nur dem Einen gläubigen Pfarrer Lissignol empfohlen. Ich fand ihn aber nicht heim; er war auf einer Predigtreise; die andern Amtsgenossen aufzusuchen, reichten die wenigen Stunden meines Aufenthaltes nicht hin. So war mir nur vergönnt, einen andern evangelischen Mann, den Lehrer Gachon, herzlich zu begrüßen. Von ihm erfuhr ich, dass der Kampf der wahren Kirche hier durch mancherlei Umstände ganz vorzüglich erschwert sei. Die in ganz Frankreich hochberühmte medicinische

Facultät giebt den Hauptton an; sie steht aber ihrer Natur nach stark auf materialistischer Basis. Dazu die Mehrzahl rationalistischer Geistlichen und Lehrer, — so hat das ungöttliche Wesen mit den weltlichen Lüsten die stärkste Pflege. Desto erfreulicher und erhebender ist es, die geringe Schaar der gläubigen Streiter, in der etwa 6000 Protestanten und 30,000 Katholiken zählenden Stadt, ohne Kleinmuth und mit rechter Freudigkeit das Evangelium des Friedens treiben zu sehen, unter denen neben Herrn Gachon der christlich-thätige Kaufmann H. Parlier als fac-totum steht.

Wir verließen Montpellier am späten Abend und langten am frühen Morgen in dem alten Beziers an, das der Sehenswürdigkeiten so manche darbietet. Wir mussten uns mit oberflächlichem Anblick im Vorbeifahren begnügen, denn nur eine halbe Stunde war zum Genuss des Frühstücks vergönnt; die war aber genau wahrzunehmen, weil an einen spätern Aufenthalt zu regelmäßigem Mittagessen, wie auf den preußischen Posten, nicht zu denken war. Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, dass es zu den größten Unannehmlichkeiten des französischen Post- und Messageriewesens gehört, dass die Person der Reisenden nicht im geringsten berücksichtigt wird, dass man eben so wenig für ihre regelmäßige Speisung, als für gewissenhafte Besorgung des Gepäcks sorgt. Einmal wird um 10 Uhr Vormittags, ein andermal um 1 Uhr Nachts zu Mittag gegessen und auf allen übrigen Stationen erlaubt die kurze Frist von 5 Minuten kaum das Aussteigen, geschweige den Genuss eines warmen Getränkes, das übrigens in keinem Posthause vorbereitet ist. Höchstens mag man das von schmutzigen Verkäufern an den Wagenschlag gereichte Obst oder Kuchenwerk eilig kaufen. Das Gepäck wird auf den Nebenstationen mit unbeschreiblicher Hast dem Ausscheidenden zugeworfen, wodurch oft

die ärgsten Verwechselungen, zumal in der Nacht, geschehen und der Reisende mag immer von Glück sagen, wenn er zu seinem Eigenthum gelangt, da Schlaf und Finsterniss in der Nacht das eigene Beaufsichtigen verhindern. Den Grund dieser Personenvernachlässigung erklärte mir ein unmäßig dicker Herr, Eigenthümer einer Messagerie, dadurch, dass diese Fahrunternehmer allesamt ihr Patent von der Regierung nur auf die Bedingung erhalten, dass sie vorschriftsmäßig die officiellen Briefe und Packete zu bestimmten Stunden befördern, und wieder an bestimmten Orten die Ankunft anderer Posten erwarten. Die Regierung zahlt zwar dafür jährlich nur 50,000 Franken, während die Passagiere das vierfache zur Deckung der Kosten und überdem noch den Gewinn steuern müssen. Die Wohlbeleibtheit, sowie das ganze Auftreten des stattlichen Herrn bezeugten aber, dass dieser Gewinn nicht klein sein könne. Doch die schuldige Dankbarkeit gegen die so reichlich fütternden Reisenden muss hier weichen. Denn die geringste Verletzung des Regierungscontraktes durch versäumten Zeittermin u. dgl. würde den Verlust des Patents herbeiführen, und viele eifersüchtige Bewerber spüren jedem Versehen der Art sorgfältig nach.

Die Gegend um Beziers, das am Canal du Midi und dem Orbeflüsschen liegt, ist überraschend schön. Ueberhaupt wird man im ganzen südlichen Frankreich die ungemeine Kraft und den Reichthum der Hilfsmittel des Landes deutlich gewahr. Die unermesslichen Oelbaum- und Weinpflanzungen, die zahllosen Kastanien- und Mandelbäume, und in den Städten der Fabrik- und Manufacturfleiß, das Alles bezeugt zur Genüge die Fruchtbarkeit des Bodens, wie die Thätigkeit und Größe der Volkszahl. Freilich gewährt das schmale, trüb-dunkle Blatt des niedrigen Oelbaumes nicht einmal den frischen Anblick unserer gemeinen Weide und es steht überhaupt der klein-

liche Wuchs aller Bäume weit unter der majestätischen Pracht unserer Eichen und Buchen und Linden. Die Reben sind nicht an Stöcken aufgebunden, wie am Rhein, sondern lagern auf dem Schieferboden fortrankend, weil sie auf dem von der Sonne stark durchglühten schwarzen Gerölle schneller und besser gedeihen. Daher ist denn auch in einem so üppigen Weinjahre wie das gegenwärtige, das Zertreten der Trauben beim Wandern auf den Weinfeldern und Hügeln trotz aller Vorsicht unvermeidlich. Viel bedeutender aber noch ist der Schade, dass bei etwa eintretendem Regenwetter in der letzten Hälfte des Septembers, wo die Lese beginnt, die am Boden liegenden reifen Trauben mit unglaublicher Schnelligkeit faulen, so dass wenige Tage die Hoffnung der günstigsten Lese ganz vernichten. Das war leider in diesem Jahre der Fall. Ueberall sah man Jung und Alt beschäftigt, die Trauben in größester Hast abzuschneiden und in die Butten zu werfen, um doch etwas zu retten. Nirgends aber vernahmen wir ein fröhliches Volkslied, wie in Deutschland bei der Lese. Nicht die Trauer über fehlgeschlagene Hoffnung machte die sonst so feurigen und gesprächigen Südfranzosen stumm; „es ist nicht Volkssitte bei der Weinlese zu singen" gab man auf meine Frage zur Antwort.

Wir langten bei eintretender Dunkelheit in Castres an. Die alte Stadt war im 16. und 17. Jahrhundert ein fester Hauptsitz der Reformirten. Ludwig XIII. oder vielmehr sein allgebietender Minister, Cardinal Richelieu, unterjochte sie, wie Montauban, nach langer Belagerung im Jahre 1629 und ließ die Mauern beider Städte schleifen. — Das Consistorium zu Castres hat 6 Geistliche, die freilich ihre Kirche nicht so rüstig und glaubensstark schützen und besorgen, wie die alten Vorfahren. Eine kurze Unterhaltung mit dem freundlichen, toleranten Pfarrer d'O. ließ kein ersprießliches Resultat hoffen; erfreulich

aber war die Ueberzeugung, dass auch hier das Häuflein derer im Wachsen ist, die das Eine was Noth ist erkennen und einen Hunger und Durst nach wahrer Seelennahrung empfinden. Den stillen dann die fleißig auch hieher reisenden gläubigen Prediger von Montauban, Toulouse, Nimes u. a. Orten. —

Mit dem frühesten Morgen langten wir in dem alten ansehnlichen Toulouse an, das in vielfacher weltlicher Beziehung bedeutsam, uns jedoch durch seine evangelische Thätigkeit unendlich mehr beschäftigte und anzog. Die große Volkszahl von 77,000 Einwohnern und ihre rege Thätigkeit giebt sich bald durch das Gewühl in den nicht sehr breiten noch graden Straßen kund, vornehmlich aber auf dem großen stattlichen Rathhausplatz und an den Garonneufern, wo man bald gewahr wird, dass Toulouse der Hauptplatz für den Binnenhandel von Südfrankreich ist. Auf dem großen, schön umbauten Marktplatze erhebt sich das Rathhaus, Capitole genannt, das schon im Jahre 68 nach Christi Geburt erbaut sein soll. Die 8 Säulen von rothem Marmor, auf halber Höhe der Hauptfronte in zierlicher Leichtigkeit und Kühnheit emporsteigend, geben dem großen, schönen Gebäude einen eigenthümlichen Schmuck. Im ersten Hofe sehen wir zwei Portale mit cannelirten ionischen Säulen und mit Figuren geschmückt. Das eine Portal zeigt uns drei Figuren über dem Rundbogen, von denen die rechts stehende meisterhaft gearbeitet ist. Mein Führer wusste mir die dargestellte Person nicht anzugeben. Das Ganze ist ein Werk des berühmten Bachelier, Schülers des großen Michel Angelo. In diesem Hofe wurde Herzog Heinrich von Montmorency, der edle tapfere Marschall von Frankreich, 1632 hingerichtet. Er hatte die von dem Herzog von Orleans gegen den allgemein verhassten Richelieu angestiftete Empörung in Languedoc gefördert, wurde aber in dem Treffen bei Castelnaudary, zu hitzig in

die Feinde dringend, vom Marschall von Schomberg gefangen und nach Toulouse geführt. Alle Verwendungen und Bitten der Prinzen und des Adels, selbst Ludwigs XIII. persönliche Neigung, wurde von der Blutgier des Cardinals besiegt. Montmorency, der letzte Sproß des ältesten hochberühmten Adelsgeschlechts in Frankreich, ward als Hochverräther enthauptet. — In dem „Saal der berühmten Tolosaner" stehen ihre Büsten in Nischen; und daran schließt sich ein kleiner Saal der halbfabelhaften gelehrten Toulouser Sappho, der Dame Clémence Isaure, Stifterin der Jeux floraux im Jahre 1323, die noch alljährlich im Mai mit Preisvertheilung von silbernen Blumen für die beste Blumenode gefeiert werden. Ihr Marmorbild ziert den Saal, ihr Grabmahl soll ehemals in der alten Kirche Notre Dame de la Daurede (ursprünglich ein Minerventempel) gestanden haben. Weder in dieser, noch in andern Kirchen Toulouse's, die ich im Vorbeigehen beschaute, S. Peter, S. Stephan, konnte ich etwas besonders Merkwürdiges erblicken. Der evangelische Temple steht in einfacher und angemessener Würde da, seine zahlreiche Gemeinde aber schließt Männer in sich, die zu den wahrhaften Stützen des lautern Evangelii in Südfrankreich gehören. Ich darf hier nur den edlen gelehrten Greis, Consistorialpräsidenten *) Chabrand und seinen Collegen Sabatié nennen, und die durch hohe Bildung und bedeutende bürgerliche Stellung, wie durch christliche Gediegenheit ausgezeichneten drei Brüder Courtois, die eines der angesehensten Handelshäuser bilden. Die letzteren verwenden einen großen Theil, vielleicht die Hälfte ihrer sehr bedeutenden Einkünfte, ganz zum Dienste des Herrn. Sie haben eine große Druckerei auf eigene

*) Der Sitz des Consistorii selbst ist aber nicht in Toulouse, sondern in dem ganz unbedeutenden Oertchen Calmont, neben Ville franche (Departement Haute Garonne).

Kosten errichtet, in welcher nicht nur kleine christliche Tractate, sondern auch größere christliche Schriften älterer und neuerer Verfasser, französischer und ausländischer, — die letzteren in sorgfältiger Uebersetzung, — neuerdings auch wissenschaftliche theologische Werke in würdiger Weise gedruckt und zu unglaublich wohlfeilen Preisen verkauft, viele auch unentgeltlich vertheilt werden. Es würde die christliche Bescheidenheit und Demuth dieses edeln, mir unaussprechlich werthen Brüderkleeblattes verletzen, wollte ich die mir bekannt gewordenen feinen, tief ergreifenden und rührenden Züge ihrer herzlichen Liebe zu dem Herrn und ihrer gänzlichen Aufopferung für Seine Sache hier darstellen. Nur das Eine kann ich nicht unerwähnt lassen, dass sie mit aufrichtiger Herzensfreude und Dank der 2000 Frcs. gedachten, die meines theuern Königs großartige christliche Liberalität zur Förderung ihres Bücherdruckes ihnen geschenkt hatte. Und grade diese christliche Druckerei bildet eine große Vorrathskammer christlichen Samens und zugleich einen rüstigen Waffenplatz zur Bekämpfung der papistischen Schlauheit, welche mit großer Betriebsamkeit die römischen Schmähschriftchen gegen die evangelische Kirche, wie die Wunder und Mährlein ihrer eignen Erfindung in alle Häuser herumtragen und an allen Kirchenthüren billigst verkaufen lässt, hier wie in Paris und ganz Frankreich. Die Thätigkeit und durchgreifende Wirksamkeit der Courtois'schen Druckerei erweitert sich auf das Erfreulichste mit jedem Jahre. Der 6. Bericht *) meldet, dass mehr als 150 evangelische Gemeinden in Frankreich, von der Toulouser Gesellschaft unterstützt, christliche Leihbibliotheken besitzen, die den Armen unentgeltlich offen stehen, und dass die Theilnahme daran immer reger wird. In mehren

*) Société de livres religieux à Toulouse. Sixième rapport. 20 Mars. 1842. 59 pg. 8.

Städten des ganzen Landes haben sich Hilfsvereine gebildet, in den Seestädten besondere Zweigvereine für inländische und fremde Seeleute; ja bis nach dem Amerikanischen Canada sendet die Gesellschaft ihre Bücher und Schriften und steht mit dem wichtigen Tractatvereine zu New-York in der innigsten Gemeinschaft.

Ein schon seit mehren Jahren fortgehender Kampf der Evangelischen gegen die unerhörten Unwahrheiten und Schmähungen des Erzbischofs von Toulouse hatte grade in neuester Zeit eine große Bedeutsamkeit erlangt. Angeregt ward er durch einen Erlass (mandement) des Kirchenfürsten an seine Gemeinde, in welchem das Treiben der Evangelischen auf das Schwärzeste geschildert und verleumdet, und insbesondere eine Verstümmelung und Verfälschung der heiligen Schrift, erwiesen aus der Weglassung der apokryphischen Bücher, ihnen Schuld gegeben war; dagegen aber wurde in allbekannter Weise die Göttlichkeit und untheilbare Einheit der allein seligmachenden römischen Kirche, die göttliche Geltung des Primats Petri und alle die andern daran hangenden, tausendmal schon auf das Gründlichste und Schlagendste von der wahren Kirche widerlegten Menschenfündlein hingestellt. — Diesen alten Wust deckten nun die Evangelischen in einer würdig gehaltenen, mit eben so gediegener Gelehrsamkeit, als christlicher Liebe geschriebenen Schrift in seiner ganzen Blöße auf, die selbst unter den Katholiken so viel Aufsehen machte, dass in einem Jahre fünf Auflagen nöthig wurden*). — Der Prälat entblödete sich nicht, fort-

*) Réponse de quelques membres de l'Eglise chrétienne réformée au Mandement de Mgr. l'Archevêque de Toulouse pour le carême de l'an de grace 1838, précédée de nouveaux argumens contre l'église romaine, fourni par un de ses défenseurs. 5me édit. avec des notes responsives. Toulouse et Paris 1838. XXXII et 286 pg. 8 maj.

gehend in öffentlicher Predigt seiner Gemeinde jene angeführten und noch andre offenbare Unwahrheiten eifrig vorzureden, die Gemüther gegen die Protestanten aufzuregen und die ihm untergebene Geistlichkeit zu gleichem unchristlichen, lügnerischen Thun anzuspornen. Vor allem wurde ganz natürlich die Bibelverfälschung immer wieder vorgebracht; — ganz natürlich; weil grade in der protestantischen Schriftverbreitung die klugen Kinder der Welt die größte Gefahr für Rom erkennen; denn in Folge der jährlich vermehrten Elementarschulen Frankreichs und der trefflich geleiteten Militärschulen wächst die Lesefertigkeit dergestalt, dass, wenn bis vor 15 oder 20 Jahren von seinen 33 Millionen Einwohnern nur 3 Millionen lesen konnten, das Verhältniss in wenigen Jahren gewiss ein umgekehrtes sein wird. — Der nicht lange zuvor erschienene Bericht des Ministers des öffentlichen Unterrichts legt dar, dass jetzt in Frankreich über 33,000 Elementarschulen (écoles primaires) bestehen, die von 3 Millionen Kindern besucht werden. In den 10 letzten Jahren ist die Zahl jener Schulen um 10,000 gewachsen, die der Schüler mehr als verdoppelt. Außerdem hat man 1600 Klassen für Erwachsene eingerichtet, welche 68,500 Theilnehmer der verschiedensten Altersstufen zählen; und endlich sind noch 555 Aufnahmesäle (salles d'asile, Kleinkinderbewahranstalten) eröffnet, die zusammen 51,000 Kinder zählen*).

Ich kann es nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit ein Ereigniss mitzutheilen, welches die unwiderstehliche Kraft des Gotteswortes, wie des Herrn wunderbare Wege beweist, und zugleich von der Wirksamkeit der Gläubigen in Frankreich zeugt.

*) So lauten die Angaben in dem angeführten 6me rapport pg. 14. — In dem interessanten Werke von Willm sind sie, nach einem spätern Berichte des Ministers Villemain vom 1. Novemb. 1842, etwas verschieden gestellt. Ich glaube meiner schriftlichen und mündlichen Quelle vertrauen zu dürfen, die freilich nur runde Zahlen giebt.

Noch unter der Herrschaft Napoleons findet ein Hirtenknabe ein ausgerissenes Blatt des Evangelisten St. Johannis. Es treibt ihn unwiderstehlich, daran lesen zu lernen; das gelingt, und der Inhalt ergreift ihn so wunderbar mächtig, dass er die Worte auswendig lernt, das Blatt immer auf seiner Brust bewahrt und bei jeder vorkommenden Gelegenheit andere Mitgesellen zum Lesenlernen nach demselben Blatte auffordert und ihr Lehrer wird. 1814 wird er zum Militärdienst conscribirt. Da kommt ihm in einer Stadt ein vollständiges Neues Testament in die Hände. — Er liest und gelangt dann auch an dasselbe Capitel Johannis, das er in seinem Blatte auf und in dem Herzen trägt. Nun liest er mit verdoppeltem Eifer fort und der immer lebendiger werdende Glaube treibt ihn, erst die Kriegsgenossen seiner Compagnie zu unterweisen. Bald geht der Leseeifer durch das Bataillon, durch das Regiment. Der Einfluss des Bibellesens unter dem gläubigen Lehrer bleibt nicht aus. Die Officiere werden bald eine ungewohnte Ordnung und sittliche Haltung ihrer Leute gewahr. Man vertrauet dem Lehrmeister ein 2., ein 3. Regiment (in den 20er Jahren) und dieser treibt fortan sein Wesen immer besser und wirksamer fort.

Eine höchst erfreuliche Ueberraschung ward mir an einem Sonntagsabend in Paris. — Ich setzte mich auf eine der schönen steinernen Bänke nahe der Wache vor der großartigen Place de la Concorde, um die wogende Menschenmasse zu betrachten und die glänzende Gasbeleuchtung des Platzes abzuwarten. Zwei junge Soldaten saßen in geringer Entfernung von mir, ernst und eifrig in einem kleinen Büchlein lesend. Ihre Aufmerksamkeit war durch eine allgemeine Höflichkeitsfrage bald angeregt, ein Gespräch eingeleitet, und ich erfuhr, dass sie das Neue Testament lesen und, obgleich Katholiken, doch fleißig in die Chapelle Taitbout gingen. „Unsere Priester,"

meinten sie, „sagen uns Vieles anders, als wir es hier finden, oder sie sagen es gar nicht."

Die rastlose wachsende Thätigkeit der französischen und ausländischen Bibelgesellschaft in Paris unter ihrem edlen Agenten H. v. Pressensé giebt dem auflodernden Feuer des geistig regen und rasch lernenden Franzosenvolkes, das sich seiner bisherigen Vernachlässigung zu schämen beginnt, eine christliche Richtung und Nahrung; — sie lesen die ihnen dargebotene Bibel mit Eifer und das Gotteswort löset die Katholischen von den Menschenbanden und führt sie, vom Geiste getrieben, ohne alles menschliche Zuthun zum Lichte und zur Freiheit der evangelischen Kirche. —

Jenem Lügengewebe des Toulouser Erzbischofs und seiner Priester stellten nun die Evangelischen daselbst eine öffentliche Aufforderung entgegen: es möge der Prälat in einer gemeinsamen Versammlung von Katholischen und Evangelischen Christen seine Behauptung entweder persönlich oder durch seine Abgeordneten erweisen; sie wären bereit, eben dort ihre Sache gegen ihn zu vertreten. Zeit und Ort möge er selbst bestimmen. Thue er es nicht, nehme auch seine unwahre Behauptung nicht öffentlich, wie er sie wiederholt aufgestellt, zurück, so seien sie genöthigt, ihn und seine Genossen als Verleumder zu erklären und gegen ihn den Rechtsgang zu ergreifen. — Der geistliche Herr schwieg, — und förderte dadurch die Sache der Evangelischen bei besonneneren Katholiken nicht wenig.

Und eben so sehr that dies ein neueres Ereigniss. Der geistreiche Abbé Maurette, Pfarrer zu Serres (Departement Ariège) ward durch das fleißige Forschen in der heiligen Schrift von der innern Halt- und Grundlosigkeit der römischen Kirche eben so fest überzeugt, als von der innern Wahrheit und Apostolischen Aechtheit der evangelischen. Er säumte nicht, seinen

Entschluss zum Uebertritt dem Erzbischof in einem würdigen ernsten Schreiben zu eröffnen, die Wichtigkeit und Nothwendigkeit des Schrittes mit vielen starken Gründen darzulegen und eine herzliche Bitte an den Prälaten beizufügen, er möge durch fleißiges Lesen des lautern Gotteswortes mit Wegwerfung aller Menschensatzungen von der Finsterniss zum Lichte sich wenden. Die Antwort war, wie man's erwarten kann: mit väterlicher Ermahnung, mit Zittern um das Seelenheil des Sohnes, mit rührender Bitte und Warnung beginnend und dabei auf feine Weise die Beförderung des talentvollen Mannes in Aussicht stellend, schloss sie mit Androhung der ganzen Kirchenstrenge, wenn der verirrte Sohn nicht Buße thue. — Dieser aber legte in seiner Erwiderung noch mächtiger und überzeugender die wohlbegründete Nothwendigkeit seines Schrittes dar und drang noch stärker in den bethörten und verblendeten Mann, der Wahrheit die Ehre zu geben und seinem Beispiele zu folgen. Als darauf Rom in seiner Weise gegen den Abbé verfuhr, hatte dieser bereits öffentlich dem Irrthum entsagt und war Pfarrer einer evangelischen Gemeinde, die er seit längerer Zeit schon durch schriftmäßige apostolische Belehrung sich zugebildet hatte. Das ganze Ereigniss machte bei der allgemein anerkannten Gelehrsamkeit und sittlichen Würde Maurette's unter den Katholiken großes Aufsehen, was, durch die kleinlichen Verleumdungen und offenbaren Unwahrheiten der römischen Priester gegen den edeln Mann noch erhöht, manchen Besonnenern über den Gehalt seiner Kirche und ihrer Lehrer die Augen öffnete. — Später hat noch ein römischer Pfarrer in der Nähe von Toulouse seinen Uebertritt zur evangelischen Kirche öffentlich angezeigt.

Von wie hohem Interesse der Bericht zweier rückkehrenden Colporteurs und Evangelisten und ihre wiederholte Aussendung

zur Ausbreitung des evangelischen Segenswerkes war, meldete ich bereits früher. Die Klarheit, Offenheit und Herzlichkeit dieser einfachen jungen Männer von etwa 30 Jahren, welche eben so fern von Zudringlichkeit als von absonderndem Heiligendünkel dastanden, gab ein genügendes Gewähr für das Gelingen ihres Unternehmens, weil darin das gläubige Gottvertrauen und die wahre Demuth auf das Innigste mit der brüderlichen Liebe verbunden sich zeigte. — Noch wichtiger war mir die offen und gründlich dargelegte Ansicht des hochehrwürdigen, erfahrenen und geistreichen Chabrand über die wahre Vereinigung aller evangelischen Gemeinschaften auf dem Einen Lebensgrunde, und über die angemessene Unionsform, die er theils im Privatgespräch, theils in einer gemeinsamen Besprechung mit mehren Brüdern in einer Weise entwickelte, welche das lange und gewissenhafte Erwägen der Sache von allen Seiten bezeugte. Wir stimmten in der Nothwendigkeit und Ausführbarkeit der Unionssache, so wie in den dafür zu ergreifenden Mitteln vollkommen überein; auch erkannte er mit allen evangelischen Brüdern aller Lande die Unzulässigkeit der anglikanischen Episcopalform, als einer aristokratisch-politisch-hierarchischen, an. Aber mit großer Schärfe that Chabrand dar, dass unser jetziges Consistorialwesen eigentlich nur die traurige Schattenseite jener anglikanischen Kirchenform und daher um so verderblicher sei. Hier stehe ja die Kirche ganz unter bürgerlichem Gesetz und es gelte für sie nur die Bureaukratie. — „Die evangelische Kirche" äußerte er, „bedarf ein neues, nämlich das uralte apostolische Episcopat." Bei dem Streben nach Begründung dieser Form tritt nun aber sogleich die alte Lehre von der Apostolischen Nachfolge hervor, und um diese wird sich, däucht mir, die ganze Sache bewegen. Sie bedarf aber wohl einer neuen, tiefer als bisher geführten Begründung.

Der Lehrpunkt von dem Wesen und der Bedeutung der Ordination und insbesondere der Handauflegung ist noch nicht zu seinem vollen Rechte gekommen, und was auch früher die gelehrtesten evangelischen Theologen einzeln darüber verhandelt haben, ist theils durch bittere und bisweilen einseitige Polemik entstellt und von der christlichen Liebe ferne, theils ist es in der indifferenten Letztzeit ganz vergessen, theils nie ein inneres Eigenthum der Gemeinde geworden, sondern nur böse Gehässigkeiten und leeres Widersprechen wie von Rom gegen uns, so umgekehrt, im Christenvolke übrig geblieben. Es herrscht darüber eine fast allgemeine Bewusstlosigkeit und das Ganze hat nur die Geltung eines feierlichen Cärimoniels. Das evangelische Grundprincip der „Gemeinschaft des heiligen Geistes" kann allein, glaube ich, das Wesen der Sache erfassen, und daraus wird denn auch derselbe Geist die reine evangelische Form von selbst hervorgehen lassen. — Dass weder Rom noch die anglikanische Kirche dieses Princip bei ihrem Episcopat festhalten, bedarf keines Beweises; dass wir Andern aber es bis jetzt noch nicht nach seiner ganzen Kraft und Bedeutung angewendet und durchgebildet haben, liegt eben so deutlich am Tage. Das treue und unablässige Lehren in und aus und von diesem Geist scheint mir daher das Erste und Nothwendigste. Denn da kann, zufolge der bestimmten Verheißung, nichts Anders gelehrt werden als Christus Jesus, nach Joh. 14, 16. 16, 13. Mächtig stürmt ein anderes Princip gegen jenes Evangelische an: „Die Gemeinschaft des Weltgeistes, der Socialismus. Dass der Herr, der auch diesen Feind gegen uns sendet, wie einst Babylon gegen Zion, das Feld behalten wird, wissen wir wohl. Aber ob bei uns, wenn wir träge und säumig dastehen? — Gewiss nicht!"

Das Resultat des weiter geführten Gesprächs war: „Die

evangelische Kirche bedarf einer biblisch constitutionellen Episcopalform, wenn sie in wahrer Ordnung und voller Freiheit auf Einem gemeinsamen Grunde sich entwickeln und kräftig aufblühen soll. Die reformirte Presbyterialverfassung ist ungenügend, — die Lutherische Collegialform ist es vielleicht noch mehr." — Zu jener apostolischen Form aber giebt nach Chabrand's Ansicht die Brüdergemeinde ein noch viel zu wenig beachtetes Muster. —

Unsere Weiterfahrt von Toulouse über Fronton nach Montauban, etwa $6\frac{1}{2}$ deutsche Meilen, bot des äußerlich Anziehenden sehr wenig. Die Gegend ist fruchtbar und fleißig angebaut. In dem bequemen coupé allein sitzend, konnte ich um so ungestörter das in Toulouse Erfahrene mit dem früheren zusammenstellen und für das nächstfolgende ordnen. Sehen doch alle Gläubigen Frankreichs Montauban als die Pflanzstätte zu einer evangelischen Lebensförderung an, und ist es ihnen doch bis jetzt durch Gottes Gnade gelungen, das arge Unkraut, das der Feind auch dorthin ausstreuen wollte, zeitig zu erkennen und ihm mit Wachsamkeit zu wehren, wir meinen den schon früher erwähnten Plan *), die theologische Facultät von hier nach Paris zu verlegen: sodann das gewaltsame Aufdringen rationalistischer Lehrer und die dem Ministerio jüngst eingereichte förmliche Anklage des Pastors Jaquier von Clairac gegen die orthodoxen Professoren (pétition contre les professeurs orthodoxes de la faculté de M.).

Von den 7 Lehrern sind 5 entschieden gläubig: die Herren Marzials (der als Consistorialpräsident eigentlich nur das Seelsorgeramt und die praktische Anleitung der Studirenden führt),

---

*) Vergleiche das 14. Kapitel S. 24 fg.

Adolph Monod, de Felice, Jalaguier, Encontre. Der sechste, Herr Nicolas, hat sich in deutsche Philosophie verirrt, die er, französisch zugerichtet, in sein Vaterland verpflanzen will. Der siebente ist Rationalist.

Ob eine einzeln dastehende, wenn auch noch so trefflich besorgte, theologische Facultät ihre volle wissenschaftliche Entwikkelung und Reife erlangen, ob sie für das praktische Leben die nöthige Grundlage schaffen könne, da die literarischen und allgemeinen Bildungsmittel und Kunstsammlungen beschränkt sind, — die Bibliothek zählt hier nur 10,000 Bände, — der Geldfond nicht bedeutend ist, der Ort selbst nicht groß noch reich; — das und Anderes mehr sind Bedenken, die bei jener Verlegung nach der Weltstadt Paris reiflich erwogen wurden, zumal bei der jetzigen Stellung der zum Glaubensleben gelangten Reformirten gegen die französische Welt. Ist doch ohnehin vieles in jenen so bedeutend scheinenden Bedenken nur Schein und Wort. Aeußere Fülle und Glanz und Reichthum täuscht nur zu leicht über wahren innern Besitz, erstickt den Fleiß und die anstrengende Arbeit, und lähmt damit die Kraft. Vor beschränkter Einseitigkeit kann und wird der tüchtige Lehrer den Schüler bewahren; — vor zersplitternder Vielseitigkeit und verführender Weltlust in einer üppigen Hauptstadt vermag es keiner. Wo reines, lauteres evangelisches Christenthum in das Herz des Jünglings gepflanzt wird, da kann Einseitigkeit und Beschränktheit unmöglich sich einnisten. Das Evangelium ist das Licht; — der Acker ist die Welt. — Ueberdem haben die in Montauban Studirenden in den langen Ferien vom Juni bis October Gelegenheit genug zu Reisen. So fand ich denn auch von der kleinen Schaar nur wenige anwesend; die Professoren waren sämtlich verreist bis auf den bejahrten edlen Marzials, der mit herzlicher Freundlichkeit und klarer Offenheit mir einige

Stunden des Tages wohlwollend zu jenen Mittheilungen schenkte und meinen Vereinsvorschlag, sowohl in Beziehung auf die ganze evangelische Kirche auf Erden, als auf die wissenschaftlichen Bestrebungen und Anstalten insbesondere, beifällig aufnahm und das Versprechen thätiger Mitwirkung für sich und im Namen seiner gelehrten Amtsgenossen bereitwillig gab.

Dass fast die Hälfte der 24,000 Einwohner Montaubans dem reformirten Bekenntniss angehört, dass bei weitem die meisten Studirenden christlich angeregt, zum Theil entschieden gläubig sind, wodurch ein unverkennbar wohlthätiger Einfluss auf die Katholikenzahl und ein freundliches Verhältniss zu ihnen vermittelt ist, was nur durch das Weltlicht der abgeneigten Professoren hie und da besorglich gestört wird, — das Alles erfuhr ich nicht nur von dem edlen Marzials, sondern auch durch einfache Mittheilung eines liebenswürdigen gläubigen Führers, eines Postboten, der sich mir sogleich bei meiner Ankunft zur Begleitung darbot. Er konnte sich nicht genug darüber freuen, einen gläubigen evangelischen Pastor aus so weiter nördlicher Ferne zu sehen. Nach gewöhnlichem Vorurtheil der Südländer, hatte er sich Danzig so eingeeist gedacht, wie etwa Grönland, und schien denn auch nach demselben Vorurtheil das Naturclima mit dem Glaubensclima zu identificiren. Was er mir sonst noch von merkwürdigen Bauten in der freundlichen Stadt zeigte, die Cathedrale, die St. Jakobskirche mit hohem Glockenthurme, die place royale und einige andere Marktplätze, schien mir nicht von Belang. Mehr hätte wohl die großartige, unermessliche Fernsicht von einer Vorstadt aus ergeben, von wo man, auf einer Anhöhe stehend, über den kleinen Tarnfluss hinweg südwestwärts bei heiterm Himmel die Pyrenäen erblicken soll. Aber das trübe Wetter gönnte mir den Anblick nicht, Regenwolken zogen herauf; — mein Hauptge-

schäft in Montauban war abgethan, und so fuhr ich denn in gutem Wagen wieder einsam sitzend über Nacht nach Agen. — Die uralte Stadt an der Garonne zählt unter ihren 13000 Einwohnern auch ein Häuflein Evangelischer, doch ohne einen treuen Hirten. Der Herr selbst hat ihnen ein im wahren Glauben lebendes und freudig wirkendes Mitglied, ein Factotum, gegeben in dem alten Ingénieur en Chef, Herrn Schlösing. Umherreisende Evangelisten und gläubige Pfarrer helfen ihm. Es war zu früh am Morgen, um den trefflichen Mann, an den ich empfohlen war, aufzusuchen. Die 2 Stunden vor der Abfahrt des Bordeaurer Dampfbootes boten genug Abwechselungen in dem Billardzimmer eines großen Gasthofes an dem stattlichen Cours. Die Reisenden sammelten sich hier allmälig, und die verschiedenartigsten Figuren und Gruppen, die Darstellung von Nacht und Tag in den aufgestützten oder hingestreckten Schläfern, den gähnenden Kaffetrinkern, den lachenden und witzelnden Billardspielern, den sich langweilenden Zeitungslesern, war für den Maler, wie für den Psychologen kein übler Vorwurf zu einem Lebensbilde. Endlich gegen 6 Uhr ertönte der Ruf zur Abfahrt. Das Gesamtgepäck der Reisenden wurde auf einem Karren von zwei Eseln gefahren; die Besitzer mussten nebenher zu Fuße wandern, auf sehr schlüpfrigem Boden, eine Anhöhe hinab, über loses Steingebröckel zum Flusse; ein beschwerliches und zumal für die zarten mitziehenden Frauen ein hartes, mitunter gefährliches Ding. Das Schifflein selbst konnte sich weder an Größe noch an Bequemlichkeit und Pracht mit den rheinischen und englischen Dampfböten messen. Die meistens flachen Garonneufer glichen den Rheinufern unterhalb Cöln oder oberhalb Mainz. Die trübe Luft nahm ihnen die wohl zu erkennende Frische und Anmuth. Wiederholte Regenschauer trieben die zahlreiche Reisegesellschaft in den nicht sehr

geräumigen Salon, so daſſ ich bald genöthigt war, mein aufgeschlagenes Schreibetischchen mit mehren zu theilen und es in ein Frühstücksbrett verwandeln zu lassen. Die Mienen der meisten, die Platz gewinnen konnten, heiterten sich bei dem Frühstück, das gut und billig genug war, auf. Doch konnte das bei der langen trüben Fahrt von 9 Stunden keine nachhaltige Wirkung haben. Hie und da half Kartenspiel der Langenweile ab; der Zeitungsblätter waren wenige; der enge Raum ward den beweglichen Franzosen gar eine drückende Fessel. Ich las und ließ die Nachbarn gern in mein Buch sehen, und da ich eine gute Anzahl französischer schöner Büchlein, vornehmlich aus Toulouse, mit mir führte, so theilte ich davon mehre aus. Eine junge feine Dame las mit Theilnahme den „bon berger Jésus Christ“ und bat freundlich um ein zweites Büchlein; einem ernſt aussehenden Manne reichte ich das umfangreichere Werk: la doctrine de la Trinité; er blätterte darin und gab es bald mit einem „bien obligé“ zurück. — Ein gewandter Colporteur und Evangeliſt hätte hier gesegnet wirken können. Endlich brachte der Ruf: Bordeaux! Alles in hastige Bewegung. Urplötzlich erschien auch auf dem Verdeck — ich weiß nicht wie und woher, — ein Wespenschwarm von Lohndienern und Commissairs, die mit lästiger Zudringlichkeit ihre Hotels als die besten empfahlen und in lithographirten Bildern als vollendete Paläste sehen ließen und hingaben. Gegen 3 Uhr landeten wir im Angesicht der herrlichen Garonnebrücke, die mich wieder einmal lebendig nach London versetzte. Sie ruht auf 17 steinernen Bogen. Ihre Länge von 530 Metres, die sehr breiten Fußpfade zu beiden Seiten und der mitten durchlaufende etwa 50 Fuß breite Fahrweg, gönnen ein bequemes Beschauen der Stromufer von den verschiedensten Punkten aus. Ganz eigenthümlich läuft unter dem oberen Fahr- und Fuß-

wege der ganzen Länge nach eine verdeckte, kunstvoll gearbeitete Gallerie hin, die sowohl zum Ausladen der Schiffswaaren, als zur Reparatur der Brücke dient, so dass die Benutzung der letztern nie gehemmt werden darf. — Mir scheint überhaupt Bordeaux eine der schönsten Städte. Die breiten gediegenen Quai's, links von palastartigen Häusern, rechts von dem majestätischen Strome eingeschlossen, vornehmlich Quai des Chartrons, übertreffen die Pariser. Die vielen breiten Spaziergänge (Cours), mit mehrfachen Baumreihen bepflanzt und überall von stattlichen Häusern umgeben, bezeugen durchweg Reichthum und Geschmack, und geben der ganzen Stadt eine eigenthümliche Frische und Lebendigkeit. Vor allen köstlich ist der Cours de Tourny und C. du jardin public (royal). Dazu die Anzahl großer Marktplätze und der schöne Hafen! Leider aber ist dieser in Hinsicht des regen Lebens und Handels nicht mit Marseille zu vergleichen. Ueberhaupt klagte man allgemein, dass mit dem jährlich wachsenden Handel Marseille's der hiesige abnehme. Wollte Gott, es nähme durch die so deutlich zu erkennende Nichtigkeit irdischer Größe und Pracht das christliche Leben und Handeln zu! Diesen innern Zustand zu erfahren, war mir Hauptsache. Die lieben christlichen Freunde, denen ich empfohlen war, gaben mir darüber treue und genügende Auskunft.

Unter den 100,000 Einwohnern Bordeaux giebt es etwa 8000 Protestanten, welche zwei Temples besitzen. Seit etwa 18 Jahren regt der Geist Gottes auch in dieser Schaar die Todtengebeine zum Leben auf, an dem aber bis jetzt nur eine kleine Anzahl Theil nimmt. Zwei Pfarrer (die Herren Villaret und Maillard) und der Suffragan Vaurigaud stehen gläubig bekennend da. Eben so, und vielleicht noch entschiedener, seit 1838 der treffliche deutsche Marineprediger Schiep, vormals Hilfs-

prediger an der Brüderkirche zu Neuwied, der in reichem Segen unter den Seeleuten wirkt. Es ist nämlich für die Menge deutscher Seeleute, die insbesondere häufig hier überwintern, im Jahre 1838 eine eigene protestantische Capelle eröffnet, in der Herr Schiep jeden Sonntag, von ½2 Uhr an, deutschen Gottesdienst hält. Das christliche Unternehmen wurde ursprünglich von mehren kirchlich gesinnten und gläubigen deutschen Schiffscapitäns angeregt, die sich schmerzlich beklagten, in Bordeaux und überhaupt in den Seestädten Frankreichs zu vermissen, was sie in den meisten Häfen christlicher Länder fanden: Kirche und gemeinsamen Gottesdienst. Mehre der hier residirenden Consuln verwandten sich bei ihren Regierungen um Unterstützung der wichtigen Sache, und Preußen, Hannover, Oldenburg, Hamburg, Bremen sagten sie zu. Die edle Herzogin von Orleans sandte einen Beitrag, die theilnehmenden Seeleute steuern nach Kräften bei, und es freute mich, unter diesen christlichen Capitäns vornehmlich viele Preußische, namentlich auch einige Danziger zu finden.

Unter den Nichtgeistlichen lernte ich ganz vorzüglich die ächt christlichen Männer, Buchhändler Klauer, Kaufmann Eschenauer, Bankier Laharpe (den Vater meines theuern Freundes, Professors in Genf) und ihre gleichgesinnten Frauen und Hausgenossen kennen.

Die Hauptbesprechungen mit allen diesen christlichen Seelen, bald einzeln, bald gemeinsam, an denen auch der geistreiche, aber streng lutherische Adolph Kampmann, Professor der Philosophie an der Sekundärschule in St. Foy, und der eben so eifrig lutherische H. Magnus aus Strasburg Theil nahmen, betrafen hier wie überall auf meiner Reise den Vorschlag zu evangelischer wahrhafter Gesamtunion. Die meisten erfassten die Sache mit großer Freudigkeit; — dass die strengen Confes-

sionalisten über der Kirchen-Entwickelung und Ausbildung die Kirchenbegründung übersahen, und die Einheit des Stammes bei der Mannigfaltigkeit der Frucht verkannten, der nothwendig mannigfachen geistlichen Thätigkeit der Glieder unter Einem Haupte Eine absolute Lehrfessel anlegen wollten und damit unbemerkt die ächt evangelische Glaubensfreiheit in den römischen Glaubenszwang hinüberführten, wurde schonend dargelegt. — Es konnte aber nicht fehlen, dass die von Einigen so scharf herausgekehrte lutherische Seite auch die Schärfe der calvinischen hervorlockte; und dies hatte ich vornehmlich in einer Pastoralconferenz zu Castillon, 7 Lieues von Bordeaux, zu bemerken Gelegenheit. Der recht anmuthige Weg dorthin über Libourne, auf dem man seitwärts manches merkwürdige Schloss, unter andern Heinrichs IV. sieht, war in einer gemischten Omnibusgesellschaft bei heiterm Wetter rasch vollbracht. Das unbedeutende Städtchen Castillon bildet einen bequemen Mittelpunkt für die Zusammenkunft der weit umher wohnenden 12 reformirten Geistlichen zu ihren monatlichen amtlichen Consistorialversammlungen. Reizend ist übrigens die Lage an den überaus lieblichen Ufern der Dordogne, die man von der, freilich sehr schlecht unterhaltenen, aber gut bezollten Kettenbrücke weithin überschaut. —

Nach Beendigung der Special-Kirchensachen (die weniger solche Punkte betrafen, wie sie auf unsern gewöhnlichen Synodalversammlungen vorkommen, vielmehr hauptsächlich die Berathung über den Beitritt zu der Société pour les intérêts généraux du protestantisme zum Gegenstand hatten) wurde ein einfaches Mittagsmahl um 6 Uhr im Gasthofe eingenommen und darauf in ernster Besprechung von 7 — 11½ Uhr Abends die evangelische Unionssache im Hause des lieben Pfarrers Biot erwogen. Hier zeigte sich nun, wie schon vorhin angedeutet

wurde, eine streng confessionelle Spannung, die anfangs, da ich mich frei als einen entschiedenen Lutheraner bekannte, fast starr die Unmöglichkeit einer innern Vereinigung zu behaupten suchte. Was diese Behauptung unterstützen sollte, bewies aber grade das Gegentheil. Es hatte nämlich der treffliche Hosemann, früher reformirter Pfarrer in dem benachbarten Nerac (Dep. Lot und Garonne), jetzt in Paris, durch ernstes Forschen sich entschieden dem Lutherischen Bekenntniss zugewendet *), dem gemäß seine Gemeinde belehrt und lieber seine Stelle aufgegeben, als den Wunsch seines Presbyterii erfüllt habe: „er solle seine Ueberzeugung verschweigen, damit nicht die rege gewordene Gemeinde Lutherisch werde." — Man gab endlich zu, der Fehler liege hier in dem unevangelischen Verfahren des Presbyterii, das einen Gewissenszwang gefordert und die freie Entwickelung des Schriftwortes gehemmt habe. „Das heißt das evangelische Leben zu Grabe tragen und seinen Tod decretiren. Ueberall, wo irgend eine evangelische Gemeinde ihren Lehrtypus als einen absolut vollkommenen und abgeschlossenen setzt, da ist sie sofort eine abgestorbene Rebe und bezeugt, dass sie keinen Saft mehr aus dem Lebensweinstock ziehe. Auch die fruchtbringende Rebe muss vom Vater gereinigt werden, um mehr Frucht zu bringen. Ganz gewiss steht jede blühende Rebe in ihrer Individualität da und kann und soll sich von ihrer Entwickelungsgeschichte nicht losreißen; daher bedürfen wir des stetig fortgehenden, organisch fortwirkenden, historischen Fadens und jeder Theil der evangelischen Gesamtkirche besitzt denselben in seiner besondern Confession. Diese einzelnen Theile aber

*) Es war mir überaus wichtig, aus dem Munde mehrer geistreicher und ächt evangelischer reformirter Pfarrer in Frankreich und der Schweiz zu erfahren, wie das tiefere Forschen in der h. S. sie mit innerer Nothwendigkeit auf die Lehrfassung Luthers geführt habe. —

stehen allesamt auf Einem und demselben Hauptgrunde, ohne welchen kein anderer gelegt werden kann, sind verschiedene Reben an demselben Weinstock; aber die Blüthen der einen Rebe befruchten die der andern. — Wo der Geist des Herrn in einer Gemeinde ist, da wirkt sie zum gemeinen Nutz des ganzen Leibes Christi. Nun ist es grade die feindselige Polemik und der geistbindende Zwang, der diese gegenseitige Befruchtung und Hilfeleistung schlechthin hemmt und verbietet; ganz wider Christi Geist und wider der Apostel Vorgang. Wie die Concordienformel auf lutherischer Seite, die Dortrechter Synode auf reformirter hier fehlgegriffen, und welch unendliches Leiden Gott als Strafe darauf habe folgen lassen, wisset Ihr. — Erst dann, wenn der Eine göttliche Grund offenbar verlassen und verworfen, und Menschenweisheit statt Gotteswort geltend gemacht wird, muss die ganze evangelische Kirche laut und kräftig ihre Stimme erheben und protestiren; aber nimmermehr darf sie das dann thun, wenn eine ihrer kirchlichen Abtheilungen oder ein Einzelner in ihr die als besser erkannte Frucht einer andern sich einpflanzt und dem gemäß die andern lehrt. In dem vorliegenden Beispiel Hosemann's kommt es ja lediglich auf die Frage an: wäre denn die zum Lutherthum übergetretene Gemeinde etwa dem evangelischen Grundbekenntniss von der Rechtfertigung des Sünders allein durch den Glauben an die freie Gnade Gottes in Jesu Christo untreu geworden? wäre sie in römischen Irrthum, oder in heidnisch rationalistische Greuel gesunken? Ihr werdet vielleicht sagen: „das nicht; aber sie wäre zurückgeschritten in der geistigen Erkenntniss des Evangelii". — Ich dagegen sage: sie wäre fortgeschritten und gewachsen in der innigen wesentlichen und lebendigen Vereinigung des ganzen Menschen nach Geist und Leib mit Jesu Christo, wäre emporgekommen vom Erken-

nen zum Haben des Herrn, grade wie die Emauntischen Jünger vom bloßen Wissen (etwa dem Zwingli'schen Standpunkt) zur Herzenserfahrung (dem Calvinischen) und endlich zum Anschauen und Haben des Herrn (meiner Ueberzeugung nach, dem Lutherschen Standpunkt) gelangten. Der Herr aber stieß sie auf der ersten untern Stufe nicht von sich, sondern belehrte sie und that ihnen die Augen auf. — Es wurde sodann noch auf das christliche und so offenbar von Gott gesegnete Streben der Société évangélique, der doch mehre der Anwesenden angehörten, hingewiesen; ihr Princip sei die reine und alleinige Verkündigung der schriftgemäßen evangelischen Wahrheit; allerdings in confessionelle Form gefasst, aber nicht mit bitterer Polemik gegen andere Confessionen und Scheidung von ihnen.

Diese Betrachtungen, in ähnlicher Weise frei und freundlich fortgeführt, ergaben denn das Resultat, dass man ernstlich nach einer wahren Vereinigung der beiden evangelischen Hauptconfessionen, der reformirten und lutherischen, hinarbeiten, die vielen kleinern Sekten aber unbeachtet lassen wolle. Es schien mir ungerathen, ausführlicher nachzuweisen, wie eine solche Aeußerung immer noch die Verwechselung des Individuellen mit dem Subjectiven, des Gebundenseins in Gott mit der einseitigen Gedankenwillkühr verrathe. Ich sprach daher kurz die Ueberzeugung aus, dass, wenn jene Vereinigung der beiden Hauptconfessionen in rechter Weise vollzogen worden, mir um die andern nicht bange sei.

Wir verließen Bordeaux nach dreitägigem Aufenthalt froh und voll Dankes, dass in den beiden großen Handelsstädten Frankreichs, Marseille und Bordeaux, der Herr Sein gutes Werk angefangen und Arbeiter in die Ernte gesendet habe, die dem wichtigen Mammons- und Weltdienst den Reichthum und

die Freude in Gott gegenüberstellen. Des äußerlich Merkwürdigen in der schönen Stadt hatten wir Manches wegen Zeitmangels gar nicht oder nur im Vorübergehen beschaut. So das von außen allerdings prachtvolle Theater, von dem die Bordeaurer Weltkinder rühmen, es könne sich mit diesem kein anderes in der Welt, nicht in London noch in ganz Italien, in Erhabenheit und Vollendung des äußern Baues messen. — Die große Stadtbibliothek von 100,000 Bänden soll weder Incunabeln, noch Druckseltenheiten, noch Manuscripte besitzen. Die römischen Kirchen hier und überhaupt in Frankreich näher zu beschauen, war ich übersatt. Hie und da schien ein uralter gothischer Kirchenbau in seiner Verfallenheit und Entstellung über die leichtfertige Gottesvergessenheit der Gegenwart zu trauern, oder, wie die St. Andreaskirche mit ihren schönen hohen Thurmspitzen, über das kleine niedrig gesinnte Geschlecht da unten triumphirend sich zu erheben. Das christliche Mumiengewölbe der St. Michaelskirche hatte ich nach den heidnisch-ägyptischen Mumienlegionen im Britischen Museum zu sehen keine Lust; ich begnügte mich, das sehr schöne Hauptschiff anzublicken. Eben so wenig trieb mich die Neugier, meinen geringen Scharfsinn an mühsamer Entzifferung der schweren Inschrift auf Michel Montaigne's Grabmal in der S. Severin-Kirche abzustumpfen.

Ich würde der Anlage und dem Zweck meines Buches ganz untreu werden, wollte ich auch nur die interessantesten der vielen und mannigfachen Unterhaltungen mit den verschiedenartigsten Personen, wie der curiosen Begebenheiten und Abenteuer auf meiner Fahrt von Bordeaux nach Lyon hier, wenn auch nur kurz, schildern, oder die vielen malerischen Punkte, die ich vorzüglich auf der Fahrt durch das Departement Puy de Dome sah, beschreiben. Ein gewandter und geistreicher Novel-

list würde an jenen einen reichen Stoff zu nicht unergötzlicher Darstellung finden, wählte er zum Beispiel die höchst lebendige Beschreibung, welche auf dem Weg von Bordeaux über Libourne nach Perigueux ein liebenswürdiger ci-devant Oberst der Kaisergarde mir von seinen Kriegsabenteuern, seinem längern Aufenthalt in Deutschland, namentlich auch in Berlin, gab. Der feingebildete Mann, ein Protestant, hatte durch vielfachen und nähern Umgang mit Deutschen einen schönen Zug von Herzlichkeit und Gemüthlichkeit gewonnen, und indem er in die Erzählung mit großer Gewandtheit seine Bildungs- und Lebensgeschichte verflocht, war es unbeschreiblich ergreifend, wie er sein feindliches Zusammentreffen mit einem ehemaligen heißgeliebten Freunde, einem Badener Officier, im Jahre 1814 mit immer steigender Theilnahme schilderte. „Er lag in der Schlacht vom Pferde gestürzt, verwundet am Boden; ich erkannte ihn, und wehrte meinen Dragonern, die ihn niederhauen wollten, mich über ihn beugend. In dem Augenblick zieht der Gefallene ein Pistol aus der Brusttasche und legt es auf mich an; indem ich mich abwende, führen meine ergrimmten Leute den Todesstreich! — Ich schrie laut seinen Namen aus, — da erkannte der Sterbende mich und drückte mir die Hand!" Dem alten Krieger stürzten Thränen aus den Augen; er konnte nicht weiter sprechen. —

Einen nicht minder anziehenden und ergiebigen Novellenstoff gäbe ferner die Beschreibung, welche einige so eben aus Algier zurückgekehrte Officiere von dem Lande und seinen Bewohnern, ihrer Denk- und Lebensweise, von der bedenklichen Lage und dem unsichern und dürftigen Leben der Franzosen, wie der europäischen Colonisten daselbst, insbesondere von den pfiffigen Zwischenhändlern, den Juden, sodann von den unbeschreiblichen Strapazen und Entbehrungen der Krieger, von der alle europä-

ische Kunst und Taktik verhöhnenden Art der Kriegführung, von der unerschöpflichen List und Gewandtheit Abdel-Kaders gaben. Diese Krieger zeigten sämtlich einen für Franzosen seltnen Ernst; sie äußerten unverhohlen: das ganze Unternehmen gegen Algier sei ein Krieg ohne Ende, wenn Frankreich beharre, — ein Schimpf ohne Ende, wenn es abstehe.

Ein tragikomisches Intermezzo könnte weiter die auf offenem Markte in Tulle, Angesichts einer zahlreichen Menge geführte Unterhaltung mit dem Postbeamten bilden, der uns unsern Coupéplatz zu Gunsten einer städtischen Familie höflichst nehmen wollte, und der auf unsere höfliche Erwiederung, „Monsieur werde doch nicht scherzen und uns weis machen wollen, wir wären in der T... oder in R... So viel uns bekannt, wären wir in dem gesetzlich wohlgeordneten, gebildeten Frankreich" — sich vor dem jubelnd uns beistimmenden Haufen schnell in sein Bureau zurückziehen musste.

Und wie ergiebig ist dem Landschafter wie dem Geologen, dem Welt- und Kirchenhistoriker, der Zug von Rochefort über das berühmte Clermont nach Thiers, in dem an üppigen Wiesen, romantischen Thälern, reizenden Höhen, mächtigen Bergen und malerischen Wasserfällen des Allier und der Durole so reichen Departement Puy de Dome. Das alte wichtige Clermont-Ferrand, der Entstehungspunkt der Kreuzzüge auf der großen Kirchenversammlung des Jahres 1095, unter Papst Urban II. und Peter dem Einsiedler, die Geburtsstadt Pascal's, mit seiner alten, von außen majestätischen Cathedrale und seinen vier großen schönen Plätzen, von denen einige einen wunderbar überraschenden Blick in die Umgegend gewähren; — es bot zu viel des Anziehenden, als dass wir an den anderthalb Stunden Postaufenthalts uns genügen lassen konnten. Wir ließen den Wagen die hochangehende Bergstraße nach Thiers langsam vor-

aus fahren und fuhren in einem leichten Courierwägelchen mit mehr als normännischem Fluge von einem höchst originellen und kundigen Rossebändiger geführt eine starke Stunde später nach. Die reizende Lage des nett gebauten Städtchens Thiers, vor allem die Höhe jenseits bis nach la Bergère hinan, die unzähligen Eisenhämmer und Papiermühlen *) in dem romantischen Thale tief unten, das die Durole tosend durchströmt, die ringsum in der Nähe und Ferne aufsteigenden Berg- und Felsspitzen versetzten uns lebendig in die Schweiz. Gern hätten wir mehre Tage in der Gegend verweilt und entweder la Bergère oder das berühmte und viel besuchte warme Quellenbad, Mont-Dore, einige Meilen südwestlich von Clermont, zum Mittelpunkt der Excursionen gemacht. Aber nicht einmal so viel Zeit war uns vergönnt, den seiner evangelischen Gemeinde treu vorstehenden Pfarrer Doudiet in Thiers, der eben in Seelsorgergeschäften von Hause gegangen war, zu erwarten. — Wir eilten über das kleine Städtchen Montbrison nach dem noch kleinern Feurs, wo ein gutes Abendessen uns zur weitern Nachtfahrt bis Lyon stärkte. Ein freundlich gesprächiger Tischgast erzählte, dass die Einwohner von Feurs ihrem tapfern Mitbürger Oberst Combes, der 1837 in der Bresche vor Constantine fiel, eine Broncestatue errichtet haben. Eine Capelle in griechischem Styl, welche König Ludwig XVIII. im Jahre 1824 den Einwohnern, die in den Revolutionsstürmen für die königliche Sache tapfer fechtend gefallen, hat erbauen lassen, sah ich flüchtig beim Einfahren in die Stadt. Auf näheres Befragen danach

*) Man erzählte uns, daß in jenen täglich 620 Dutzend Messer, eben so viele Rasirmesser und gleich viele Scheeren verfertigt würden. Einige der größern Papiermühlen arbeiten mit 47 Bottichen, deren jeder täglich etwa einen Zentner Papier liefert. Hier wird auch das Stempelpapier gemacht.

antwortete derselbe Mann: „Sie ist noch nicht vollendet und wird es nach 1830 wohl schwerlich je werden."

Auch Lyon gehört zu den größten und schönsten Städten Frankreichs; es ist mit seinen 230,000 Einwohnern die volkreichste nach Paris. Die Pracht der vielen öffentlichen und Privatgebäude, die grandiosen Quais, an mächtiger Breite und Würde den von ihnen begränzten Flüssen gleich, die Größe und Menge der Manufacturen, deren Gold-, Silber- und Seidenstoffe durch die ganze Welt gehen, bezeugen kunstvolle Betriebsamkeit, hohen Wohlstand und feinen Geschmack. Die überaus günstige Lage an zwei bedeutenden Strömen, der mitten durch die Stadt fließenden Saône und des im Osten der Stadt dahin stürzenden mächtigern Rhône, schaffen den ausgebreitetsten Handel und großen Reichthum; — die umgebenden Höhen, die reizenden Stromufer und üppig fruchtbaren Triften vollenden das anziehende Gemälde einer Stadt, in der die Großartigkeit, Kraft und Wohlhabenheit der Bildung und des Menschenfleißes in den Goldrahmen der lieblichsten Natur eingefasst ist.

Der jetzigen, meistens modernen Stadt würde man freilich ihr hohes Alter nicht ansehen. Im Jahre 41 vor Christo von dem Feldherrn Cäsars, Lucius Munatius Plancus, gegründet, den wir schon aus Horazens Oden kennen, ward es nach demselben Lucii donum, verstümmelt Lugdunum, benannt. Schon im zweiten Jahrhundert blühten hier und in Vienne bedeutende christliche Gemeinden unter dem Apostelschüler Irenäus, von Asiatischen Griechen hierher verpflanzt. Es wäre wohl kirchenhistorisch nicht unbedeutend, nachzuforschen, ob in Lyon, wie wir es oben bei S. Denis bemerkten, Spuren alt-griechischer Gottesdienstform, liturgisch oder überhaupt im Cultus, sich erhalten haben. Uns war keine Zeit dazu vergönnt; das aber

erkannten wir bald aus dem Gespräch mit den verschiedenartigsten Personen, dass in Lyon ein eigenthümliches Leben und Weben waltet, welches seinen wesentlichen Grund nicht etwa in kaufmännischen und gewerblichen Verhältnissen hat, auch nicht in eifersüchtigem Wettkampf mit der Hauptstadt; — diese allerdings vorhandenen und scharf hervortretenden Züge eignen jeder großen Provinzial- und Handelsstadt und sind nur Schattirungen des äußern Lebens und zufälliger Verhältnisse; — es ist vielmehr ein innerster, tief verborgener Grundzug, der nicht verloren gehen noch vernichtet werden könnte, wenn Lyon auch zur Armuth und Kleinheit Bethlehems hinabsänke, ein Zug, der durch die ganze bürgerliche und kirchliche Geschichte Lyons geht, dort in der Art, wie die erste und neueste Revolution Frankreichs sich in ihm gestaltete, sichtbar ist; hier aber besonders zuckend und leuchtend hervorblitzt in der Art, wie das kirchliche Leben neuerdings sich regt und entwickelt. Ich wage es getrost, ihn als Entschiedenheit in Gesinnung und Handlung, als praktisches Bewusstsein zu bezeichnen, das von allem Schwanken, wie von allem Indifferentismus fern, den als richtig erkannten Standpunkt beharrlich festhält, und nur dem unwiderstehlichen Gewaltzwange nothgedrungen und auf eine Weile weicht, den klar einleuchtenden Gründen aber bereitwillig und beharrlich folgt.

Wir konnten während der wenigen Tage unsers Aufenthaltes nur die religiöse Bewegung in's Auge fassen. Oben wurde bereits gemeldet, wie das echt evangelische Leben unter den etwa 9000 evangelischen todten Christen in Lyon eine kleine Schaar, vor nunmehr 20 Jahren, durch Gottes Gnade erweckt hatte, wie sie durch die entschiedene kräftige Ansprache (appel) des Pfarrers Adolph Monod eine feste Form gewann und wie daraus sich die Société évangélique und die église non sala-

riée bildete. Der letztern stehen jetzt als ordentlich bestellte Lehrer und Seelsorger die wackern lieben Männer Fish, Laught und Cordes treulich vor. Mit ihnen wirkt in gleichem Geist und Gemüth und mit wahrhafter Liebe und Aufopferung eine Zahl Nicht-Geistlicher aus den verschiedensten Ständen. Da leben und wirken in brüderlichem Herzensbunde der angesehene Bankier Milsom (ein geborner Engländer) und sein Geschäftsgenosse Poy mit ihren Handelsgehilfen, bereit, des Herrn Sache mit Allem, das sie haben, zu fördern; — da zieht der wackere Lange, ein geborner Oldenburger, der uns auch Manches erfreuliche von einer in seiner Vaterstadt sich zeigenden Lebensregung meldete, ein ruhiger und milder, aber glaubensfester Mann, mit dem Harnisch Gottes und dem Schwert des Geistes gerüstet, weit umher und predigt das lautere Evangelium frei und freudig; — da arbeitet der brave gläubige Helfenbein rastlos als Colporteur und hilft zugleich bei der Sonntagsgesellschaft für Handwerker und Fabrikarbeiter, die der Pariser ähnlich ist; — da verkündigt der wackere Grabe, ein geschickter Seidenarbeiter aus Elberfeld, den zahllosen Gesellen in den Seidenmanufacturen das Evangelium.

Zu den neuesten hocherfreulichen und segensreichen Werken gehört zunächst die Errichtung einer Capelle für den evangelischen Gottesdienst der englischen Kirche. Herr E. Milsom hatte im Jahr 1841 eine kräftige Aufforderung an die vielen zu Lyon lebenden Engländer und an alle evangelischen Freunde Englands ergehen lassen und sich gleichzeitig an die Colonie-Kirchengesellschaft (colonial-church society) in London gewendet. Diese bewilligte sofort 100 £ zum Gehalt eines ordentlichen Geistlichen auf 1 Jahr, auch die Capelle wurde am 28. November 1841 feierlich eingeweiht und wird mit allgemeiner Theilnahme fort und fort benutzt. — Sodann aber war es

im Werk, für die große Menge Deutscher in Lyon einen besondern deutschen Gottesdienst durch Anstellung eines würdigen Geistlichen einzurichten. Ein Privatmann gab die Kosten dazu her. Vorläufig sollten die Versammlungen im Temple der französischen Gemeinde statt finden. — Zwei andere bedeutende Unternehmungen wurden rege gefördert, welche vornehmlich Herr Pastor Fisch leitete, nämlich eine evangelische Leseanstalt und ein Lesesaal. Jene zählt bereits 386 christlichbelehrende, unterhaltende, erbauende Schriften. Die Mehrzahl derselben (360) war bereits im Umlauf gewesen und von Vielen gelesen. In dem angemessen versehenen und geschmückten Saale liegen 9 periodische Schriften aus. Die Zahl der Leser wechselt zwischen 6 — 20. Die Jahres = Einnahme betrug, wie wir später erfuhren, 224 Frc. 60 c., die Ausgabe 225 Frc. 85. c. Aehnliches besteht in Paris, wovon wir oben schon berichteten.

Und neben diesen lebendigen Zeugen göttlicher Wahrheit steht nun das todte reformirte Consistorium mit seinem matten Präsidenten und schwankenden Mitgliedern, aber zum Glück steht es nicht herrschend und ordnend über ihnen; denn die von der Geldfessel des Staates freie unbesoldete Kirche ist nach der Weltseite hin durchaus nicht abhängig von den geistlichen oder weltlichen Staatsbehörden, sondern nur von dem bestehenden Gesetz, das sie, wie die altchristlichen Kirchen in ihrer Stellung zur heidnischen Oberkeit, um so pünktlicher und treuer erfüllt, weil sie es nicht als Söldnerin thut; aber eben deshalb kann sie auch um so nachdrücklicher auf genaue Beobachtung desselben Gesetzes von der Staatsseite halten und ihre durch die Charte ihr zustehenden Rechte geltend machen. Je mehr aber die im Namen Gottes treu und fleißig arbeitende evangelische Kirche wirkt, desto mehr wird die unreine Eifersucht und das feindselige Streben der Gegner rege. Wenn sie immer eine

gedrängt volle gottesdienstliche Versammlung und in ihr viele Katholiken haben, so wird ihnen Proselytismus und Sucht zu glänzen vorgeworfen; — wenn sie das lautere Evangelium des Friedens ohne Bitterkeit und Streitsucht predigen, so heißt man das Latitudinarismus; wenn sie mit geringen und beschränkten Mitteln, die Gott reichlich segnet, Großes ausrichten, unzählige Bibeln und christliche Schriften verbreiten, Colporteurs und Lehrer unterhalten, so redet man von geheimen Verbindungen und unerlaubtem Erwerbe. Und wenn die römischen Priester sehen, daß 400 ehemalige Katholiken jetzt als treue Bekenner in der evangelischen Gemeinde stehen, daß wenigstens 800 suchende Katholiken mit ernstem Sinn die evangelische Predigt fleißig anhören, sehen, wie die Zahl der Letztern sich täglich mehrt, — wer will es ihnen auf ihrem Standpunkte verdenken, daß sie alle nur mögliche Mittel ersinnen, ihren Kirchenzwang und Kirchenputz, ihre Alles gestattende Klugheit und Alles umstürzende Macht anzuwenden, um einem so gefährlichen Feinde zu wehren. Da treiben sie es denn besonders schlau und emsig in einer prächtig geschmückten Capelle, die hoch und schön auf dem nahen lieblichen Hügel Fourvières liegt. Den leichtgläubigen und gerne mit Gott und dem Gewissen möglichst kurz und schnell sich abfindenden Seelen wird hier Alles, was die Sinne reizen, das Gewissen einschläfern kann, geboten. Die berühmtesten Redner, — auch der allbekannte Lacordaire war so eben da gewesen, — predigen die Herrlichkeit und Göttlichkeit der allein seligmachenden Kirche, die für alle Sünden Vergebung hat und darbietet. Die Capelle wird vom frühen Morgen bis späten Abend nicht leer von Besuchenden, Büßenden, Beichtenden.

Wer kennt nicht die bestechliche Gewalt dieser Indulgenzen und den unwiderstehlichen Seelenzwang der Ohrenbeichte? Und

wer kann sich wundern, daß jeder noch einigermaßen fühlende und erkennende Mensch, im noch unerweckten und natürlichen Zustande, dahin eilt, daß zumal der so leicht aufgeregte leidenschaftliche Franzose diese Gewissensbetäubung doch vorzieht der gewissenlosen Lehre der Rationalisten, die den armen, von Gewissensbissen gefolterten Sünder an seine eigene Vortrefflichkeit und Kraft weisen und ihn damit zu verhöhnen scheinen? Je weniger aber die Scheinhilfe der römischen Kirche nachhaltig wirken und wahren Frieden des Herzens schaffen kann, vielmehr durch falsche Sicherheit immer neue und größere Sünden erzeugt, desto mehr wird gekauft und Geld geopfert, und wir sahen auf dem ganzen Wege zu jener Capelle und um sie her und in ihr zahllose Votivgeschenke, die traurigen Zeugen menschlicher Verführung und Verirrung. — Sieht man den Eifer, mit dem die Römischen Geistlichen das Alles preisen und als einen entschiedenen Triumph ihrer Kirche über die evangelische ansehen, und vernimmt man die besorglichen Aeußerungen der rationalistischen Protestanten, deren arme Brocken trostloser Menschenweisheit gegen jenen reichen bestechlichen Prachtaufwand in nichts zerfallen, so sollte man in der That meinen, hier könne bald nicht mehr von evangelischer Kirche die Rede sein. Und doch erscheinen, tiefer beschaut, jene überspannten Anstrengungen Roms als ein verzweiflungsvolles Zusammenraffen aller Kraft, um einen letzten entscheidenden Kampf zu versuchen. Die Ruhe der treu Evangelischen, die durch das Alles weder muthlos gemacht, noch zu verkehrtem Eifer und gesetzwidrigen Schritten und Aeußerungen getrieben werden, ist ihr Aerger und erregt ihnen Furcht. Ich gedachte früher schon der Aeußerung eines Abbé: „nous craignons les évangélistes!“ Derselbe Mann wollte eine Art Beruhigung für sich und einen Beweis der starken Einheit und des gewissen Sieges der römischen Kirche dar-

aus hernehmen, daſſ die Evangeliſchen unter ſich, auch hier in Lyon, ſo uneinig und in Secten zerſpalten und meiſtens Rationaliſten ſeien. Er gerieth aber in Verlegenheit, als ich ihm frei herausſagte: „von Rationaliſten kann hierbei gar nicht die Rede ſein, die gelten überall für die Kirche nichts. Ich habe aber nach ſorgſamer Beobachtung und vieljähriger Erfahrung in keiner Kirche mehr Rationaliſten gefunden, als in der Ihrigen. Wir Evangeliſche, denen der Herr die Augen geöffnet hat, haben nun den großen Vortheil, daſſ wir das Unkraut erkennen und offen darlegen, bei Ihnen dagegen wird es durch äußern Schein verdeckt und wuchert um ſo üppiger und gefährlicher fort. Unſre kirchlichen Confeſſionsunterſchiede aber können Sie durchaus nicht höher, ja nicht einmal ſo hoch anſchlagen, als die unzähligen Lehr- und Bekenntniſſunterſchiede ihrer vielen religiöſen Orden, deren jeder ſich nach der beſondern Lehre ſeines heiligen Patrons ausgebildet hat und ſie als ſeine göttliche Offenbarung und Norm bekennt. Denken Sie nur an die bittern, nie endenden Streitigkeiten zwiſchen Franziskanern und Dominikanern, und zwiſchen allen Ihren Orden mit den Jeſuiten. Bei Ihnen faſſt alle dieſe Divergenzen der menſchliche Herr, der heilige Vater zu Rom, in eine äußere Einheit zuſammen; — bei uns dagegen einigt ſie zuletzt doch innerlich der Eine göttliche Herr, Jeſus Chriſtus. — Denn alle unſre von Ihnen ſo misſfällig angeſehene Divergenzen ſind doch nur Abzweigungen eines und deſſelben Baumes; es liegt ihnen allen dieſelbe eine heilige Schrift zum Grunde; daher wurzeln ſie alle zuletzt doch in dem Glauben an den Einen Herrn und Heiland, Jeſum Chriſtum. Dies wird von den wahrhaft lebendigen Gliedern der verſchiedenen ächt evangeliſchen Confeſſionen jetzt mehr als je anerkannt und auf eine wahrhafte Einigung im Geiſt fleißig hingearbeitet. Sie faſſen immer tiefer und ernſter das Wort

des Propheten (Jes. 65, 8): verderbe es nicht; denn es ist ein Segen darin." — Er äußerte darauf sein, dass er an dem Gelingen dieser Arbeit zweifeln müsse, weil unsrer Kirche die persönliche Nachfolge der Apostel, also die Fortpflanzung und der Besitz des heiligen Geistes fehle; mithin die wahre Erklärung des Wortes Gottes und die Einheit einer heiligen Sprache. — Ich machte dagegen bemerklich, dass wir auch eine apostolische Nachfolge, nämlich die des heiligen Wortes und apostolischer Lehre strenge festhielten, wodurch eben der heilige Geist alle Diejenigen, welche es mit Freuden annehmen und bewahren, zu christlichen Personen mache. Es verhalte sich daher unsre persönliche Nachfolge ganz umgekehrt zu der ihrigen hinsichts der Quelle und der Folgen: bei uns nämlich mache der heilige Geist durch das Wort die persönlichen Nachfolger Jesu; bei ihnen aber machen die persönlichen Nachfolger, oder vielmehr der Eine Stellvertreter Christi, das Wort, mithin auch den heiligen Geist.

Ich erhielt keine Antwort, als ich ihn fragte, ob er denn darthun könne, dass der Herr dem Petrus das Schlüsselamt in römischer Sprache gegeben habe und dass die Apostel überhaupt in lateinischer Sprache gelehrt hätten? Wie denn doch dies wesentliche Moment von der römischen Kirche unbeachtet bleiben könne, da sie ja ihre apostolische Einigkeit auch in dieser Sprache suche? Mir scheine sie damit das Pfingstwunder der Zungengabe zu leugnen und den tiefen Sinn und reichen Segen dieses Wunders für die ganze Menschheit zu verkennen.

Unendlich erfreulicher aber und wichtiger als diese polemisch-apologetische Unterredung, — die übrigens von beiden Seiten ohne die geringste Aufregung und Bitterkeit geführt wurde, — war mir die vielfache Besprechung mit den theuren, christlichen Freunden in Lyon, bei denen sich noch der treffliche Filhol, Pastor aus Nancy, als Gast eingefunden hatte. Die-

sen geistreichen und feurigen Redner hörten wir im Oratoire der Société évangélique an einem Abend über Hebr. 13, 20 —21 eine kräftige Predigt vor zahlreicher Versammlung halten, an der auch wiederum viele Katholiken Theil nahmen. — In einer gemeinsamen Berathung ward die Sache der evangelischen Kircheneinigung mit großer Wärme und Theilnahme erfasst und fünf Hauptpunkte darüber schriftlich aufgestellt, deren Mittheilung wir hier nicht geben können. — Gern aber gestehen wir, dass hier in Lyon auch unsre letzten Bedenken gegen die gänzliche Unabhängigkeit der Kirche vom Staate überzeugenden Gründen und vollwichtigen Thatsachen weichen mussten und es uns zur vollkommenen Gewissheit wurde, dass eine wahrhafte und kräftige Entwickelung beider nur in dieser Unabhängigkeit möglich sei, dass die wahre Vermittelung des Verhältnisses beider zu einander lediglich darauf beruhe und sich daraus als nothwendige und segensreiche Folge ergebe. Auch das wurde klar erkannt, dass die katholische Kirche von dieser Seite in einem unberechenbaren Vortheil stehe; sie halte daher mit Recht diese Unabhängigkeit vom Staate fest, wiewohl sie sofort mit großem Unrecht den Staat von sich abhängig machen wolle. An der evangelischen Kirche dagegen übe für jetzt der Staat seinerseits dieses Unrecht. Nach unsern evangelischen Confessionsschriften, die doch öffentliche Anerkennung des Staates erhalten haben, sei aber beiderlei Regiment zu trennen. Das sei zwar in denselben von den Vätern in thesi aufgestellt, aber nicht faktisch durchgeführt. Die Durchführung liege uns jetzt ob. —

Mit besonderer Schärfe wurde noch das Verhältniss der Schulen aller Art bei dieser Unabhängigkeit der Kirche vom Staate ins Auge gefasst und klar nachgewiesen, dass die Schule der Kirche wesentlich angehöre, dem Staate aber nur das Prüfungsrecht der in seine besondern Dienste tretenden Individuen

zustehe, — nachgewiesen, dass die sogenannte Emancipation der Schule von der Kirche, die erste ihres sichern ewigen Fundaments beraube und den Staat in unsägliches Elend zu stürzen nicht nur drohe, sondern bereits angefangen habe; — nachgewiesen, dass, bei evangelischem (nicht römischem) Zusammenhange, die Kirche mit der Schule, unter vorausgesetzter Freiheit der Kirche vom Staatszwange, einzig und allein zu erreichen sei, woran auch die einsichtsvollsten und kräftigsten Regierungen, trotz den größten Geldopfern, sich umsonst abmühten, nämlich die Errichtung guter Schulen, wahrer Pflanzstätten edler christlicher Bürger, in jedem, auch dem kleinsten Dorfe.

Ich muss es bei diesen spärlichen Andeutungen bewenden lassen, deren Ausführung ein besonderes Buch erfordern würde. Sie sollten nur einigermaßen bezeichnen, was es in der erwachten evangelischen Kirche Frankreichs gilt. Wer wünscht und fleht nicht mit mir, dass Gott es ihr und Seiner ganzen Kirche auf Erden gelingen lasse!

Mit tiefer Rührung und unter heißen Gebeten der theuern Brüder verließen wir die merkwürdige Stadt spät Abends. Die Fahrt ging über Villefranche und Macon nach **Long-le-Saunier**, wo ein sehr gutes Mittagsmahl und köstlicher, verhältnissmäßig sehr wohlfeiler Champagner (20 Sbg. die Flasche), die von den Schauern einer nasskalten finstern Nacht und des regnigen Tages angegriffenen Reisenden erfrischte. Der heftige Regen währte fast ohne Unterbrechung bis Besançon, das uralte Vesontio, das schon Cäsar als eine der berühmtesten Städte der alten Gallier beschreibt. Es liegt am Doubsflusse und gilt für eine der bedeutendsten Festungen Frankreichs, an deren Vervollständigung wir bei der Einfahrt in der Abenddämmerung rüstig arbeiten sahen. Die kurze Aufenthaltsdauer und

das unfreundliche Wetter hinderten einen persönlichen Besuch bei dem Präsidenten des reformirten Consistorii, H. Miroglio, oder einem seiner geistlichen Amtsgenossen. Sie wohnten weit entfernt am andern Ende der nicht unbedeutenden und schönen Stadt, wie mir die zierliche Dame freundlich redselig versicherte, die nach französischer Sitte in unserm Hotel-Salon am Credenztische saß. Recht schön scheint allerdings die Stadt gebaut, mit Gas trefflich erleuchtet, wovon mich ein kurzer Gang in die nächsten Hauptstraßen und auf ein Paar große Plätze grade im Regen und Nebel auf's beste überzeugte. Wir mussten dieses unfreundliche Wetter noch 16 Stunden geduldig ertragen, hielten aber grade dies ganz vorzüglich geeignet, unserer sehr gemischten Reisegesellschaft eine gemeinsame Morgenandacht, das Vorlesen eines biblischen Capitels mit daran geknüpfter praktischer Anwendung und Gebet vorzuschlagen, um sie für die entzogene äußere Anschauung durch eine angeregte innere Beschauung zu entschädigen, was unter den obwaltenden trüben Umständen von Keinem verschmäht, von einer Dame mit herzlichem Dank erwiedert wurde. So fuhren wir denn erst Mittags 12 Uhr in das überaus glänzende Hôtel de Paris des gewerbreichen Mühlhausen ein, um 5 Minuten den Eisenbahnzug nach Strasburg verfehlend. Er hatte lange genug die durch den Regenstrom verzögerte Postankunft abgewartet. Das schaffte mir Zeit zu einer ausführlichen und nicht unwichtigen Besprechung mit dem milden und gelehrten Pfarrer Joseph, der hier mit 7 andern Geistlichen das reformirte Consistorium bildet. — Außerdem giebt es noch eine Lutherische Gemeinde mit 3 Geistlichen. — Die Bewegungen und Kämpfe der evangelischen Kirche in Frankreich, wie in allen Landen, waren der Vorwurf unsers Gesprächs, vornehmlich aber die bedenkliche, durch die neue Stiftung der société pour les intérêts auf's

Aeußerste getriebene Spannung der rationalistischen und gläubigen Protestanten in seinem Vaterlande. Dass ein wahrhafter Friede und gemeinsames Wirken zwischen beiden nur auf gleicher Glaubensgrundlage möglich sei, musste Hr. J. endlich zugeben, so sehr er auch Anfangs dieses stark hervorgehobene Princip des Grafen A. v. Gasparin getadelt hatte. Er gestand es ein, dass eine Einigung ohne jenes Princip immer nur eine äußere, nur scheinbare sein werde, die daher, kraft- und fruchtlos, entweder bald wieder zerfalle, oder nur durch menschlichen Gesetzeszwang und Machtbefehl zusammengehalten werde; also keine evangelische, sondern nur römische Katholicität. Auch das erkannte er, dass eine innere Glaubensvereinigung aller Evangelischen des Erdbodens, auf die in ihren gesamten Confessionen ausgesprochenen Haupt-Fundamentalartikel, von der Zeit, die der Herr selbst unter uns heraufgeführt, dringend gefordert werde. — „Aber wie mag solches bewerkstelliget werden?" — Ich merkte hier noch mehr, als ich es schon in Marseille und besonders in Bordeaux wahrgenommen, dass der Confessionsstreit zwischen den Reformirten und Lutheranern immer stärker sich entzündet. Dass dieser Streit unerlässlich und nothwendig sei, ist unverkennbar; aber nur dann wird er die Wahrheit fördern und segensreich sein, wenn er in ernster christlicher Weise, in Wahrheit und Liebe geführt wird, . . (Eph. 4, 15.), nicht mit der Einseitigkeit und lieblos verdammender Härte derer, die, durch blindes Verwerfen der andersgeformten, vielleicht auch schwächern Frucht, nur zu deutlich beweisen, dass sie selbst den gemeinsamen Stamm nicht kennen und von seiner Lebens- und Liebeskraft, die grade das Schwache mit Muttertreue trägt und pflegt, nichts besitzen. — Die Unterschiede nicht *sehen*, ist geistliche Blindheit; sie künstlich *verdecken* und als gleichgültige Kleinigkeiten behandeln, ist sträf-

liche Gewissenlosigkeit; sie aber mit Gewalt entweder zusammen zwängen, oder im Gegentheil auf ewig geschieden und in feindseliger Spannung erhalten wollen, ist beides Blindheit und Grausamkeit, mithin ganz unevangelisch.

Wir schieden auf das Freundlichste von einander, obwohl wir Beide nicht nur in der Confession, sondern im Glaubensgrunde selbst verschieden einander gegenüber standen. Was ich sonst noch gelegentlich über das Kirchen- und Schulwesen in Mühlhausen erfuhr, ist bereits oben S. 58 erwähnt.

Die Eisenbahnfahrt bis Strasburg, die ich vor einigen Monaten von dort aus nach Basel hin die anmuthigste nennen konnte, wurde mir diesesmal durch Regen und Finsterniss eine der trübseligsten. Auf dem unbedeckten Bahnhofe in Strasburg sollte eine düster brennende Laterne einigen hundert Menschen Licht schaffen! In der größten Hast wurde alles Gepäck auf den feuchten Boden geworfen; von großem Glück konnte sagen, wer seine Habe in einer Viertelstunde herauszog und einen Träger dazu fand und festhielt, wer unter dem Kasten- und Menschengewühl, unter dem Drängen und Rennen der Träger, unbeschädigt davon kam.

Dass ich bei meinem ersten diesjährigen Aufenthalte in dem alten, immer noch stark deutschen Strasburg die neue Diakonissenanstalt ins Leben treten sah, berührte ich bereits oben S. 62. Bei meiner Wiederkehr — October 1842 — war das Diakonissenhaus bereits durch die Errichtung einer Kleinkinderschule (Salle d'Asile) und einer Krankenanstalt erweitert und seinem Ziele bedeutend näher gerückt. In jene werden Mädchen von 4 — 7 Jahren aufgenommen und täglich, von 8 — 12 und von 2 — 5 Uhr (im Winter bis 4 Uhr), im Lesen und Schreiben beider Sprachen, Kopfrechnen, Auswendiglernen, Singen unterrichtet und zu angemessener weiblicher Arbeit

angeführt. Für jedes Kind werden wöchentlich 15 Centimen (1 gut. Gr.) gezahlt. In die Krankenpflege werden weibliche Dienstboten genommen und mit Allem, was zur leiblichen und geistlichen Pflege gehört, treu versorgt. Herrschaften, die jährlich 10 Franks für die Anstalt beitragen, senden ihre Dienstboten frei hin, andere zahlen täglich 1 Frank Pflegegeld. Kaiserswerth, was diesem evangelischen Unternehmen hier, wie fast überall, als Muster diente, hatte auf Verlangen eine Pflegerin hingesendet.

Seit 1839 aber besteht schon eine „evangelische Mägdeanstalt," welche dem Untergange der weiblichen herangewachsenen Jugend der ärmern Classe in Sinnenlust und eitler Putzsucht wehrt und sie, vornehmlich zu frommen, christlichgesinnten und arbeitsamen Dienstboten, erzieht. Die Mädchen werden in dem Alter von 13 bis 17 Jahren aufgenommen. Erst nach mehrjährigem Aufenthalt in der Anstalt werden sie in Dienst gegeben, anfangs auf halbe Tage, sodann auf ganze. Sie gehören bis zum vollendeten 18ten Jahre immer noch dem Erziehungshause an, haben wenigstens ihre Schlafstätte dort. — 8 christliche Frauen bilden das Hauscomité; Professor Cuvier beaufsichtigt den Unterricht, Pfarrer Härter ist Seelsorger der Anstalt. Im ersten Jahre, 1840, waren nur 14 Mädchen in derselben; sie erweitert sich aber bedeutend; die Theilnahme steigt mit der erkannten Nothwendigkeit und Trefflichkeit der ganzen Einrichtung. Der Stadtmagistrat (Municipalität) hat ihr freiwillig 300 Franks jährliche Unterstützung bewilligt, der König der Franzosen schenkt eben so viel, die Königin, die Herzogin von Orleans, die Prinzessin Clementine steuern. Freilich giebt es auch hier, wie bei allen ähnlichen Unternehmungen aller Orten, Gegner, die da meinen, die Mädchen würden zu fromm erzogen; sie weisen spottend auf zwei überaus verhär-

tete und tückische Mädchen hin, die als unverbesserlich aus der Anstalt fortgeschickt werden mussten, wahrlich nicht deshalb, weil sie zu fromm waren, sondern weil sie es gar nicht waren, noch werden wollten. Auffallend und höchst betrübend ist es, dass dieser Vorwurf zu großer Frömmigkeit nur aus dem Munde solcher Rationalisten gehört wird, die sich Protestanten nennen, niemals aus dem Munde der Katholiken, selbst der vielen katholischen Rationalisten nicht, — denn auch diese schämen sich einer so unverständigen Aeußerung und fühlen das Heidnische darin richtig heraus.

Diese und ähnliche segensreiche christliche Unternehmungen gingen allesamt von der seit 1839 fest constituirten und in öffentliche Thätigkeit tretenden „evangelischen Gesellschaft" aus, die in ihren gedruckten Statuten ihren Hauptzweck so bezeichnet: 1) Aufrechthaltung und Verbreitung der reinen Lehre des Evangeliums, wie solche in den Bekenntnissschriften der protestantischen Kirche und besonders in der Augsburgischen Confession ausgesprochen ist. 2) Brüderliches Zusammenwirken zur Belebung christlichen Sinnes. — 8 entschiedene christliche Männer bilden das Comité. Dass in jenen Statuten die lutherische Fassung des Lehrbegriffs vornehmlich geltend gemacht ist, hat seinen Grund in der weit überwiegenden Mehrzahl der Lutheraner Strasburgs und aller Ober-Rheindepartements. Wenn ernst gläubige Männer, wie der treffliche Studiendirector Krafft, Missionar Hausmeister u. a., diese Lehrunterschiede nicht als Kleinigkeiten betrachten, sondern sie mit Ruhe und Klarheit entwickeln, so ist das recht und segensreich; unrecht aber und verderblich ist es, wenn Männer von sonst entschiedener christlicher Gesinnung, wie der Judenmissionar O.*),

*) Der liebe O. ist leider durch diese falsche Erfassung und Anwendung der Lehrunterschiede, demnächst aber auch durch den höchst traurigen Zustand

der grade in Strasburg anwesend war, mit Härte und Bitterkeit, die abweichende Confessionsansicht wegwerfend, nicht würdig berichtigen und behandeln, ja, mit Verletzung der christlichen Liebe und Achtung gegen die Person, den anders denkenden Bruder als Gegner und Feind des Evangelii ansehen. Es ist nicht zu leugnen, die gläubigen Protestanten in Strasburg haben mit ihrem christlich todten Directorio einen überaus harten, schweren Stand. Ist auch unter den 60,000 Einwohnern vielleicht $\frac{1}{3}$ evangelisch, so ist doch wiederum vielleicht nur $\frac{1}{10}$ dieses Drittels gläubig. Es ist unglaublich, wie das Directorium allen, selbst den streng gesetzlichen Schritten der Gläubigen entgegen trat. Lange hemmte es und widerstrebte, eben so unwürdig als gesetzwidrig, der selbständigen Constituirung und der kirchlichen Festfeier der Gesellschaften der Heidenmission, und der Bibelverbreitung und der Freunde Israels, wie der evangelischen Gesellschaft, hauptsächlich unter dem unchristlichen Vorwande, dass sie keine Lutherische seien, sondern latitudinarisch und separatistisch, neologisch. Und als es endlich dem bestehenden Gesetz zufolge nachzugeben genöthigt war, suchte es unter seinen Gleichgesinnten besondere Gesellschaften des Namens zu bilden, die aber, wie leicht zu erachten ist, kein Leben gewinnen konnten. Diese schmerzliche Erfahrung, statt die glaubenslosen Männer zur Einsicht ihres wahren Zustandes zu bringen, erregte bei den meisten nur ärgern Hass, wenn gleich Manchem wirklich die Augen aufgethan wurden. — Dass die Gegner der evangelischen Unternehmungen auch entschiedene Gegner der neuen Société pour les intérêts généraux du protest. sein müssen, braucht nicht erst gesagt zu werden, und

des lutherischen Consistorialwesens in Frankreich verleitet worden, nach neusten Berichten, den Alt- (aber nicht ächt-) Lutheranern in Schlesien sich persönlich anzuschließen.

sie sprachen laut ihre Freude darüber aus, dass durch diese neue Gesellschaft die ältere, segensreich wirkende Société évangélique in die traurige Nothwendigkeit versetzt war, ganz neuerdings 27 ihrer rüstigen und eifrigen Arbeiter, Bibelverbreiter und Evangelisten, zu verabschieden, weil ein großer Theil der Geldmittel dem neuen Unternehmen zugewendet werden musste. Dass es bei solcher Stellung der Evangelischen gegen einander den Katholiken leicht wird, zu spotten und zu schaden, dass diese bei der Errichtung des Guttenberg-Denkmals einen schmählichen Triumph über jene durch die gewaltsame Entfernung Luthers und Melanchthons davon trugen, — wen mag das befremden? Die entrüsteten Vorstandsmänner verließ hierin gänzlich auch die gemeine Weltklugheit. Der Cultus des Genius, dem sie mit den Katholiken gemeinsam bei dieser Bildnerei opfern wollten, führte zu bedenklichem Tumult. — Die treu Evangelischen hatten sich von diesem neuen Bilderdienst, nach Gottes ernstem Gebot, rein erhalten, ließen dagegen zu dem Festtage selbst ein besonderes Büchlein *) drucken, in welchem zuerst die gesegneten Folgen, aber auch der traurige Missbrauch der Buchdruckerkunst kurz bezeichnet werden, darauf ein sehr zweckmäßiger Tageskalender zum Durchlesen der ganzen heiligen Schrift im Laufe des Jahres gegeben ist.

Bei so hartem Stande der kleinen Schaar gläubiger Christen ist es augenfällig, dass das herrliche Gelingen ihrer Unternehmungen nicht ihr, sondern des Herrn Werk ist. Dieser feste Glaube macht das treue Häuflein eben so demüthig vor Gott ihrem Heilande, als freudig in aller Trübsal, stark und muthig in allem Kampf. Den rüstigen Streitern in Strasburg gesellen sich manche edle Genossen der Nachbarschaft zu gemeinsamem

*) Souvenirs religieux de la fête de Gutenberg. Strasbourg. Juin 1840. 24 pg. Kl. 8.

Werke bei. Da nennen wir nur den edlen Mann aus dem durch Oberlin bekannten Steinthal (Ban-de-la-roche), den in Gott reichen Fabrikherrn Daniel Legrand, von dem wir sogleich mehr vernehmen werden. In der Stadt selbst stehen Männer wie Hickel, ehemals Notar, Krafft und mehre als wahre fac-totums da und führen mit Ruhe und würdigem Ernst, mit großer, durch reiche Erfahrung und Menschenkenntniss gewonnener Geschäftsgewandtheit Alles mit ihren Freunden reiflich Erwogene auf das Zweckmäßigste aus.

Eine freundliche Besprechung mit den trefflichen, gelehrten Männern, Professor Cuvier und den Pfarrern Härter und Scherer, über die wahre Vereinigung aller evangelischen Kirchen, bereits bei meinem ersten Aufenthalte begonnen, wurde jetzt mit noch mehren gleichgesinnten ausführlicher angestellt und von ihrer Seite fleißiges und ernstes Mitarbeiten nach bester Kraft bereitwillig zugesagt.

In vieler Beziehung war mir's überaus wichtig, dass mein zweiter Aufenthalt in Strasburg grade in die Zeit des großen wissenschaftlichen Congresses fiel. Nahe an 900 Gelehrte und gebildete Männer, unter ihnen viele hochberühmte Meister in allen Fächern menschlicher Wissenschaft und Kunst, waren dort versammelt; in ihrer Zahl fast 400 Ausländer, meistens Deutsche. — Die äußere Einrichtung für die Verhandlungen und Vorträge war so getroffen, dass die ganze Masse der Anwesenden sich in 16 besondere Sectionen, je nach der Verschiedenheit ihres besondern Arbeitsgegenstandes, getheilt hatte, deren jede nun in besonderer Versammlung ihren Vorsitzer und Secretäre erwählte. Ein in der Congressstadt selbst früher gewählter Hauptvorstand hatte die Wahl und Einrichtung einer passenden

Localität, sowohl für jede Section, als einer geräumigern für die Vereinigung der Gesamtzahl übernommen. Zu dieser letztern war ein sehr großer Bretter-Salon auf dem Getraidemarkt (Grainelle) eigens erbaut und im Innern recht geschmackvoll und bequem eingerichtet.

In einem gedruckten Programm waren die in jeder Section zu behandelnden Aufgaben von den vorbereitenden Ausschüssen angezeigt, und hier erregte schon die zeitgemäße Wahl, wie die Klarheit und Bestimmtheit der Fassung, ein hohes Interesse und gerechte Erwartung. Bei der Meldung zur Theilnahme an einer bestimmten Section erhielt ein Jeder seine Eintrittskarte, auf welche er auch durchreisende Gelehrte mit einführen durfte. Meine Wahl als zufälliger Gast war bald getroffen; ich ging in die Section „für Ackerbau, Industrie und ökonomische Wissenschaften" (de l'agriculture, de l'industrie et des sciences économiques). Hier sollte ja der für alle religiösen und sittlichen Lebensverhältnisse so überaus wichtige, ja entscheidende Gegenstand des neuesten Socialsystems vor den Augen von ganz Frankreich von seinen geistreichsten, erfahrensten und geachtetsten Männern verhandelt werden. Vier der Hauptanhänger Fourier's, an ihrer Spitze der gewandte und vielgeltende Victor Considerant, waren von Paris herübergekommen, um dem St. Simonismus, d. i. dem Socialismus, zunächst im Vaterlande, dann von da aus in der ganzen Welt Geltung und Eingang zu verschaffen. Die Zahl der Socialisten in der, etwa 50 Männer starken, Section war nicht gering. Gegenüber aber stand eine bedeutendere Schaar wohlgerüsteter und hochachtbarer Männer. Auf beiden Seiten nahmen nur Nationalfranzosen an der Verhandlung Theil; ein Beweis, dass der Gegenstand bei uns Deutschen noch keinen rechten Anklang gewonnen, geschweige denn Wurzel gefasst hat. Ganz Frank-

reich aber war mit großer Spannung auf den Ausgang des Kampfes gerichtet.

Acht Uhr Morgens begannen die Reden. Die erste zur Discussion gestellte Frage lautete: par quels moyens, législatifs ou autres, peut-on faire cesser l'isolement, dans lequel se trouvent aujourd'hui les ouvriers, les attacher aux grands établissements industriels, comme le propriétaire est attaché au sol, et contribuer à leur amélioration sociale? *)

Der edle D. Legrand trat zuerst auf. In einer kurzen (abgelesenen) Rede legte er dar, dass die vorliegende Frage in ihrer Fassung das Princip der Familienzerstörung enthalte; denn sie weise auf Mittel hin, die die köstlichste Wurzel des Erwerbfleißes vernichten: die Familienindustrie, — welche die Eltern, von ihren Kindern umgeben, am häuslichen Heerde üben. „Ich folge," sprach er, „dem Drange der Pflicht, wenn ich mit der ganzen Macht meiner Ueberzeugung gegen das Princip und seine Anwendung protestire. Das Zusammenhäufen (l'agglomération) der Arbeiter in großen Werkstätten und Casernen ist eine der gefährlichsten Wunden unserer Zeit; sie bedroht den wesentlichen Bestand der ganzen menschlichen Gesellschaft. Weit entfernt, zu Mitteln für ihre Beförderung zu rathen, müsste jeder wahre Menschenfreund, jeder Manufacturbesitzer, dem das sittliche und materielle Wohl der arbeitenden Classe am Herzen liegt, und der die innerste Ueberzeugung hat, dass die Familie der Heerd der besondern, wie der geselligen Tugenden ist, und

*) D. i. „durch welche, legislativen oder anderweitigen, Mittel kann man der Getrenntheit, in der sich heutzutage die arbeitende Classe befindet, ein Ende machen, sie an die großen industriellen Unternehmungen fesseln, wie der Eigenthümer an seinen Boden gefesselt ist, und zu Verbesserung ihres Gesellschaftverhältnisses beitragen?"

eben dadurch eine der festesten Grundlagen des Menschenwohles bildet, die Lösung folgender zwei Fragen versuchen:

1) Durch welche, legislative oder anderweitige, Mittel kann man den Familienfleiß anfeuern und ihn gegen das Eindringen der Werkstattindustrie schützen?

2) Welches würden die am meisten geeigneten, gesetzlichen oder anderweiten Mittel sein, um das Familienleben in den Gewerbzweigen anzuregen und zu veredeln, die ihrer Natur nach nur in den Werkstätten geübt werden können, und um den Arbeiter, durch Vereinigung des Gewerbfleißes mit dem Ackerbau, an den (vaterländischen) Boden als besitzenden Eigenthümer zu fesseln?"

Die weitern Verhandlungen nahmen nicht die von Herrn Legrand beabsichtigte Richtung, wiewohl man die Wichtigkeit der von ihm aufgestellten Fragen allgemein erkannte.

Nach ihm trat Herr Ennequin auf, ein fein gewandter und geistreicher junger Mann und ausgezeichneter Redner, ein Sohn des durch glänzende Vertheidigung Carls X. berühmten Advocaten in Paris. Er suchte darzuthun, dass grade der Socialismus zur rechten und vollen Entwickelung der jedem Individuum einwohnenden eigenthümlichen Kraft beitrage, mithin die wahre Grundlage der Familienerhaltung bilde. In dem jetzt bestehenden Familienverhältniss werde die Kraft der Kinder oft ganz verkannt, oft ganz unterdrückt, oft durch Unverstand der Kinder oder Willkühr der Eltern gemissbraucht; so gelange sie gar nicht zu der ihr angemessenen Entwickelung. Wenn dagegen das Kind von frühester Jugend praktisch und theoretisch angeleitet werde, das zu treiben, was seine Leidenschaft (passion) ist, so gelange es zur Virtuosität in seinem Fache und könne dann nie ein durch Unbrauchbarkeit oder Trägheit unnützes, durch Armuth lästiges Glied der Gesellschaft werden, sondern

nehme im Organismus des Ganzen die ihm gebührende Stelle ehrenvoll ein.

Es ist nicht zu leugnen, dass diese Rede, die mit großem Beifall aufgenommen wurde, Momente berührte, die wohl das Körnlein Wahrheit in dem Spreuhaufen des sogenannten Socialsystems andeuteten und auf Manches hinwiesen, was selbst die christlichen Gegner nicht scharf genug beobachteten. Doch wir haben hier nicht unser Urtheil abzugeben, sondern nur zu berichten.

Nach Ennequin trat ein älterer Mann auf, Herr L., ein berühmter Advocat, ein Philanthropist, der in freier Rede den vorigen Redner und das ganze Fourier'sche System in einer sehr launigen Weise widerlegte. Er stellte auf, man müsse ein System nach der possibilité oder impossibilité seiner Durchführung und nach den nothwendigen Folgen beurtheilen. Wie steht der Socialismus zur Menschheit, — zum Staate, — zur Familie? Es wurde gezeigt, wie der Grundsatz, dass man die Leidenschaften in dem Kinde gewähren lassen müsse, zu den übelsten Folgen und größesten Ungereimtheiten führe. „Jedes Kind hat von Natur den leidenschaftlichen Hang zur Unreinlichkeit. Lasst es gewähren, so erhalten wir bald eine Heerde Schweine. Jedes Kind hat eine Leidenschaft zum Nehmen. Lasst es gewähren; — so giebt es bald eine Societät von Dieben; — es hat Leidenschaft zur Trägheit, zum Zerstören" u. s. w. Der Vortrag war so fein gewürzt, dass das Gelächter kein Ende nahm, zu großem Verdruss der Fourieristen, die dagegen laut murrten und scharrten.

Es folgte ein gar sonderbarer Redner, Herr P., homme des lettres (Gelehrter) hieß er im Verzeichniss; — judenbärtig, im Costüm der jungen Staatenumwälzer. Das kleine Käppchen auf die breite Katheder legend und eine Menge beschriebener

Blättchen dazu, begann er, mit gelegentlichem Blick in die letztern, hochtrabend, mit vornehmer Philosophenmiene: „Wir sind alle religiös! Wir wissen, dass Gott allmächtig und gut ist. Alles, was Er dem Menschen gegeben hat, ist gut. Also auch die Leidenschaften. Sie sind die Quintessenz der göttlichen Kraft im Menschen. Folglich hat Fourier recht, sie zur absoluten Basis zu machen. Ihr versteht ihn nur nicht." — In so flacher Weise ging es denn eine halbe Stunde fort. Es schlug 10 Uhr, — die Versammlungszeit war verflossen und trotz der von vielen Seiten ertönenden Bitte um das Wort, schloss der unerbittliche Präsident die Versammlung, die Fortsetzung auf Morgen Schlag 8 Uhr ankündigend. Nachträglich wurde noch in einzelnen Gruppen Manches lebhaft besprochen, berichtigt, neue Gedanken angeregt. Ich lernte bei der Gelegenheit den jetzigen Heerführer der Fourieristen, Herrn Victor Considerant aus Paris, persönlich kennen, eine schöne, edle Gestalt, von feiner Sitte und sehr einnehmendem Wesen, ein großer Redner, wie man sagte, der Morgen seine Kunst und Kraft den Gegnern zeigen sollte.

Gewiss ist es, dass dergleichen Unterhandlungen der ausgezeichnetsten Geister einer Nation zu keinem definitiven Beschlusse mit Gesetzeskraft führen können, eben so wenig als die alten öffentlichen Colloquia in Religionssachen. Aber man kann in gewisser Beziehung sagen, dass sie mehr thun und wirken: sie bezeugen die öffentliche Meinung und den dieselbe bewegenden Gedanken, sie bestimmen ihre Richtung; — sie sind ein geistiges Nationalfactum.

Man hatte auf dem Strasburger Congress die zweckmäßige Bestimmung gemacht, dass die am Vormittage in den einzelnen Sectionen mit allgemeinem Beifall gehaltenen, bedeutendsten Reden Nachmittags von 3½ Uhr an in dem großen Gesell-

schaftssaale zum Genuss für alle Versammelten wiederholt wurden. Diese Auszeichnung traf während meines Aufenthaltes zwei anwesende deutsche Männer: Director W. Schadow aus Düsseldorf und Professor Welcker aus Freiburg. Allgemein sprach man von dem großen Eindruck, den ihre Vorträge auf die Hörer hervorgebracht hatten. Man lobte an beiden sowohl die philosophische Tiefe, Bündigkeit und Klarheit der Gedanken, als die Reinheit und Eleganz der Sprache. Beide hatten französisch geredet. — Wir können uns hier der Mittheilung des Inhaltes dieser Reden enthalten, da sie gedruckt erschienen sind. Unsere eigne, etwas abweichende Ansicht über sie auszusprechen, würde uns zu weit führen. Lieber wollen wir schließlich ein Wort mittheilen, welches ein hochgebildeter französischer Gelehrter über die wissenschaftliche Stellung seines Vaterlandes zu Deutschland sagte. Wir lassen ihn selbst sprechen.

„Der wissenschaftliche Congress Frankreichs ist nun neunmal von Stadt zu Stadt umhergeirrt. Jetzt scheint er in der 10. Sitzung den ihm angemessenen Boden gefunden zu haben. Die Nachbarschaft Deutschlands hat ihm Gedeihen gebracht: das beweist schon die Menge der 900 Versammelten, unter denen fast 400 Fremde. Diese ursprünglich deutschen Vereine liegen nicht in unsern Sitten; sie gedeihen im Elsaß nur darum so gut, weil man dort den alten Geist bewahrt hat. Ich möchte sagen, man hat's begriffen, dass in der geistigen Berührung der beiden Rheinufer ein reeller Nutzen liegt. Möchte doch der wissenschaftliche Verein sich recht oft hier sammeln. Dieser geistige Austausch zwischen Deutschland und Frankreich giebt viel zu lernen. Deutschland darf sich bei dieser Art von Annäherung im geringsten nicht beunruhigt fühlen. Die Gegensätze werden bei diesen Gelehrtenversammlungen zunächst überraschen, doch wird man hoffentlich bald sich verständigen und mit jedem

Jahre die Unterscheidungspunkte beider Nationen schärfer auffassen; sie liegen nicht blos in dem Charakter und den Ideen, sondern zugleich in der Art, sich die Wissenschaft anzueignen und sie zu behandeln. Diese Unterscheidungspunkte werden sich durch das tiefere Eindringen in das Gebiet der Erkenntniss keineswegs abschwächen, sondern wo möglich noch bestimmter und klarer hervortreten."

„Warum hat der wissenschaftliche Congress den Hoffnungen seiner Begründer bis jetzt so wenig entsprochen? Warum hat er auf seinen Wanderzügen von Ost nach West, von Nord nach Süd vor dieser 10. Sitzung die Bewohner überall ganz kalt und theilnamlos gefunden? Darum, weil auf allen Punkten des Königreichs der Geist zu der ihm mit Recht gebührenden Aufnahme fehlt. Man findet sehr selten irgend ein wahres wissenschaftliches Interesse. Unsre großen Städte beschäftigen sich fast ausschließlich mit dem Handel, und ich schäme mich es auszusprechen, wie ärmlich und engherzig die vorherrschenden Liebhabereien unsrer kleinern Städte sind. Nicht immer war es so, Frankreich hatte sonst seine Städte, wo Literatur und Wissenschaft blühte. Jetzt hat es nur unerhebliche literarische Provinzialgesellschaften, eine Art Clubs, nur den Freunden bekannt, die sich dort zum Plaudern versammeln; Arbeiten kommen nicht zum Vorschein, die über das Weichbild der Stadt reichten. Ist das zu verwundern? Die Centralisation raubt dem Lande alle seine nur einigermaßen gediegene Gelehrten, zum Vortheil von Paris. Die in den Departements gegründeten Akademien können sich nur mit großer Mühe erhalten; nicht eine einzige genießt auch nur des geringsten Rufes. Die jüngern Professoren, die man als Lehrer hinschickt, statt ihre Sendung ernst zu fassen, betrachten sich dort wie in's Exil gebannt, nach dessen baldigstem Ende sie sich sehnen. — Das

Unheilvolle dieser Sachlage ist bedeutender, als es auf den ersten Anblick scheint. Sie erzeugt einen wirklichen Rückschritt des Landes, denn dieses wird gegen alle höhere Bildung gleichgültig und gewöhnt sich, nur den materiellen Fortschritt und die damit zusammenhangende Glückseligkeit zu erstreben. Auch in politischer Beziehung führt die Centralisation, über die wir klagen, Uebelstände herbei. Die jungen Leute, welche in Paris, so gut oder schlecht sie konnten, studirt haben und nun in ihre Heimath rückkehren, bringen Ansprüche dorthin und erlangen wohlfeilen Kaufes einen Einfluss, den sie viel theurer erwerben müssten, wenn man sich die Mühe gäbe, in den Provinzen das Licht wieder anzuzünden, das man hat verlöschen lassen."

„Wie so ganz anders zeigt sich die Gesellschaft in Deutschland! Die Universitäten, so zahlreich sie sind, entsprechen größtentheils ihrer Bestimmung durch die Verdienste ihrer Lehrer. Die Studien auf denselben sind strenge und es giebt ihrer nur wenige, wo nicht wenigstens ein Zweig der Wissenschaft eine ausgezeichnete Höhe der Ausbildung erhielte. Der deutsche Bundesverein tritt in den Beziehungen der Universitäten zu einander wieder hervor. Wiewohl von den Souveränen auf unabhängige Weise gegründet, sind sie doch allesamt durch gewisse Bande mit einander vereint. Der Bundestag hat, wie wir wissen, in politischem Interesse gewisse ihnen allen gemeinsame Verordnungen festgestellt. Es handelt sich dabei zwar wesentlich um die Universitätspolizei und um Ausübung der Disciplin über Professoren und Studenten, und doch geht daraus eine Erweiterung des Wirkungskreises dieser verschiedenen Anstalten hervor. Denn eine jede derselben ist nicht blos für den Staat, in welchem sie liegt, gegründet; dieser würde den Lehrern oft nicht eine genügende Schülerzahl verschaffen, sie ist vielmehr für ganz Deutschland gegründet. Es steht den jungen Leuten der

kleinen wie der großen Staaten dieses frei, ihre Studien zu machen, wo es ihnen in dem Bereich des deutschen Gesamtbundes gefällt; mehre Fürsten haben diesen Kreis sogar noch auf den Besuch einiger fremden Universitäten ausgedehnt. Die dort Studirenden sind anstellungsfähig, man fordert den Ausweis ihrer Studien durch eine Prüfung."

„Wenn dies nicht Freiheit des Unterrichts genannt werden kann, — wiewohl auch diese in Deutschland viel ausgedehnter und viel besser begriffen ist, als in Frankreich — so ist es wenigstens eine weit umfassende Freiheit der Studien. Auch ist es ganz gewöhnlich, dass die Jünglinge, nachdem sie eine allgemeine Grundlage ihrer Studien gewonnen haben, für die Ausbildung besonderer Zweige mehre Universitäten nacheinander besuchen, um die bedeutendsten Männer des Faches zu hören. Diese Gewohnheit trägt nicht wenig zur Bildung deutschen Sinnes bei, der trotz der Zerstückelung des Landes eine Nationaleinheit bildet und der ein Zusammenstreben und eine Vermittelung der Interessen so leicht macht, sobald ein geistiger Aufruf an sie ergeht."

„In Deutschland ist das Geistes-Leben überall, weil jeder kleine Staat seinen eigenen Heerd dafür hat. Ein wissenschaftlicher Congress ist dort nirgends, auch in dem unbedeutendsten Staate nicht, am unrechten Orte, weil ein jeder Staat irgend einen bedeutenden Gelehrten hat, auf den sich die Blicke von ganz Deutschland richten. Die Vereinigungen der Art erneuern und bestärken die auf den Universitäten gebildeten Bruderbande; und wie die Choragen der verschiedenen Wissenschaften besondere Vereine halten, so bilden diese unter den Männern desselben Faches ein Bruderband, das zum Gewinn Aller dient."

„Nichts der Art ist in Frankreich möglich. Paris sieht die Provinzen mit Verachtung an. Während in Deutschland die

weitentferntesten Punkte, München und Bremen, Bonn und Gotha, mit gleichem Recht Anspruch zu haben glauben, als Versammlungsort deutscher Gelehrten zu dienen, fühlt der Bourgogner nicht das mindeste Bedürfniss, sich mit dem Bretagner zu besprechen, oder der Normanne mit dem Provençalen. Selbst Elsaß würde sonst keinen aus der Ferne hingezogen haben, hätte man nicht gehofft, Deutschland im Hintergrunde zu finden. Dies daher, weil Paris alle Kräfte des Landes verschlingt und sie ihnen nur spärlich wiedergiebt. Erzeugt das auf der einen Seite Vortheile, die wir nicht verkennen dürfen, so führt es auf der andern Seite auch alle die Uebelstände herbei, die wir angedeutet haben."

„Ich bin weit entfernt, aus dem Vorangehenden die Fruchtlosigkeit eines wissenschaftlichen Congresses in Frankreich zu folgern; beweist doch selbst der Versuch, den man gemacht hat, dass man anfängt, das hier vorhin bezeichnete Uebel zu empfinden. Zwar ist dies noch nicht eine Reaction; — aber ist es nicht wenigstens eine Protestation? — Das lasst uns hoffen, denn wir wissen, dass die Reactionen mit den Protestationen anfangen." (Vgl. Semeur 1842 No. 41.)

Wir hörten Aehnliches von mehren tieferblickenden und in deutsche Studien eingedrungenen Männern, — und wie allgemein die Achtung vor deutscher Gelehrsamkeit ist, ging auch aus dem Umstande hervor, dass man in Strasburg bei zweien Sectionen, die eine bedeutende Schaar deutscher Theilnehmer zählten, es gern zugestand, die Vorträge in deutscher Sprache halten zu dürfen.

Fast möchte uns die so hochgepriesene Erhebung deutscher Gelehrsamkeit und Universitätseinrichtung beschämen und zur Ablehnung treiben. Wir schwiegen, — denn wir erkannten, dass so ernst forschende, hochgebildete und christlich gesinnte

Männer hier nur beziehungsweise zu Frankreich sprechen, — wir freuten uns der Demuth, die, bis dahin der großen Nation fremd, nun als die schönste Blüthe und Frucht evangelischer Wahrheit in ihr zu glänzen anfängt, und fassten Hoffnung, dass solche Zeugnisse am besten den Knabenschwindel des jungen Deutschlands zu heilen vermöchten, der, seines edeln Vaterlandes Geist und Kraft verkennend und wahnwitzig schmähend, das Heil von dem schwächern Nachbar erwartet. — Hocherfreulich war es uns denn auch, von gelehrten und geistreichen Männern Frankreichs die rechte Würdigung der neusten philosophischen Bestrebungen Deutschlands, der Hegelianer und Hegelinge, Strauß und Ruge und B. Bauers, zu vernehmen, ihr klares Erfassen von der Nothwendigkeit eines solchen Kampfes zur Förderung und zum Siege rein evangelischer Wahrheit zu schauen und dadurch die Hoffnung zu gewinnen, es sei für uns Deutsche ein Einigungsband mit den Evangelischen Frankreichs nicht blos in praktischer, sondern auch in wissenschaftlicher Beziehung in nähere Aussicht gestellt, als mit England.

Wir können als Ergebniss unsrer Beobachtungen in dem schönen und mannigfach gesegneten Lande Folgendes aussprechen: es beginnt in Frankreich aller Orten ein heiliges, rein evangelisches Feuer sich zu entzünden, das mächtig leuchtet und erwärmt. Und, so Gott will, wird es nicht erlöschen, denn sein Brennstoff ist des heiligen Geistes Kraft und das unerschöpfliche Wort Gottes; — der eigentliche Brennpunkt aber ist der unerschütterliche und wohlbegründete Glaube an die unmittelbare, absolute Real- und Verbal-Inspiration. Die französischen Theologen, und mit ihnen alle wahrhaft und kräftig Gläubige in England, Schweiz, Deutschland und überall, erkennen gar wohl, dass mit Annahme der Inspiration die evangelische Kirche unüberwindlich steht, — dass sie dagegen mit

Verwerfung oder menschlich klügelnder Beschränkung der Inspiration ihren wahren Grund verlässt und untergräbt, und consequenter Weise entweder dem Naturalismus und Rationalismus, oder der römischen Tradition zufällt, wenn auch nicht geständlich, doch wesentlich und faktisch.

Wie vermöchte ich, alle die großartigen erfreulichen, mitunter wunderbaren und von der unmittelbaren Durchhilfe Gottes zeugenden Dinge und Ereignisse darzustellen, die ich vernahm und zum Theil selbst vorgehen sah; oder genau zu schildern den wahrhaft brüderlichen Verband der gläubigen Seelen, Pfarrer und Gemeindeglieder untereinander, das christliche Familienleben unter Armen und Reichen. Diese rührenden und erhabenen Züge Alles überwindender, Alles aufopfernder, für die Sache des Herrn, für das Wohl seiner Glieder freudig Gut und Blut hingebender Liebe. — Dieser durchgreifende, männlich ernste und gewaltige Kampf, der aber nie die christliche Weisheit und Liebe auch gegen die bittersten Gegner verletzt, — dieser erfinderische, nie ermattende Geist, — dieses Wachen, Ermahnen, Stärken, Trösten, Beten mit und für einander; — ja wahrlich, es versetzte mich ganz lebendig in die selige Zeit der ersten Apostolischen Kirche. Und wenn ich aus einer Stadt des südlichen Frankreichs, nach dem ergreifenden Scheidegebet und Segenswunsch der theuern Brüder, mit tiefer Wehmuth nicht länger weilen zu können, geschieden war und nach kurzer Reise weniger Stunden in einer Nachbarstadt bald wieder einen ähnlichen Brüderkreis betrat und dasselbe Wirken, dieselbe Liebe im Herrn erkannte und erfuhr, da schloss sich mir der Begriff der wahren und realen Gemeinschaft des heiligen Geistes und des christlichen heiligen Leibes unter dem Einen Haupte faktisch auf. — Und so darf ich wohl die in der evangelischen Kirche Frankreichs, wie demnächst der französischen und deutschen

Schweiz, verlebten Monate in christlicher Beziehung zu den segensreichsten meines Lebens zählen; ja, ich möchte Jedem der noch an der Gotteskraft des lautern Bibelwortes und des evangelischen Geistes zweifelt, zurufen: gehe zu den gläubigen Seelen in Lyon, Nimes, Toulouse, Montauban, Paris, Strasburg, Genf, Lausanne, Bern, Basel, Schafhausen u. s. w., und du wirst erfahren, wie das Wort vom Kreuz immerdar noch Wunder thut, und dass der evangelische Glaube der Sieg ist, der die Welt überwunden hat!

Neunzehntes Kapitel.

Belgien.

Courtray. — Gent. — Antwerpen. — Brüssel. — Die evangelische Kirche in Belgien.

Wir fuhren von der französischen Grenzstadt Lille*) in das liebliche Flandern bei Menin an der Lys (Leye), einem Nebenflüsschen der Schelde, ein, wo man uns Männer rasch und milde, die Frauen dagegen mit ihren vielen Sachen und Sächelchen langsam und misstrauisch durchsuchte. Welch ein Land, das Flandern! Keine Höhen, keine großartigen malerischen Ansichten; aber ein ununterbrochener fruchtbarer Garten. Und welch eine Betriebsamkeit der zahlreichen Bewohner! Wir durchfuhren kein Dorf, in dem nicht ein oder mehre bedeutende Fabrik- oder Manufacturgebäude uns gezeigt wurden. Da

*) Vgl. oben das 18. Capitel zu Anfange.

mag der Fabrikant und Gewerbsmann Monate und Jahre zu seiner Belehrung weilen; für den reisenden Künstler aber bietet nicht nur Flandern, sondern ganz Belgien einen Schatz der merkwürdigsten und schönsten Bauwerke an Kirchen, öffentlichen und Privatgebäuden, wie der ausgezeichnetsten Gemälde dar. Mir scheint es, als würde besonders in letzterer Beziehung Belgien noch zu wenig beachtet und von Reisenden besucht. Sodann aber steht dies neuste europäische Königreich auch noch in religiöser Beziehung ganz eigenthümlich da und diese Seite eben stellte sich mir bei persönlichem Forschen in vieler Hinsicht ganz verschieden dar von dem, was uns Herr Prediger Lütkemüller beschrieben hat *).

Die wenigen Tage meines Aufenthalts in Belgien geboten mir Beschränkung auf das Wichtigste. — Dies glaubte ich, für Kunstschau wie für die Kirche, in den überschriftlich genannten Städten vornehmlich finden zu können. Half mir dabei doch auch noch zur Zeitersparung das Eisenbahnband, welches die Raumentfernung fast verschwinden lässt und das von den emsigen Belgiern fleißiger als von andern Völkern nach allen Seiten über das ganze Ländchen hin immer weiter gewoben wird. Der Mittelpunkt des ganzen Bahnnetzes für Belgien ist in Malines (Mecheln). Ungemeine Wohlfeilheit, rasche Förderung, Pünktlichkeit der Termine und möglichste Ordnung zeichnen die Bahnen vortheilhaft aus: dagegen lassen die Wagen aller Classen an Schönheit und Bequemlichkeit allerdings viel zu wünschen übrig. —

Sogleich die erste bedeutende Stadt in Westflandern, Courtray (Kortryk) an der Lys mit 20,000 Einwohnern, bot

*) Beiträge zur Kirchengeschichte der Gegenwart. Ein Lebensbild der Deutschen, Belgischen und Holländischen Kirche, von L. P. W. Lütkemüller, früher evangelischer Prediger in Brüssel. Leipzig. 1842.

manches Eigenthümliche dar. Die schönen Kirchen im gothischen Styl, vor allen die Marienkirche mit herrlicher Façade, 1283 erbaut, und St. Martin, das stattliche Rathhaus auf dem großen Markt und manches Privatgebäude versetzte mich lebhaft in meine Vaterstadt. Nur das unmäßige Geklimper des übrigens rein und vollklingenden Glockenspiels auf dem Marienthurme machte mir mit seinen unwürdigen Opernfloskeln den Unterschied von den geistlichen Melodieen, die wir von den zwei Glockenthürmen Danzigs hören, recht fühlbar, erinnerte mich dagegen an die ähnliche lustige Glockenmusik in Potsdam und Berlin. — Zwei alte runde, sehr dicke, graue Steinthürme, etwa 50′ hoch, nannte mir ein alter Bürger „Blootthürme" (Blutthürme) und erklärte, sie hätten ihren Namen von der bekannten blutigen Goldspornschlacht im Jahre 1302, in der 20,000 Flamländer, vornehmlich Weber von Gent und Brügge, vom Grafen von Naraux angeführt, das große französische Heer unter dem Grafen Artois gänzlich schlugen, dem Feldherrn, nebst 1200 seiner Ritter und mehre Tausend seiner Krieger tödteten und viele Scheffel goldener Ritterspornen als Beute davon trugen.

Man merkt in Courtray bald den Druck und die Schwüle der katholischen Kirche. An dem schönen langen Sommerabend (im Juli) hatte ich Muße genug, die Stadt zu durchwandern. Eine Menge Klosterschwestern, die aus der Abendmesse kamen, schwarz gekleidet, mit weißem Schleier, zeigten zu deutlich, wie die erzwungene Menschenscheu doch die natürliche Neugierde und Menschenlust nicht hemmt, sondern steigert. — Die Wirthin meines ansehnlichen Hotels am Markte war in verzweiflungsvoller Trauer: sie hatte in einer Woche zwei liebe Kinder verloren, ließ unaufhörliche Messen lesen und murrte mit Gott und mit Menschen. Ich suchte sie christlich zu trösten. Sie

hörte mich eine Weile an und schien ruhiger zu werden. Endlich, da ich sie immer auf Gottes Wort wies und nichts von den Heiligen sagte, rief sie erstaunt: ach, mein Herr, Sie sind wohl ein Protestant! und lief, alles fernere Gespräch meidend, davon. — Nach evangelischer Gemeinde und Lehrern fragte ich umsonst. „Es kommen wohl Leute ab und zu hieher, die bieten Bücher und kleine Schriftchen zu Kauf (die Colporteurs), aber sie werden wenig los. Unsere Priester haben uns verboten, dergleichen zu kaufen und zu lesen."

Folgenden Morgens führte mich der erste Bahnzug schnell nach Gent (Gand), der alten berühmten Geburtsstadt Carls V. an der Lys und Schelde, einst so reich und bevölkert, dass dieser Kaiser nach seinem Besuch bei Franz I. in Paris spottend sagte: er könne Paris in seinen Handschuh (gant) stecken, und wiederum den blutdürstigen Herzog Alba, der die gänzliche Vernichtung der trotzigen und widerspenstigen Stadt nach ihrer endlichen Unterwerfung anrieth, schweigend auf den hohen Glockenthurm (beffroi) mit sich führte, und ihn, auf die reiche große Stadt da unten zeigend, fragte: wie viele spanische Vließe er wohl für nöthig erachte, um einen solchen Handschuh zu machen? — Dieser Thurm, einer der ältesten Gents, und seine Sturm- und Feuerglocke spielt eine bedeutende Rolle in der merkwürdigen Geschichte dieser empörungslustigen Stadt, die in ihrer höchsten Blüthezeit auf den Ruf jener Glocke blos aus ihrer Weberschaar eine Armee von 18,000 streitbaren Männern zu Kampf stellte. Das Panorama der Stadt und Umgegend von der Höhe des Thurmes hat bei klarem Himmel, von einem guten Kenner der Stadtgeschichte erläutert, viel Anziehendes.

Wie wir uns begnügen mussten, nur die wichtigsten alten Kunstwerke zu beschauen, so müssen wir uns bei ihrer Anzeige hier noch mehr beschränken. Das Hauptstück ist die S. Bavo-

kirche, ursprünglich S. Johannis, bis Carl V. die Abtei des heiligen Bavo zur Anlegung einer Zwingfeste wegnahm und den Mönchen diese Kirche einräumte. Bei'm ersten Eintritt und Anblick machte sie nicht den erwarteten großen Eindruck auf mich. Sie schien mir zu weiß. Keine gemalten Fenster, viel moderne Sculptur und Schnitzwerk geschmackloser Zeit, z. B. die Canzel. Hier wie in den andern Kirchen Gents und Belgiens überhaupt, hat der Vandalismus der fanatischen Bilderstürmer schon im 16ten Jahrhundert (1566) vieles Herrliche zerstört. Aber in ihren 24 Seitencapellen bewahrt S. Bavo noch einige der seltensten Schätze. Unter diesen steht hoch oben an das vollendete Meisterwerk der Gebrüder Hubert und Johann van Eyck in der 11ten Capelle. Das Ganze hat zwei Abtheilungen. — Die obere bildet 3 Felder: in dem mittlern der Heiland als König, mit der dreifachen Papstkrone, Ihm zur Rechten Maria, in einem Buche lesend, unübertrefflich schön und lieblich, mit der idealen leiblichen Schönheit der edelsten Rafaelischen Madonnen, deutsche Züchtigkeit und Frömmigkeit vereinend. Zur Linken Johannes der Täufer, ein Buch in der Linken haltend, die auf dem Knie ruht; Haupthaar und Bart, schwarz und reich, erhöhen die Strenge des ernsten Gesichts, und doch liegt darin eine große Liebe und Demuth gegen den Herrn, der nach ihm blickt.

Im untern größern Bilde ist die Anbetung des unbefleckten Lammes nach der Offenbarung Johannis dargestellt. Engel von vollendeter Schönheit umgeben das Lamm zunächst; dann in 4 Gruppen in einiger Entfernung umher die Heiligen und Märtyrer, die Gläubigen des Alten und Neuen Bundes, unter ihnen das Bruderpaar der beiden Maler. Die umgebende Landschaft ist von einer entzückenden Schönheit; im Hintergrunde erhebt sich das neue Jerusalem mit seinen heiligen Thür-

men. (Sie sagen, Mastricht habe dem Künstler das Vorbild gegeben.) Und in dieser hinreißenden Umgebung, bei der Menge von vielleicht 300 schönen, edlen, frommen Gestalten wird dennoch Auge und Herz unwiderstehlich hingezogen zu der göttlichen Herrlichkeit des Lammes, das auf einer Erhöhung dasteht mit der Siegesfahne. Aus seiner Brust quillt das lautere heilige Blut in einen wunderbar schönen Kelch. Diese sich selbst hingebende, die Welt überwindende, triumphirende Liebe, welche auch die Engel gelüstet zu schauen, — wer kann sie erblicken, ohne sich anbetend anzuschließen den hinzuströmenden Schaaren erlöster Gläubigen! Ich ließ mich von dem Küster auf 2 Stunden in die Capelle ganz allein verschließen und ihn mit einigen andern Beschauern weiter ziehen. Zeitlebens steht dieses Bild in meiner Seele als der einzig genügende Commentar und als die Sichtbarwerdung der prophetischen Worte Offenb. Joh. Kap. 5 und 7 *). Nach solcher Beschauung konnten andere Bilder in derselben Kirche, wenn auch schön und meister-

*) Es ist aus der Kunstgeschichte bekannt, dass das herrliche Bild noch 8 Thürflügel hatte, auf welchen die beiden Brüder v. Eyck die ganze Geschichte der Erlösung von ihrer ersten Verkündigung an Adam und Eva, bis hinab zu den Streitern Christi, den Eremiten und Pilgrimen, bildlich darstellten. Das Ganze nahm Napoleon in den Louvre. Aber nur jene oben beschriebenen innern Tafeln erhielt S. Bavo 1816 zurück, 6 der äußern Flügel, auf beiden Seiten bemalt, kaufte ein Bilderhändler in Brüssel für 6000 Francs, und von ihm der Kunstsammler Herr Solly, ein ehemaliger reicher Negociant in Danzig, später in London, für 100,000 Francs. Von diesem wurden sie von König Friedrich Wilhelm III. um 400,000 Francs für das neue Berliner Museum gekauft, dessen Hauptzierde sie bilden. Welchen tiefen Aufschluss über die jetzige Zeit und ihren religiösen wie künstlerischen Gehalt giebt diese Zersplitterung eines solchen aus dem christlichen Glaubensfundament in voller innerster Einheit hervorgegangenen Kunstwerks! — Uebrigens besagt das etwas wunderliche Chronostichon späterer Zeit unter jenem Hauptbilde in S. Bavo, dass dasselbe Pictor Hubertus ab Eyck major quo nemo repertus incepit pondusque Joannes arte secundus perfecit etc. im Jahre 1432.

haft in ihrer Art, mir immer nur untergeordnet erscheinen. So das Märtyrthum der heiligen Barbara von G. Crayer, Rubens heiliger Bavo, der, in einer Abtheilung das Kriegskleid ablegend, im Kloster S. Amandus Mönch wird, in einer zweiten Abtheilung einen Kranken heilt; Jesus unter den Missethätern gekreuzigt, von v. d. Meiren, Schüler der v. Eyck's; Jesus, 12 Jahre alt, im Tempel lehrend, von Franc. Pourbus, wo Carls V. Porträt links steht, und mehre Bilder. Noch weniger konnten mich die so allgemein bewunderten Marmorstatuen der 4 Bischöfe von Gent, von der viel gepriesenen Meisterhand Duquesnoys ansprechen, selbst nicht die des Antonius, 7ten Bischofs von Gent, in Betrachtung des Kreuzes versunken. Sie hat allerdings viel leidenschaftliches Leben, aber — keinen Glauben; und eben so wenig das Mosaikbrustbild des 16ten Bischofs von Gent von Eersel's. — Der große Taufstein, an welchem Carl V. getauft wurde und der noch immer gebraucht wird, mit kupfernem, himmelblau angestrichenem Deckel, um den sich eine goldene Schlange windet, das ganze Becken in Form eines Erdglobus, erschien mir als historische Curiosität. — Eigenthümlich ist der Anblick der Orgel von unten hinaufgeschaut: es stehen keine Pfeifen im Gesicht; alles gothisch verbaut.

In der S. Michaelskirche sah ich das berühmte Bild van Dyck's, die Kreuzigung, das einzige, welches Gent von diesem Meister besitzt. Die göttliche Ruhe im Antlitz des Heilandes, der rührende Schmerz der Mutter, vor Allem der durchbrechende Glaube in dem heidnischen Hauptmann, bezeugen den eigenen Glauben des Künstlers. Auch ein Paar andere Bilder in dieser Kirche, z. B. die Verkündigung Mariä, von dem neuen Maler Lens aus Antwerpen, verdienen ernste Beschauung; — nicht aber die erbärmliche, roth angestrichene Canzel. Verbeugend sagte mein Führer: „Wir bauen eine neue, schöne!"

Ich kann nicht darauf eingehen, die originellen, edeln Bauwerke der ältern Häuser zu beschreiben, des Stadthauses mit seinem Thronsaale, mehrer Häuser an dem großen, für Gents Geschichte so wichtigen Freitagsmarkt (marché au Vendredi), auf dem leider im Augenblick meines Beschauens ein belgischer Gensd'arme in der Bluse am Pranger ausgestellt war, von der Wache und gaffendem Pöbel umringt. In ganz anderm, modernem Styl, großartig und reich, ist das neue Universitätsgebäude, von König Wilhelm I. 1826 aufgeführt.

Der große Promotions- und Versammlungssaal (Aula), von würdiger Pracht ohne Ueberladung, fasst wohl 2500 Menschen. Die bedeutende Universitätsbibliothek von 60,000 Bänden steht in einer benachbarten Abtei. — Die Universität selbst wurde, im Gegensatz gegen die streng katholische in Löwen, ohne theologische Facultät angelegt, in der Weise der London university. Ich las mehre Ankündigungen öffentlicher Prüfungen von Candidaten und Doctoren der Philosophie, der Rechte, der Medicin am schwarzen Brette der Universität. Drei ernste Studenten gaben mir freundliche Auskunft über Einrichtung der Vorlesungen, Leben und Treiben der 350 Studirenden, ihr Verhältniss zu einander und zu den Professoren, und Alles, was sie meldeten klang recht löblich und wissenschaftlich, frei von hierarchischer Knechtschaft und doch gesetzlich wohl geordnet. Aber die jungen Leute selbst schienen auf meine Anfrage nach der Geltung und Verhältniss dieser Universität bei'm und zum ganzen Volke es einzugestehen, dass eine Universität ohne Theologische Facultät bei dem Volke zu keinem vollen Ansehen kommen könne und immer nur als ein vornehmes und fremdartiges Stückwerk angesehen werde. Nähere Forschung anzustellen, war mir nicht vergönnt. — Gar sehr aber musste ich's bedauern, dass ich die rechte Zeit zum Anhören des Vesperge-

sangs der 600 Nonnen im Beguinenkloster verfehlte. Es singt nämlich jeden Abend diese ganze Schaar weiblicher Stimmen die Vesper-Liturgie, und zu der Stunde ist Jedem der Zutritt in das Kloster und die nicht bedeutende Kirche gestattet. Der alte Orden (nicht von Begga, der Tochter Pipins des Kleinen, benannt, nach falscher, ehrsüchtiger Sage, sondern von dem niederdeutschen Worte Beggeren, d. i. betteln) — gehört zu den wenigen Nonnenorden, die Joseph II. bestehen ließ und auch die französische Revolution nicht aufhob. Seine Hauptbestimmung ist die aller sogenannten barmherzigen Schwesterorden: liebend aufopfernde Pflege Leidender und Kranker. Auch unmittelbar nach der blutigen Schlacht von Waterloo sah man einige dieser Beguinen die schwer verwundet auf dem Wahlplatze liegenden Krieger pflegen. Ihre Ordensverpflichtung ist nicht unauflöslich bindend. 6000 soll ihre Zahl in ganz Belgien noch heute sein. So eine Armee von Pflegerinnen, in so kleinem Bezirk, scheint denn allerdings für unsere evangelischen Diakonissenanstalten etwas Unerreichbares. Ob sie nothwendig und wünschenswerth, und wie sie auch bei uns aufzustellen und zu erhalten sei, mag von erleuchteten und kräftigen Evangelischen reiflich erwogen werden. Béguinage (so heißt dies Nonnenkloster in Gent) ist von großem Umfange, fast eine kleine abgesonderte Stadt zu nennen, mit Straßen und Spazierplätzen im Innern, mit Mauer und Wassergraben ringsum. Die 600 Schwestern, unter ihnen manche aus hohen und reichen Familien, wohnen in verschiedenen Häusern, deren jedes mit dem Namen des Heiligen bezeichnet ist, den sich die zusammenwohnenden zum Schutzpatron gewählt haben. —

Die Evangelischen haben in Gent eine Kirche für den englischen Episcopalgottesdienst, eine neue französische hat der ehrwürdige Goedcoop gestiftet, der mit der Société évangéli-

que in Paris in genauer Verbindung steht, und für Belgien eine ähnliche Gesellschaft errichtet hat. Es war mir nicht vergönnt, den trefflichen Mann nach dem ersten persönlichen Verfehlen wieder aufzusuchen. Die Errichtung mehrer andern, deutscher, französischer, Kirchen wäre bei der absoluten kirchlichen Freiheit nach der Constitution gestattet, sobald evangelische Christen des Auslandes die Mittel theilnehmend beschafften. Wir werden davon weiter unten das Betreffende melden.

Jetzt haben wir den Blick auf Antwerpen zu richten, wohin die Eisenbahn über Mecheln uns schnell führte. Eine ausführliche Beschreibung des Großen und Merkwürdigen, was ich hier sah, von dem Aeltesten und Erhebendsten, aus der reichen herrlichen Kunstzeit früherer Jahrhunderte an Bau- und Bildwerk, bis hinab zu dem Jüngsten und Beugendsten aus der armseligen wilden Zerstörungszeit der letzten Jahrzehnte, — sie würde ein eigenes Buch erfordern. Wir stehen hier in der Vaterstadt und Werkstatt der Quintin Metsys, Teniers, Jordaens, Verbruggen, Gaspar de Crayer, Abrah. Janssens, van Dyck, P. Paul Rubens (der, in Cöln von Eltern aus Antwerpen geboren, hier lebte und seine größten Meisterwerke vollendete) und unzählig Anderer; — und wir stehen zugleich in einer tief von ihrer alten Höhe gesunkenen Handelsstadt, einst der reichsten und mächtigsten auf Erden. Der Anblick der Schiffswerfte und des Hafens auf der mächtigen Schelde lässt ahnen, was Antwerpen ehemals war und was es, wenigstens für den Handel, wohl wieder werden könnte, wenn es einem großen Reichsverbande, wie Deutschland, angehörte. Die Stromfahrt bis ins Meer ist jetzt frei. Von dem hohen kunstvollen Thurm der Kathedrale (Notre Dame), zu dessen Spitze man auf 600 Stufen, 460′, hinansteigt, überblickt man weithin die Umgegend und besonders die Windungen und Arme des

Flusses. Unwiderstehlich dringt sich die Vergleichung mit Hamburg auf, und das Bild des mächtigen deutschen Hansebundes, und das Wort des scharfblickenden Napoleon: „ohne den Rhein und Antwerpen ist Frankreich nichts;" — und seine Wahrheit und Anwendung auf das deutsche Vaterland. Auffallend genug, dass in neuester Zeit mit Antwerpen es gewissermaßen durch die Eisenbahn erfüllt ist, was mit dem altdeutschen Hamburg noch nicht geschehen: diese sogenannte freie Stadt ist, wie ihre andern deutschen Schwestern, grade für Deutschland noch unfrei. Das Bundescontingent von wenigen hundert Mann vermag die demantne Commerzkette, womit England sie bindet, nicht zu sprengen.

Ich sah im Hafen die Stelle des Stroms, wo der junge Held v. Spyk sein Schiff in die Luft sprengte, ein Brandopfer für das Vaterland; ich betrat den kleinen Raum der Citadelle und der sie umgebenden Lunetten, auf welchem der greise Held Chassé mit 500 Braven sich gegen ein Heer von 60,000 Belgiern und Franzosen zwei Monate lang, vom 29. November 1832 bis 20. Januar 1833, hielt: Mich führte ein sachkundiger Theilnehmer des Kampfes, der mit offener Wahrheit lebendig beschrieb, welchen panischen Schrecken es unter der Belagerungsarmee verbreitet habe, wenn die Nachricht erscholl: „Chassé kommt! ein Ausfall!" wie insbesondere die Belgischen Blousenhelden gar nicht zum Stehen gebracht werden konnten; — und wie endlich nur der Verrath eines holländischen Ueberläufers die endliche Uebergabe der Festung bewirkte; dieser nämlich, ein Officier, zeigte den französischen Ingenieurs, die auf ganz falscher Stelle ihre Minen anlegten, den rechten Gang. — Ich sah die alte Börse, 1583 erbaut, ein wunderbar großartiges Viereck, mit den 4 mächtigen Säulengängen ringsum, die den gewaltigen Hof einschließen, einst der Sammelplatz der ganzen

Handelswelt. Ihr Bau diente als Muster der Londoner Bank. —

Wie so viele Plätze und Straßen mit ihren Kirchen und Häusern mir das lebendige Bild ächt deutscher Baukunst darboten, so thaten dies die Gemälde in den Tempeln und im Museum noch vollständiger und ungemischter für die Malerei; Pet. Paul Rubens steht hier überall, als der nach ziemlich allgemeiner Kunstansicht weit überragende Heros an Zahl und Werth der Bilder voran, ihm folgt unmittelbar sein geistreicher eleganter Schüler v. Dyck; hätte ich aber nicht das wunderbar herrliche Bild v. Eycks in Gent und hier im Antwerpner Museum *), in dem kleinern Seitensaale die neuerdings aufgestellten unübertrefflichen Gemälde von Hubert und Jan v. Eyck, Holbein, Hemmeling, Quintin Matsys u. a. gesehen, so wäre mir der wahre Geist und das innerste Original-Leben der niederländisch-deutschen Malerei in Rubens schwerlich nach seinem Grundzuge der ächten christlichen Glaubenstiefe und frommer Demuth klar geworden. Das berühmteste Bild des großen Rubens ist die Abnahme vom Kreuz in der Cathedrale, demnächst mehre hochgepriesene Bilder von ihm: die Kreuzaufrichtung, — die Himmelfahrt Mariä im Hochaltar, — die Aufer-

*) Von diesen besonders „die Jungfrau mit dem Kinde und zwei Donatarien," voll der innersten Gemüthstiefe und mit einer Meisterschaft des Pinsels gemalt, dass ich wiederholt ganz nahe hintrat, mich zu überzeugen, dass es nicht Reliefarbeit, sondern Gemälde sei. So auch die Anbetung der Weisen aus Morgenland. Da spricht die innigste Wahrheit und Gemüthstiefe schon aus dem Einen Alten, der aus großem Schatzsacke eine Brille hervorholt und das theuerste Erdengut, was er hat, — die irdische Sehekunst, mit Freuden hingiebt für das höchste Himmelsgut, — die himmlische Sehekunst. Und wie reichlich empfängt er diese durch Einen Blick des göttlichen Kindes. Wahrlich, man darf nur Ein solches Bild genau betrachten, um zu lernen, was wahre gläubige Kunst ist.

stehung. — In allen eine meisterhafte fleischliche Wahrheit, eine Anatomie, an der Aerzte und Chirurgen ihre Kenntnisse üben und erweitern mögen, ein Studium der Attitüden, der Farbenharmonie, der Lichter — kurz Alles, was die Welt nur verlangen kann; mir scheint's aber immer, als sei der Himmel zu wenig dabei bedacht. Es ist für mich der Optimismus der weltlichen Kunst. Wenn in einem jener Antwerpner Bilder von Rubens der glänzend hervorragende Apfelschimmel des heidnischen Hauptmanns oder die bellende Neufundland-Dogge durch vollendete Meisterschaft die Aufmerksamkeit des Betrachtenden so unwiderstehlich an sich zieht, dass Christus und die Menschen vergessen werden und in jenen Thiergestalten der Centralpunkt des Ganzen zu liegen scheint, oder wenn in Mariä Himmelfahrt die reizenden Engelein mit weltlicher Kinderlust lachend und hüpfend aufschweben und Blumen streuen, — ich gestehe aufrichtig, da wird mir's bange. — Der große Rubens steht mit seinem ebenbürtigen genialen Kunstsohn v. Dyck scharf an der Grenzscheide der wahren und falschen Kunst. Er starb 63 Jahre alt zu Antwerpen am 30. Mai 1640, grade in der Zeit, wo der 30jährige Krieg die angefangenen Greuel des bigotten Spaniers Philipp II. und seines furchtbar wüthenden Feldherrn Alba, im Bunde mit der erbarmungslosen Inquisition und den gewissenlosen Jesuiten, vollendete und die in den Niederlanden seit einem Jahrhundert so hell und herrlich aufschlagende Flamme des rein evangelischen Glaubens verlöschte. Ueberschwemmend und Alles fortreißend stellte der Scheinglaube sofort eine Scheinkunst in den gespreizten Jesuitenbauten und der Pariser Perrückenmanier hin. Man hat lange Zeit her behauptet, der evangelische Glaube habe die Kunst getödtet, und er sei mit ihr unverträglich, — und mancher moderne Künstler ist deshalb römisch katholisch geworden, um die Kunstimpfe zu empfangen.

Wann wird diese Kinderkrankheit einer gesunden und tiefen Ansicht von wahrer Kunst und ihrer Geschichte weichen! — Die Kunstgeschichte aber ist zugleich die Glaubensgeschichte. Ohne lautern und starken Glauben giebt es, meines Dafürhaltens, keine schaffende Kunst. —

In der majestätischen Hauptkirche fesselte mich das Schnitzwerk der vielen Beichtstühle, insbesondere aber der Kanzel, mit der Menge wunderbarer, zum Theil phantastischer Thiere auf dem Treppengeländer, — die nach ihrer Erlösung durch das ewige Wort seufzende, ihre Verwandlung gleichsam schon verkündende Creatur, — und mit den Engeln, welche bedeutsam die Kanzel selbst und das auf ihr erschallende Himmelswort stützen. Im hohen Chor arbeitete so eben ein sehr talentvoller junger Künstler an der Wiederherstellung der alten Schnitzarbeit. —

Die S. Johannis- oder Dominikanerkirche ist groß, schien mir aber außer einigem hübschen Schnitzwerk wenig Bedeutendes zu enthalten, es wäre denn, dass man aus der viel gepriesenen „Geißelung Christi" Rubens oben angedeuteten Kunstcharakter sich näher entwickeln wollte. Der sie begrenzende Calvarienberg, eine künstlich gegen die Kirchenmauer aufgeführte Höhe, ist eine glaubensleere sentimentale Spielerei, aus der ein ächt evangelischer Christ allerdings Manches die Kunst und den Glauben Betreffende negativ lernen kann.

Bei dem Antwerpner Museum muss ich mich hier auf die vorhin schon gegebenen Andeutungen beschränken. Viele gehen hinein, um den alten schwarzledernen Lehnstuhl Rubens, der im Hintergrunde des großen Saales unter Glasbedeckung bekränzt*), steht, anzuschauen. Besser thut man, ein Dutzend Bilder

*) Angemessener hat Antwerpen seinen großen genialen Mitbürger

des gewaltigen Weltmeisters, die dort herum hangen, ernst zu betrachten; — am besten aber, die herrlichen Werke der oben genannten großen Maler im kleinern Seitensaale sorgsam zu studiren. Freilich wird hievon wohl die natürliche Folge sein, dass man fernerhin aus gar vielen Museen sehr unbefriedigt davon geht, wie ich denn bald nachher in der Gemäldegallerie des Brüsseler Museums nicht lange zu weilen vermochte. In anderer Weise erregten in dem Palast des Prinzen von Oranien zu Brüssel die vom Hauswart zum Schutz des sauber getäfelten Fußbodens angewiesenen Wollüberschuhe ein so starkes Unbehagen irdischer Abhängigkeit in mir, dass die herrliche Verkündigung Jan v. Eycks im ersten Saale und manches treffliche Bild anderer Meister einen frei erhebenden Genuss unmöglich machte.

Was mir, außer jener Fülle alter Kunst und Herrlichkeit, Antwerpen weiter noch als das Erfreulichste darbot, war die aufsprossende Saat des seit einigen Jahren ausgestreuten und sorgsam gepflegten evangelischen Wortes. Ein junger, ächt lutherischer Mann, Pfarrer Spörlin, früher im Elsaß, steht hier als treuer Hirt einer größtentheils aus frei bekennenden Katholiken gebildeten und täglich wachsenden Gemeinde. Eben so geistreich und gelehrt, als unermüdet thätig und eifrig, predigt er deutsch und französisch. Anfangs geschah es gleichmäßig abwechselnd, jetzt aber, auf dringenden Wunsch der Gemeinde, zweimal deutsch, sodann einmal französisch; daneben belehrt er gründlich

---

durch eine colossale Erzstatue geehrt, die auf der Place de Meir steht, — ein tüchtiges, in Haltung und Gesichtsausdruck den Charakter des Riesengeistes würdig darstellendes Werk. — Es ward mir als Fremden die Beschauung unter der damals noch umgebenden hölzernen Hülle gestattet. Die Bekenner des Geniuscultus erwarteten in kurzer Frist bei der feierlichen öffentlichen Enthüllung ein behagliches Selbstfest.

in besonderm Unterricht die zum Bekenntniss evangelischer Wahrheit sich Meldenden, — sechs dergleichen hatte er grade in den Tagen meines Besuchs in dieser Geistespflege, — und genießt selbst von den Gegnern durch seine treue und besonnene Amtswirksamkeit, wie durch sein christliches Familienleben, schuldige Achtung. Die saubere und würdige Kirche, mit den in anmuthiger Umpflanzung daneben liegenden zwei Pfarrerwohnungen und Schulgebäuden, bezeugt den willig und liebend opfernden Sinn der verhältnissmäßig nicht großen noch reichen Gemeinde. Der gleichgesinnte College Spörlins war mit einem besuchenden holländischen Geistlichen so eben verreist; leider konnte ich bis zu ihrer Rückkehr nicht in Antwerpen verweilen. Die wichtigen Belehrungen über die kirchlichen Verhältnisse in Belgien, die Spörlin gab, stellen wir am besten schließlich mit den in Brüssel erhaltenen zusammen, wenn wir uns in dieser Hauptstadt ein wenig umgeschaut haben.

Auf der Eisenbahn ging's von Antwerpen pfeilschnell fast in schnurgrader Richtung zunächst wieder auf Mecheln, und weiter auf Brüssel. Diese Stadt gehört wohl zu den schönsten auf Erden hinsichts ihrer Lage und Umgebung, ihrer Plätze, Gebäude und Kunstschätze. Die hochgelegene place royale mit den drangrenzenden Palästen, der neuen Kirche und den Palastartigen Gasthöfen, die place de belle vue mit dem nahe dabei liegenden lieblichen Park, die rue royale, hin und wieder mit einer überraschenden Durchsicht auf die tiefer liegende Stadt und Umgegend, sind der neue und schöne Theil; — auch das Schärbecker Thor, mit dem links liegenden botanischen Garten, und die um die ganze Stadt laufenden, schön bepflanzten und breiten Boulevards sind neu. Da unten und drinnen aber liegt die alte historisch und künstlerisch vielfach merkwürdige Stadt, einst die Hauptstadt Brabants.

Welche historische Erinnerungen knüpfen sich an das große Hôtel de ville (Rathhaus) mit seinem hohen, wunderbar schönen Thurm, von dem man bei so klarem Horizont, als ich genoß, über das dunkle Gehölz von Soignes hinweg, in weiter Ferne den colossalen Löwen auf dem Schlachtfelde bei Waterloo erblickt. Die kunstreichen Gobelins der Zimmer, vor allem des Saales, in dem Carl V. 1555 feierlich dem Throne entsagte, der große Platz vor dem Riesengebäude, auf dem der grause Alba die Grafen Egmont und Horn 1568 enthaupten ließ; — dann, einige Straßen ferner, der schöne neu eingerichtete Platz des martyrs (das heißt der politischen Märtyrer; früher hieß er St. Michel), für die neuste Geschichte Belgiens von hoher Bedeutung. Hier fiel 1830 der Graf v. Merode im Kampf gegen die Holländer; — doch wer mag alles Einzelne aufzählen, wo fast ein jedes ältere Haus von Reichs- und Weltereignissen zeugt. — Ich glaube überhaupt, daß das Reisen in Belgien nur dann volle Befriedigung gewährt, wenn man mit der Specialgeschichte jedes Haupt-Ortes bis in die feinsten Einzelheiten bekannt ist. Es verhält sich hier mit allen größern Städten so, wie mit den ehemaligen freien Reichsstädten, die noch nicht, wie etwa Hamburg, alles Alterthümliche verloren haben. Ich nenne nur Frankfurt am Main, Nürnberg, Augsburg, Danzig. Jedes Haus, jeder Platz, jede Höhe ist eine historische Stein- und Bilderschrift, — und zwar ganz anders wie etwa in großen Hauptstädten, wo Wille und Laune Eines Monarchen baut; — dort wirkt ein Gemeinwesen mit allseitiger Gesamtkraft, und wieder jeder Einzelne im Wetteifer mit jedem andern gleichgestellten Mitbürger. —

Nur vorübergehend erwähnen wir des Museums, dessen naturhistorische Sammlungen viel bedeutender dastehen, als seine kurz zuvor erwähnte Bildergallerie, freilich den Londonern

und Parisern nicht gleich. Auch Modellkammern zum Schiffbau und Maschinen giebt es hier.

In dem geschmackvoll bepflanzten Vorgarten liegt der berüchtigte Höllenmörser, der 1832 die Citadelle von Antwerpen beschoss, 8120 Kilogramme schwer, sagt die Inschrift.

Unter den Kirchen Antwerpens steht eine hervorragend da, das ist die Cathedrale S. Gudula *) (S. Michael war ihr ursprünglicher Name), ein würdiger gothischer Bau des dreizehnten Jahrhunderts. Zwei hohe Thürme, oben abgestumpft, vielleicht unvollendet, schließen die ins Innere führende hohe Treppe ein. Wir sahen sie an einem hohen Festtage im höchsten Glanz; Hochaltar und alle Nebenaltäre mit schönen Gobelins und Teppichen geschmückt, den Reichthum der Silber und Goldgeräthe ganz entfaltet. Vom frühen Morgen zogen Menschenmassen ab und zu. Es war der Sonntag nach dem 15. Juli, an dem alljährlich das Wunder der Hostie gefeiert wird. Ein Jude, erzählt man, entwendete am Ende das 14. Jahrhunderts diese Hostien, trieb seinen Spott damit und, um sie öffentlich zu schänden, wurden sie grade am Charfreitage in die Synagoge genommen und vor der ganzen versammelten Schaar unter Verwünschungen mit Dolchen durchstochen. Siehe, da bluteten sie! Geschrei und Entsetzen der Fliehenden verbreitete die Greuelthat und das Wunder augenblicklich. Die ergriffenen Frevler mussten schwer büßen. Dieselbe Geschichte soll sich, wie bekannt, an mehren Orten, zum Beispiel in Prag, zugetragen haben.

*) Den Leib der heiligen Jungfrau Gudula oder Gudila, einer von den 11000 Cölner Jungfrauen, schenkte der Kirchenplünderer Hermenfried im Jahre 978 dem Herzog Carl von Lothringen. Dieser brachte ihn nach Brüssel, und ward dadurch sogleich seiner Feinde ledig: sie starben eines jammervollen Todes. —

Erst im Jahre 1534 wurde in der Brüsseler Cathedrale eine sehr große Capelle dem S. Sacrement des miracles (d. i. der Wunderhostie) erbaut, deren gemalte Fenster (von Roger) sich vor den übrigen zum Theil neuern und unbedeutenden auszeichnen. Eine feierliche Procession durchzieht von dem Dom ausgehend einen großen Theil der alten Stadt, an mehren Punkten haltend mit Gebet und Cärimonien, vornehmlich an der kleinen Straßencapelle des weltbekannten Menneke piss*), den die Einwohner „den ältesten Bürger von Brüssel" nennen; — vielleicht in Wahrheit die älteste Broncestatue der Stadt, eine winzige Kinderfigur, die aus dem unten erwähnten geheilten Gliede ein dürftiges Wasserstrahlchen als ärmliche Fontäne ergießt. An jenem großen Festtage war das Männchen auf eine höchst barocke Art mit dreieckigem Federhut, gesticktem grünen Leibrock und Putzdegen angethan. —

Mein feiner Commissaire konnte nicht recht begreifen, dass ich in S. Gudula dem Putzwerk und Prachtgeräthe, den seiner Meinung nach schönen Bildern und Statuen, dem neusten Marmor-Mausoleum des Grafen von Merode (der in der Blouse sich wirklich malerischer darstellt, als etwa der alte Dessauer auf dem Wilhelmsplatze in Berlin) und andern Dingen wenig Aufmerksamkeit schenkte und dagegen Stundenlang die Kanzel betrachtete, „das wunderliche Ding." — Ja wohl schien sie mir ein wahres Wunder der Kunst, das vollendetste und erhabenste Schnitzwerk, das ich je sah, nach tiefsinniger Idee und unübertrefflicher Ausführung. Das ganze Bauwerk hat der große Künstler Heinrich Verbruggen, derselbe, der die Antwerp-

*) Die Legende sagt, dass im elften Jahrhundert ein Söhnlein des Herzogs von Brabant an Harnverstopfung auf den Tod liegend durch das in Procession herbeigebrachte heilige Sacrament wunderbar augenblicklich geheilt sei.

ner Kanzel gemacht, 1699 aus einem gewaltigen Eichbaum geschnitzt. Es stellt den Sündenfall und zugleich die Erfüllung der ersten Botschaft von der Erlösung der gefallenen Menschheit (nach 1. Buch Mos. 1, 15.) dar. Unter dem Baume des Erkenntnisses, dem Kanzelfuße, stehen Adam und Eva. Ueber ihren Häuptern schwebt der Cherub mit dem Flammenschwerte, hinter ihnen her des Todes Skelett. Es scheint unmöglich, die ursprüngliche hohe Schönheit des Menschenpaares, vereint mit dem Bruch, den die Sünde gemacht, darzustellen, — und doch ist es hier geschehen. Der tiefe Schmerz ist keine Ungeberde, sondern eine göttliche Traurigkeit. Und in dem fliegenden Engel, in der Haltung seines blitzenden Schwertes liegt nicht Rache, sondern heilige, aber mitweinende Vollziehung göttlicher Gerechtigkeit. Zu beiden Seiten des Kanzelpfeilers zieht sich eine Doppeltreppe hinauf, deren Gelände rechts von den Baumästen, links von der Schlange gebildet werden. Auf diese Doppellehne hat der Künstler höchst sinnig Thiere hingestellt in vollkommenster Ausführung, welche die Erbsünde des gefallenen Menschen symbolisch darstellen: der eitle Pfau, der sich blähende Truthahn, vor allen sinnreich der lüsterne Affe, der, einen Apfel gierig fressend, einen unbeschreiblich höhnenden Blick auf das verjagte Menschenpaar wirft, und der listige Fuchs neben dem Schlangenschweif. Die Schlange selbst, um den Baumstamm sich in die Höhe ringelnd, zielt mit giftiger Zunge nach dem Fuße des oben über der Kanzel auf Wolken vor der heiligen Jungfrau stehenden Jesuskindes. In diesen beiden heiligen Gestalten, die beide in rechter Hand das Kreuz fassen, erscheint nun die volle ungetrübte Herrlichkeit des göttlichen Ebenbildes in Menschengestalt; — die höchste Majestät mit herzergreifender Lieblichkeit eng verbunden ruht aber in diesem Christuskinde; es ist der Gottmensch, der nach der Gnadenverheißung mit dem ein

wenig vorgestreckten rechten Fuße der zischenden Schlange den Kopf siegreich zertritt. — Das ist es, was von jeder Kanzel immerdar gepredigt werden soll: „die Buße des gefallenen Sünders und der Glaube an die heilsame Gnade!“ —

Dieses unübertreffliche Meisterwerk stand früher in der Jesuitenkirche in Löwen; Kaiserin Maria Theresia schenkte es 1776 der Brüssler Cathedrale. Wer in der merkwürdigen Stadt nur diese höchste Merkwürdigkeit gesehen und gefasst hat, der ist nicht umsonst gereist.

Zu noch größerer Verwunderung meines Führers bezeigte ich nicht das geringste Verlangen, die pompöse Procession zu schauen, sondern ließ mich von ihm in die protestantisch französische Kirche am Boulevard de l'Observatoire führen; erlaubte ihm aber während dieses Gottesdienstes dem großen Schauspiel beizuwohnen, das mit buntem Gemisch einer zahlreichen Priesterschaar und der salutirenden Militärhecke, mit feierlichem Kirchengesang, lustiger Kriegsmusik und tobendem Kanonendonner sich stark und laut genug geltend machte und viel Volks herbeizog.

Es war eine erbauliche Andachtstunde, die ich in der einfach und würdig gebauten evangelischen Capelle durch Gesang und eine gehaltvolle, geistreiche und schön vorgetragene Predigt meines theuern Freundes, Pfarrers Boucher, genoss. 1 Cor. 13, 1 — 3. war das leitende und warm ans Herz gelegte Gotteswort, welches auch die zahlreiche, großentheils aus Katholiken bestehende Zuhörerschaar andächtig aufnahm. Boucher selbst ist ein vom Katholicismus zum evangelischen Glauben bekehrter, eifriger und treuer Hirte. — Von seiner Seelenpflege erhielt ich durch Mitbesuch bei einer schwer leidenden Jungfrau in einem hochgebildeten und reichen Hause einen höchst erfreulichen und überzeugenden Beweis; nicht minder in dem

häuslichen Leben bei und mit den Seinen, Mutter, Frau, Kind.

Außer dieser evangelisch französischen Kirche giebt es noch eine deutsche in der Museumsstraße, die ich auch recht besucht, aber leider nicht evangelisch besorgt fand. In derselben Kirche wird auch englischer Episcopal-Gottesdienst gehalten. Es trat mir hier so recht schlagend entgegen, wie bei einer reichen, aus Gottes Wort geschöpften Liturgie doch immer ein wahrer Gottessegen der Gemeinde gespendet wird, der Prediger und seine Rede sei übrigens wie sie wolle. Wo aber der liturgische Theil immer mehr zusammenschrumpft und verkürzt wird, und wohl gar wie überflüssiger Zubehör angesehen wird, wie es leider auch bei den Lutheranern in der glaubensleeren Verstandeszeit geschehen ist, da kommt zuletzt Alles auf die Rede des Predigers an und unvermerkt wird der ganze Gottesdienst ein menschlich persönlicher, d. h. man sucht die Einigkeit nicht mehr in der Gemeinschaft an dem Gotteswort im Geiste Gottes, sondern in dem vorübergehenden Reiz des Menschenwortes. Dies soll die Stelle der ewigen Wahrheit vertreten. Da droht aber, zumal in unserer Zeit, große Gefahr. Ich hörte in meiner Jugend einen alten gläubigen und geistreichen Pastor das bedeutsame Wort aussprechen: eine wahre evangelische Gemeinde giebt es nur da, wo alle mit dem ersten Orgelton beisammen sind und Keiner sich auch nur ein Wort vom Gesange und dem Altargebete entgehen lässt, Keiner sich aus dem Gotteshause vor dem Andern entfernt. — Es ist dies nicht etwa ein äußerer und zufälliger, sondern ein wesentlicher und nothwendiger Unterschied des evangelischen Gottesdienstes von dem katholischen. Kommt man nur zur Predigt, so wird man Spinngewebe wirken!" — Man darf in der Museumskirche in Brüssel nur dem deutschen liturgielosen Gottesdienst

mit der (hier nun gar glaubenslosen) Predigt beiwohnen, und gleich darauf dem anglikanischen liturgiereichen, um das Gesagte sich selbst zu sagen. —

Die Engländer haben außer dieser Simultankirche noch eine zweite besondere Capelle, die ich nicht sehen konnte; — die spärlich zugemessene Zeit musste für das Wichtigste sorgsam wahrgenommen werden. Ich verließ das schöne Brüssel auf der Eisenbahn wiederum bis Mecheln, von da über das vielberühmte Löwen nach Lüttich fahrend. Auf der letztern Strecke bietet die reiche schönbebaute Gegend mit ihren vielen Städten und Dörfern manchen Reiz. Merkwürdig ist der Bahnzug am Seile, der gegen die bedeutend und rasch steigende Höhe einige Meilen jenseits Lüttich hinaufgeht; und noch merkwürdiger der gewaltige Felstunnel, durch den man in tiefer Finsterniss fast zwei volle Minuten lang pfeilschnell fliegt, der also mindestens die sechsfache Länge des London-Themse-Tunnels hat. Die Lämpchen, welche kurz vor der Einfahrt an die Wagendecke gehängt werden, gehen gewöhnlich in den ersten Secunden aus und übergeben die Fahrenden aus hellem Tage dem Schauer der schwarzen Nacht, der durch das furchtbare Maschinen- und Eisen- und Rädergetöse in dem endlosen Kellergewölbe und durch schrillenden Angstton zahlloser weiblicher Stimmen beim Ausgehen des Lichtlämpchens noch stark erhöht wird. In jedem Wagen ist mit großer Schrift in französischer, englischer und deutscher Sprache eine ernste dringende Warnung angeheftet, dass Niemand den Kopf hinausbeuge, Hand oder Arm aus dem Wagenschlag lege. Man erzählte schauderhafte Geschichten von einem Manne, dem wenige Tage zuvor der hinausgestreckte Kopf zerschmettert wurde, und einer Dame, die durch unbehutsames Vorstrecken den rechten Arm einbüßte. In meinem Wagen musste ein junges Mädchen, die ihrer tödtlichen Be-

klommenheit durch Hinausblicken durchaus Luft machen wollte, mit wirklicher Gewalt von uns Andern zurückgehalten werden.

In Lüttich war großer Festjubel. Es galt das Jahresfest der Papstinauguration. Abends waren die öffentlichen Plätze und Hauptstraßen und viele Gebäude der großen volkreichen Stadt mit einer Menge bunter Lampen und transparenter Laternen recht geschmackvoll erleuchtet; viel Rennen, Drängen, Lärmen, Musiciren überall. —

Wir saßen nach zweistündigem Aufenthalt wieder in dem schlechten Diligencewagen, der uns über die Grenze nach Aachen führte, in Gesellschaft einiger lustigen deutschen Gesellen, Studenten aus Bonn, die einen Theil ihrer Ferienzeit in London u. s. w. zugebracht hatten. Dass sie Deutsche waren, verrieth ohne Weiteres ihr lästiges Schmauchbedürfniss. Was sie in England gesehen, genossen, erfahren hatten, und wie? — das führte ein lebendiges Gespräch, mir überdem noch ein lebendiges Bild meiner eigenen Jugendreisen vor die Seele. —

Es bleibt noch übrig, den kirchlichen Zustand Belgiens, vornehmlich aus dem, was mündlicher Bericht der theuern und zuverlässigen Männer, Spörlin's und Boucher's und einiger andern, sodann auch eigene Beobachtung ergab, hier kurz zusammen zu fassen.

Belgien ist zur Zeit das einzige europäische Land, in welchem die vollkommenste Cultusfreiheit nach der Constitution in Wahrheit waltet und aufrecht erhalten wird. Die verhältnissmäßig sehr kleine Schaar Evangelischer beider Confessionen erfährt zwar unaufhörliche Anfeindungen aller Art von Seiten der Menge Katholischer, namentlich der Priester; doch das ist ja der vom Herrn selbst vorher verkündete Gang seines Reiches in dieser Welt; es ist das nöthige Läuterungs- und Prüfungs-

feuer des wahren Glaubens. — Kirchen und Schulen jeder Confession genießen vom Staate nach gesetzlich bestimmtem Verhältniss Schutz und Geldunterstützung. Freilich ist die letztere in Belgien, wie überall, zur Befriedigung der Schul- und Kirchenbedürfnisse nicht ausreichend ohne bedeutenden Zuschuss der Gemeindeglieder und diese sind dem größten Theil nach ganz unbemittelt — vornehmlich gebildet aus armen Katholiken, die das Brod des Lebens ernstlich suchen; — denn leiblich Brod und zeitlichen Vortheil können sie von den armen evangelischen Gemeinden nicht erwarten.

Zum Erstaunen ist's, was die wenigen Evangelischen in so kurzer Frist von etwa 30 Jahren in diesem par excellence katholischen Belgien geleistet haben. Sie gestehen es selbst demüthig: das ist vom Herrn geschehen und ist ein Wunder vor unsern Augen. Vor jener Zeit gab es dort keinen eingebornen Protestanten, und nur in den holländischen Grenzbesatzungen wurde evangelischer Cultus geduldet. Dann aber erschienen nach dem Befreiungskriege als Begründer und Häupter der evangelischen Kirche reformirter Confession in Brüssel zuerst der edle Charlier und bald nach ihm der ausgezeichnete Merle d'Aubigné (jetzt in Genf). Das heilige Werk gedieh erfreulich. Aber derselbe Priesterfanatismus, der 1830 die politische Revolution gegen den evangelischen Thron bewirkte, wandte sich mit gleicher Wuth gegen die mit Neid angeschaute evangelische Kirche. In den nächsten Jahren sah mancher protestantische Geistliche sich genöthigt auszuwandern. Diese leidenschaftliche Aufregung ist dem gesetzlichen Zustande gewichen: ein Synodal-Consistorialverband sämtlicher evangelischer Geistlichen und Gemeinden besteht seit 1838, der durch die Staats-Anerkennung die äußere Ruhe sichert. Für inneres Gedeihen und Wachsthum sorgt aber mit gesegnetem Erfolg die Société évangéli-

que en Belge, die bei meinem Aufenthalt ihren 4. Jahresbericht herausgegeben hatte. Sie verfährt ganz nach den apostolischen Grundsätzen der Französischen und Schweizerischen, wie ich schon oben bei Gent bemerkte, und wird von diesen mit Rath und That redlich unterstützt. Ihre Colporteurs und Evangélistes arbeiten mit rastlosem Fleiß und hocherfreulichem Erfolg, trotz allem Gegenwirken der Feinde. Da steht nahe dem Schlachtfelde von Waterloo, zu Genval und Mont S. Jean, ein bescheidenes Haus mit der einfachen Inschrift: Chapelle évangélique. Dort predigt der treue beredte Evangelist Vierne ohne Streitsucht und einseitigen Confessionseifer die seligmachende Lehre vom Kreuz und der Auferstehung Jesu Christi, und die Anzahl der katholischen Zuhörer aus den rings umher liegenden Fabriken wächst je mehr und mehr. Sonnabends hält er eine Erbauungsstunde im benachbarten Ohain. Hier suchten besonders einige kürzlich hier angekommene spanische Priester den Besuch der evangelischen Versammlungen zu hindern, und den Arbeitern das erhaltene Neue Testament abzuschwatzen. Aber nicht Eines wurde ihnen ausgeliefert. So begnügten sie sich denn damit, den Leuten das Verbrennen desselben zu empfehlen.

In Labouverie, einem Dorfe bei Bergen (Mons) steht in gleich gesegneter Arbeit der Evangelist Matton und unterstützt den rastlos wirkenden Pfarrer Devimes zu Paturages, der wegen Andrangs der Zuhörer und raschen Zuwachses der Gemeinde wiederholt einen größern Versammlungssaal suchen musste und jetzt eine neue Kirche baut. — Von Taintignies, nahe Tournay (Doornik) meldet der Evangelist Dupont, dass drei Gehilfen nicht hinreichen würden für die Seelsorge der dort umher zerstreuten Evangelischen, wie der durch die Bibel und Traktatverbreitung zur Wahrheit erweckten Katholischen. Dort starb

kurz zuvor ein alter zum Evangelio bekehrter Hausvater. Dupont sprach an seinem Sarge evangelische Trost- und Ermahnungsworte. Nach ihm trat der tiefgebeugte, gleichfalls bekehrte Sohn des Verstorbenen auf und sprach mit solcher Herzinnigkeit und Salbung, dass selbst die große anwesende Menge der lauernden Gegner auf's Tiefste ergriffen wurde und seitdem von ihren Vorurtheilen gegen Gottes Wort ließ. In Lüttich ging das Werk anfangs sehr unscheinbar vorwärts; aber seit dem Beginn des Jahres 1841 hat der Evangelist Girod die erfreulichsten Nachrichten vom steten Wachsthum der neuen Gemeinde gegeben, die jetzt einen Betsaal, für mehr als 400 Personen geräumig, gemiethet hat. Selbst der Radicalsitz der Protestantenfeinde, die Universität Löwen, musste es erleben, dass ein zur Wahrheit sich wendender katholischer Priester van Maasdyck, ein Flamländer, eine kleine protestantische Gemeinde bildete. Bald wurde der Zudrang zu derselben für den kleinen Versammlungsort so groß und durch böswillige Aufregung der erbosten Feinde so ungestüm, dass die Polizei sich schützend einmischen musste. Die Priester wandten jetzt die ganze Gewalt ihrer kirchlichen Strafmittel an. Die Zeit der Anathemen gegen Luther und Calvin erneuerte sich. Auf der Kanzel, im Beichtstuhl wurde v. Maasdyck als der reißende Wolf, der die Schafe zerfleische, geschildert und verflucht. Die kaum entstandene Gemeinde verminderte sich auffallend. Da kehrte der von allen Seiten geängstete und verlassene v. Maasdyck in die Kirche zurück, die er drei Jahre zuvor verlassen*). In Ermangelung eines andern Flämischen Geistlichen sandte man den treu

*) Nur wenige Monate beharrte v. M. in diesem bedauernswerthen Rückschritt. Er war, mit Verlassung von Weib und Kind, in die Einsamkeit eines Klosters gegangen, hier auf's Neue die heilige Schrift durchforschend, ergriff ihn um so mächtiger die evangelische Wahrheit. Mit reuigem

gebliebenen Löwener Protestanten (etwa 20) den Holländer van de Velde, einen treuen Hirten.

So steht die Belgische Evangelische Gesellschaft durch ihre ganz Belgien mit dem Gotteswort fleißig durchziehenden und anbauenden Evangelisten und Bibelverbreiter im buchstäblichen Sinne da, an Beinen gestiefelt, als fertig zu treiben das Evangelium des Friedens. Ich will als Beweis der Colporteurthätigkeit nur dies Eine anführen, dass in Einer Woche des Monats November 1841 drei dieser Männer 8 ganze Bibeln und 143 Neue Testamente unter den Katholiken verbreiteten. Leider aber hat diese segensreiche Wirksamkeit ihre Hauptstörer nicht etwa blos in den römischen Priestern, auch nicht blos in den gefährlichern protestantischen Rationalisten, deren es auch mehre in Belgien giebt, sondern in den starr orthodoxen Polemikern und Confessionstyrannen, die hier, wie in Frankreich und der Schweiz, die Folge in den Grund, die Krone des Baumes zur Wurzel verkehren.

Es ist sehr zu besorgen, dass hier in Belgien, wie im Elsaß und bei uns, der unchristliche Confessionskampf den wahren Sieg der biblisch entwickelten Confessionswahrheit gefährde. An manchen Orten stehen Lutheraner und Reformirte schon feindselig einander gegenüber und suchen, nicht durch die überzeugende Kraft der biblischen Lehre, sondern durch Verhöhnung und Verkleinerung der Anderslehrenden, Proselyten zu machen. Und unter den Reformirten selbst ist der Kampf der strengen Prädestinatianer gegen die milden, und mehr noch gegen die Verwerfer dieser harten Lehre rege. In Brüssel hat der edle,

---

Bekenntniss seines Fehltrittes und lautem Zeugniss für die protestantische Kirche trat er öffentlich auf und steht seit Juli 1843 als Pfarrer einer neugebildeten flamländischen deutschen Protestanten-Gemeinde in Brüssel (Vlaemische evangelische Kerk Belyd von Augsburg ist ihr Stempel).

geistreiche Boucher an dem sonst treu evangelischen Ponchaud, der von einer strengen Prädestinatianer-Abtheilung der Gemeinde vor kurzem aus Havre dorthin berufen war, einen solchen Gegner. Möchten immerhin die Gemeinden beider Männer im Kampf für die Wahrheit in Liebe neben einander stehen, aber nimmermehr in persönlicher Gehässigkeit gegen einander.

Nun ist's ferner unverkennbar, dass, wie in politischer und commerzieller Hinsicht viele Belgier, so in religiöser Beziehung die Protestanten sich den Deutschen und namentlich den Preußen immer entschiedener zuneigen. Unter dem protestantischen Volke dort ist aber die Benennung „Deutsch" ziemlich allgemein so viel als „Lutherisch," dagegen „französisch" gleich „reformirt." — Männer, wie der hyper-lutherische Lütkemüller, haben nun diese deutsche Vorliebe und Begriffsbeschränkung der Belgier zu ihrem einseitigen Vortheil, mit großem Nachtheil der evangelischen Kirche, ausgebeutet. — Es wäre wohl an der Zeit, dass die deutsch-evangelische Gesamtkirche durch Errichtung einer Evangelischen Gesellschaft, in Verbindung etwa mit der schon in Basel bestehenden, dem sehnlichen Verlangen der Belgischen Protestanten nach deutschen Pfarrern, Evangelisten, Lehrmeistern, Bibelverbreitern ein Genüge leistete. Wir müssen von Herzen wünschen, dass der neue Gustav-Adolph-Verein grade dies zum Gegenstande seiner Wirksamkeit mache.

Ueber die Schulen in Belgien nur dies Wort. Vor 1830 gehörte die Leitung des Unterrichts ausschließlich der Regierung. Sie beaufsichtigte alle Arten und Classen der Schulen, sie allein errichtete die Primärschulen, stellte Lehrer an, und nur Lehrer mit ihrem Zeugniss versehen durften unterrichten. Die Communen aber waren zur Beschaffung der Unterhaltungs-

kosten verpflichtet, nur in sehr seltenen Fällen bewilligte sie Zuschüsse. Nach der Septemberrevolution im Jahre 1830 galt bis 1836 der 17. Artikel der Constitution: „Der Unterricht ist frei; jede hemmende Maßregel ist untersagt. Vergehungen werden nach dem Gesetz behandelt." Demnach gehörte Unterricht und Beaufsichtigung den Behörden und Privatpersonen, welche Lehranstalten gründeten und erhielten. Die Regierung leitete nur die ausschließlich auf ihre Kosten gestifteten und erhaltenen. Diese scheinbare Freiheit drohte mit gänzlicher Auflösung des ganzen Schul- und Unterrichtswesens, zumal in einem katholischen Volke, das, Jahrhunderte lang in gänzlicher Unwissenheit verkommen, erst während weniger Jahre der holländischen evangelischen Regierung, zu großem Verdruss der römischen Priester, geordneten Schulunterricht kennen gelernt hatte. Da fing 1836 die Regierung an, die bedenklichen Folgen zu erkennen. Sie gab daher den Provincial- und Communal-Behörden Befugniss, die Errichtung von Gemeindeschulen zu besorgen und den Unterricht zu überwachen. Der gute Erfolg davon zeigte sich bald. Es hatte im Jahre 1830 nur 4046 Primärschulen in den südlichen Provinzen des Königreichs der Niederlande (dem jetzigen Belgien) gegeben. Davon war ein großer Theil während der Schulanarchie von 1830—1836 eingegangen; und dennoch hatten die seit 1836 angeordneten Unterbehörden die Schulzahl schon im Jahre 1840 auf 5189 gesteigert und es gab unter 2510 Gemeinden nur 163, die ganz ohne Primärschulen waren. Die Gesamtzahl der Lehrer betrug 5189, von denen 3028 von den Behörden theils als ordentliche, theils als helfende Lehrer angestellt, die übrigen Privatlehrer waren. — Aber auch diese Einrichtung schien noch ungenügend. Daher entwarf man ganz neuerdings ein organisches Gesetz, welches nach sehr lebhaften Debatten angenommen

wurde. Grundprincip war: Der Staat führt die Generalaufsicht der Schulen; — und sogleich der erste Artikel erklärt: „in jeder Commune des Königreichs wird mindestens Eine Primärschule sein.“ Wo hinlängliche und den gesetzlichen Forderungen gnügende Primärschulen durch Privatunternehmer schon bestehen, da dürfen die Communen keine neuen auf eigene Kosten errichten. (Dies schien die Billigkeit gegen die früher mit Kostenaufwand begründeten Privatanstalten zu gebieten.) — Nun aber räumt das neue Gesetz dem Clerus (der autorité ecclésiastique) den größten Einfluss ein. Hier fragt sich vor Allem: ist auch die evangelische Geistlichkeit gemeint? Und wenn es so ist: in welcher Weise und nach welchen Grundsätzen wird die evangelische Kirche ihr Aufsichtsrecht üben? Der hohle luftige Ausspruch: „Religion — oder auch näher: die heilige Schrift, — muss die Basis alles Unterrichts und aller Disciplin sein,“ wird doch jetzt nicht mehr von irgend einem denkenden und erfahrenen Manne vorgebracht werden! Da zeigt sich wiederum die Nothwendigkeit evangelischer Einigung in den Hauptfundamentalartikeln, um vor der Staatsforderung zu Rechte zu stehen.

So steht das kleine Belgien in großer Wichtigkeit da, beides, durch seine alte, ewig denkwürdige Geschichte und Kunst, wie durch seine neueste religiöse Regung. Wird diese wieder der Jesuiten List und bigotter Politik unterliegen, wie im 16. Jahrhundert? oder wird sie durch rationalistischen Schwindel ins Verderben gezogen werden, wie unter Kaiser Joseph? — Das zu verhindern, hängt wohl nur von der Weisheit und Liebe und Kraft ab, mit der die Evangelischen von Frankreich und von Deutschland her einwirken. Uns Deutsch-Evangelischen haben die materiellen Kinder der Welt durch schnelle Instandsetzung der Eisenbahn den Zug nach Belgien sehr erleichtert. —

Wir aber wollen hierbei nur noch auf das Wort Jesu verweisen, das geschrieben steht Luc. 12, 51—56, und uns ohne weitern Aufenthalt sogleich ganz nach Süden, in ein anderes kleines, aber hochwichtiges Grenzland versetzen; ich meine die Schweiz.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Schweiz.

Basel und Beuggen. — Neufchatel. Lausanne. — Der große S. Bernhard. — Der Forclas. Das Chamounithal und der Montblanc. — Genf. — Bern. — Lucern. — Zürich. — Schaffhausen. — Die Pastoralversammlung. — Der Righi. — Der Vierwaldstädtersee. — Andermet. — Furka und Grimsel. — Meyringen. — Interlaken. — Die Gammi. Das Walliserland. Der Simplon.

Es war einer der entzückendsten Sommertage gegen Ende Juli, an dem wir in der angenehmsten Gesellschaft von Strasburg aus gen Basel fuhren. Der gestrige starke Regentag hatte, mit doppelter Gunst für mich, gestern meine lieben Strasburger Freunde an das Haus gefesselt, heute die Natur in das sauberste und glänzendste Gewand gekleidet. In $4\frac{1}{2}$ Stunde wurde die etwa 18 Meilen betragende Bahnstrecke bis St. Louis, $\frac{1}{4}$ Meile diesseit der Stadt Basel, zurückgelegt. Rechts ganz nahe die Vogesen, an deren Saum wir dahin eilten, mit ihren vielen, schön gelegenen Burgen, lieblichen Thälern und unzähligen Dörfern und Städten, deren deutsche Namen, fast alle auf heim endend, uns ihre Sehnsucht nach deutschem Heimaths-

verbande zuzurufen schienen. Links in weiter Ferne, jenseit des Rheines, der düstere Schwarzwald, dessen malerische und wilde Höhen und Thäler, uns durch früheren zweimaligen Besuch bekannt, eine interessante Vergleichung darboten. Die 25 Stationen jener Eisenbahn waren uns unter so günstigen Verhältnissen zum Beschauen und Genießen überaus erwünscht, machten aber auch das Verlangen rege, mehre Wochen oder mindestens Tage verweilen und etwa von Schelestadt oder St. Hippolyte, oder von Colmar, Mühlhausen, Rischeim, Habsheim, Uffheim, Bartenheim aus, die Gebirge in Dauphiné und Franche comté zu besuchen.

Nach so anmuthiger Schnellfahrt erschien die halbstündige Omnibusfuhre nach Basel hinein, meistens bergan bei großer Mittaghitze, als ein Schneckenzug. Die gastlich freundliche Aufnahme im Missionshause und die ganze Basler Welt erzeugten bald das innerlich wohlthuende Gefühl wahrhaft beglückender Heimathlichkeit. Begann doch in dieser Stadt im Jahre 1816 die christliche Erweckung und kräftige lebendige und segensreiche Thätigkeit im Reiche Gottes, zunächst für die ganze Schweiz, sodann aber weiter hinaus wirkend, und immer mehr wachsend, so dass wir sie mit Recht als die evangelische Metropole der deutschen Schweiz, Genf aber als die der französischen ansehen mögen. Diese beiden evangelischen Hauptstationen stehen nun wieder miteinander in so inniger und wahrhaft herzlicher Verbindung, und in eben so innigem Verbande mit den auf gleichem Grunde und in gleicher Lebenskraft arbeitenden Christenvereinen in der ganzen evangelischen Welt, in Frankreich wie in Deutschland, England, Amerika, dass wir hier die ächte Union thatsächlich erblicken. Fragen wir aber nach der Seele und dem Lebensprincip einer solchen, die Welt überwindenden und Wunderbares schaffenden Einigkeit, so finden wir

es unwiderſprechlich in dem von der Evangeliſchen Geſellſchaft (Société évangélique) feſt und treu bewahrten Grundartikel „von Jeſu Chriſti Perſon, Werk und Verdienſt," in welchem die Gläubigen durch den Geiſt eine heilige Gemeinſchaft haben und Einigkeit, aber nicht Einheit. Denn Einigkeit, wie Gemeinſchaft, ſetzt ein Mannigfaltiges voraus, das in innerer Verbindung ſteht und iſt organiſch verbundenes Leben in Freiheit; Einheit dagegen ſchließt alle Mannigfaltigkeit aus und iſt Zwang und Tod. Alles Gleich und Eins machen wollen, heißt eine evangeliſche Kirche nicht wollen. Der weſentliche Unterſchied ſtellt ſich in unſerer Zeit klar und immer klarer alſo heraus, daſſ die unitas (Einheit) der römiſchen und griechiſchen Kirche zufällt, die unio (Einigkeit im Geiſt) das Ziel der evangeliſchen iſt. — Nach dieſer Grundanſicht der Evangeliſchen Geſellſchaft iſt denn auch einzig und allein ein friedliches Beſtehen und geſegnetes Wirken mitten in allen religiöſen und politiſchen Wirren der Schweiz und Frankreichs möglich. Die Kleingläubigen ſchreien und ängſten ſich und weiſſagen übeln Ausgang, — Untergang. Was namentlich im Canton Baſel geſchehen iſt, wie der politiſche Fanatismus gewüthet und zerſplittert hat, weiß alle Welt. Aber das erkennt ſie nicht, lernt auch nicht ergründen, wie trotz dem, ja ſogar durch das Weltthun, die evangeliſchen Beſtrebungen und Werke daſelbſt nicht vermindert, ſondern mit wunderbarer Kraft gemehret ſind und täglich wachſen. Und ganz gleich verhält es ſich mit Genf, — ähnlich auch mit Zürich und Schaffhauſen, wie wir ſehen werden.

Wie die Univerſität in Baſel theologiſch wirke, kommt dabei nur ſofern in Betrachtung, als ſie entweder durch Negiren Chriſti ſich ſelbſt an dem Eckſtein zerſchellt, die Evangeliſche Geſellſchaft aber zum Nüchternſein und Wachen mahnt; — oder

durch Bekennen Christi sich selbst und ihre Jünger stärkt. Des geistreichen Beck-Abgang nach Tübingen an Strauss Stelle ward besprochen; — er ist, indem wir dieses schreiben 1843, dorthin und der gelehrte, kräftige, gläubige Inspector Hoffmann in seine Basler Professor-Stelle gerückt. Dieser hat jedoch sein Verhältniss zum Missionsseminar nicht aufgegeben, noch sein evangelisches Missionswirken im Geringsten beschränkt, sondern eben dadurch erweitert, dass er nun auch die Theologie Studirenden ihren rechten Standpunkt und Beruf als einen Missionsberuf, wenn nicht zu den natürlichen Heiden, so doch unter den Christenheiden kennen lehrt. Das evangelische Leben in Basel tritt in und mit „dem kindlich großen, gottseligen Geheimniss" so frei und edel kräftig zu Tage, dass alle Bestrebungen der Finsterniss dagegen nichts vermögen. Zwar stellen sich auch hier zu den entschieden praktischen und evangelischen Männern sowohl einige speculative Kirchentheoretiker, als einige kampfesscheue Pacificanten; doch ist deren Zahl gering, noch geringer die der Denkgläubigen und ganz Indifferenten. Und eben der Mangel an diesem Indifferentismus erscheint der seit langen Jahren religiös todten Welt als ein neuer und gefährlicher Zustand, und daher schreit sie Gewalt über die Unruhen und Gährungen in der Schweiz.

Ein ernstes Gespräch mit dem Basler Kirchenpräses, dem hochachtbaren Antistes Burkhard, über die beabsichtigte Gesamtunion machte mir Manches in besonderer Beziehung auf die Schweizerkirche deutlich. Wie der treffliche Mann fest in der reformirten Confession, aber nicht in der Evangelischen Gesellschaft steht, so konnte er auch nur die Schwierigkeit einer Union klar erfassen, weil er diese nur in der Confessionseinigung und Verschmelzung, im Nachgeben und Ausgleichen der differenten Lehrsätze möglich erkannte, woraus denn von selbst folgt, dass

sie auf solchem Wege entweder nur täuschender Schein sei, oder Vertrag auf kurze Zeit, zu noch größerem Verderben: dass aber nur durch die Union und in ihr grade die Confessionslehren erst in voller Kraft sich entwickeln, ausblühen und zu vollendeter edler Frucht reifen können und sollen, und dass dagegen die Triebkraft der separirten evangelischen Confessionen nur taube Blüthen oder höchstens die bittere, giftige Frucht unchristlichen Hasses, feindseligen Haders, liebloser Zwietracht erzeugen, — das wollte er nicht zugeben.

Das Missionshaus in Basel steht bewusst, wie die wahrhaft evangelischen Missionsseminare und Vereine aller Orten meistens unbewusst, auf dem Grundsatze der Evangelischen Gesellschaft. Sie sind allesamt aus diesem Grundsatze hervorgegangen und haben eben in ihm ihre segensreiche Kraft bewährt, wie wir dies schon bei England nachwiesen. Erst seitdem in Deutschland die Altlutheraner, in England die Starr-Episcopalen die Confessionstrennung wieder geltend machten, droht dem evangelischen Werke Gefahr durch Wahrheitsstockung und Kraftzersplitterung. Wie klar und kräftig die Evangelischen in Basel und in der ganzen Schweiz die Sache erfassen, zeigte sich zunächst darin, dass sie den Vorschlag zur Leitung des Missionswerkes durch die jetzt noch bestehenden Staats- und Behördenkirchen auf das Entschiedenste abwiesen. Denn dies ist nur die Kehrseite von jener Confessionsseparation und das zweite, entgegengesetzte Kirchenextrem; beide haben ihren Berührungs- und Verwandtschaftspunkt in der Trennung und Aufhebung der wahren Kircheneinigkeit. Sodann zeigte sich jene evangelische Entschiedenheit auch in dem Ausgange des Schweizer Unternehmens für die eigenthümliche Missionsstiftung in Jerusalem. Es hatte sich nämlich sogleich nach der

öffentlichen Anzeige des neubegründeten evangelischen Bisthums im heiligen Lande ein Schweizer-Verein zur Förderung des, seiner Idee nach, christlich würdigen Werkes gebildet. Dem Comité dieses Jerusalemsvereines stand als Präsident Professor Merle d'Aubigné in Genf vor, als Secretär der edle, geistreiche und gelehrte Spittler in Basel, den wir mit Recht die anregende Seele und thätige, starke Stütze aller christlichen Unternehmungen nennen können. Es war beschlossen, eine deutsche Colonie, vornehmlich von Schweizern und Würtembergern, nach Jerusalem zu senden. Der Vorschlag wurde natürlich in London mit großer Freude aufgenommen; als aber für die beabsichtigte Colonie ein bestimmtes Statut von dem Schweizer-Comité entworfen und insbesondere die ganz unbehinderte deutsch-evangelische Religionsübung in Lehre, Cultus, Kirchen-Regiment und Verwaltung als unerläßlicher Hauptpunkt vorangestellt wurde, da erfolgte auf drei Sendschreiben nach London keine Antwort. Es war mir vergönnt, in einer wichtigen Conferenz in dem lieblichen Beuggen, 3 Meilen von Basel, in welcher vornehmlich diese wichtige Sache ernstlich erwogen wurde, nähere Aufschlüsse über die Stellung und Bedeutung des anglikanischen Jerusalems-Bisthums zu geben, wie sie mir unverhohlen in London mitgetheilt waren. Der tiefblickende und reich erfahrene Glaubensmann Zeller hatte früher schon Aehnliches geahnet und mit edler Freimüthigkeit ausgesprochen. Schon das lange Schweigen von englischer Seite hatte seine Ansichten gerechtfertigt. Meine Meldungen bestätigten sie, und die volle Wahrheit derselben bezeugte ein nach wenigen Tagen endlich anlangendes officielles Londoner Schreiben, in welchem dies Anschließen an und theilweise Unterordnen unter das anglikanische Bisthum, das Schutz- und Beaufsichtigungsrecht des letztern, als nothwendige Bedingung für die deutsche Colonie

aufgestellt wurde. — Die Folge war, dass der Schweizerverein sofort sein Wirken suspendirte.

Baselstadt giebt dem ernsten Beobachter einen wichtigen historischen Beleg, wie evangelische Lebenskraft sich zu politischer Aufregung verhält und welche Früchte beide tragen, durch die von Baselandschaft im Jahre 1832 vorgenommene kleine Nachahmung der großen Pariser Julirevolution. Man weiß, wie damals 15 treue evangelische Pfarrer von den radicalen Freiheitsschwindlern verjagt und an ihrer Statt Lehrer gesucht wurden, nach denen ihnen die Ohren juckten. Den Vertriebenen hat der Herr bald neue Thüren aufgethan. Mehren der irregeleiteten Gemeinden hat Er aber auch die Augen geöffnet; viele Einzelne sind durch harte Erfahrungen bußfertig und gläubig worden. Die christlichen, so herrlich blühenden Anstalten der Stadt Basel, namentlich das Missionsseminar, musste menschlicher Weise Verminderung der Beisteuern, wie der besuchenden Zöglinge fürchten. Und siehe, wunderbarer Weise ist das Gegentheil geschehen. Der Herr hat seitdem wichtigere Hilfsquellen eröffnet, die Wirksamkeit verdoppelt. — Und selbst der äußere Wohlstand der Stadt ist in fortwährendem Steigen. Man sprach von einem großen Eisenbahndreieck, welches die drei Haupthandelsorte der deutschen Schweiz: Basel, Zürich und Bern, verbinden sollte. — Wenn nun gleich während jenes unglücklichen Bürgerkrieges Horazens Spruch sich bewährte: **Iliacos intra muros peccatur et extra**, so zeigt doch die edle, friedliche Stellung, welche die Stadt zu der abgefallenen Landschaft angenommen hat, wie der rein christliche Sinn auch die Staatshäupter von Baselstadt erfülle und leite.

Es scheint mir überflüssig, Basels bauliche Merkwürdigkeiten und seine Naturschönheiten zu beschreiben. Auch im weitern Verfolg meiner Schweizerreise werde ich nur hie und da

auf Einzelnes hinzuweisen mir erlauben. Im Allgemeinen ist ja kein Land mehr besucht und beschrieben, als eben die Schweiz. — Unsere Fahrt bis Malleray ward durch einen alten französischen Herrn, der, mit der Oertlichkeit wie mit der Geschichte bis in das Kleinste bekannt, einen feinen und lehrreichen Erklärer mit unermüdlicher Beredtsamkeit machte, in eigenthümlicher Weise unterhaltend und anziehend. Zwischen zwei Damen eingezwängt und durch uns aufmerksam Hinausschauende an allem Selbstsehen verhindert, gab er vom Dunkel seines Sitzes aus, ohne unserer Fragen und Hinweisungen zu bedürfen, eine so genaue Beschreibung der Gegenstände, machte im Voraus schon aufmerksam auf das bald herankommende Wichtigste, auf jeden malerischen Wassersturz, jede überraschende Wendung und Brükkenansicht der gewaltig dahin tobenden reizenden Birs, auf jede Bergfeste und Burgruine, jede Schönheit des unvergleichlichen Münsterthales, dass er fast einen Guckkastenerklärer im edelsten Style darstellte. Wir alle sagten dem alten freundlichen Dulder bei seiner Kerkerentlassung in dem netten Städtchen Malleray unsern aufrichtigen Dank. Auf der Weiterfahrt nach gutem Mittagsmahle bis Biel gewährte bei minder anziehender Naturschönheit in ganz verschiedener Gesellschaft ein Gespräch mit einem nach Locle reisenden reichen Uhrfabrikanten ein Interesse ganz anderer Art. Der Aargauer Klosterstreit war grade in den Tagen durch einen Zeitungsartikel über die beabsichtigten Maßregeln der katholischen Cantone stärker angeregt. Zwei wohlhabende Aargauer Reisegefährten, gute Katholiken, sprachen sich entschieden gegen die Aufhebung der Klöster aus. Der lebenslustige Fabrikherr wollte seinerseits sich als einen guten Protestanten zeigen: er brachte Dinge vor, spottete der Klöster, rechtfertigte ihre gewaltsame Aufhebung in einer Weise, die gar deutlich verrieth, dass er weder den christlichen Glauben kenne,

noch die christliche Liebe habe. Es kam so weit, dass er auf unsere einfache Nachweisung der gefährlichen Folgen, die seine ausgesprochenen Aeußerungen nothwendig herbeiführen mussten, alle Religion für leeres Cärimonienspiel und Volkstäuschung erklärte und das Dasein Gottes in Frage stellte. Die schlichten Aargauer entsetzten sich; ein alter englischer Tourist aber, der schon von Coblenz her immer wieder als Reisegefährte erschienen war und mit der gespanntesten Aufmerksamkeit unserem Gespräche zugehört hatte, rief bei der letzten Aeußerung des eleganten Materialisten, meine Hand mit Wärme ergreifend, und mit einem Blick, in welchem tiefer Schmerz und inniges Mitleid verbunden waren: he is an unbeliever! (Der ist ein Ungläubiger!) — Doch schien den Todten das Gespräch ein wenig angeregt zu haben, er saß eine Weile nachdenklich da.

Das kleine, sonst anmuthige Biel (Bienne) war durch einen plötzlich aufziehenden gewaltigen Gewitterregen in ein trübes Gewand gehüllt. Um so frischer stellte sich bei der Weiterfahrt die liebliche Gegend am Bieler See, die grüne St. Peters- oder Rousseau-Insel auf demselben und die jenseitigen Ufer in wieder hervorbrechendem Sonnenglanz dar. Doch ein wiederkehrendes noch stärkeres Gewitter und Regenguss hüllten bald Alles in Nebel. Das unaufhörliche Anhalten unserer Malle poste in jedem Dörfchen und Städtchen zur Abgabe und Empfangnahme der Briefe, auch wohl zu versuchter, ganz unzulässiger Einnahme neuer Passagiere, als Nebenvortheil des Postillons, verursachte unangenehme Zögerung und bewies, dass dem preußischen unabhängigen Fürstenthum Neufchatel die preußische Postordnung noch nicht beliebe. So fuhren wir erst nach 8 Uhr Abends in das nicht üble Hôtel de commerce der saubern, freundlichen Hauptstadt ein. Wie hat sich hier seit meiner Anwesenheit im Jahre 1816 Alles so durchaus erneut,

verschönt, vergrößert! Man erkennt überall den Wohlstand, in der bedeutenden Erweiterung der Stadt, in den neuen, prachtvollen Häusern, in den großartigen Bauten, zumal am Hafen. Durch des Herrn von Pourtalès königliches Vermächtniss von mehren Millionen Schweizer Franken an den Staat sind freilich dergleichen glänzende Unternehmungen erst möglich geworden; überhaupt aber treten seit der Befreiung von der markaussaugenden französischen Zwingherrschaft bei dem langen Friedensstande unter der mildesten Staatsverwaltung alle Kräfte des überaus gewerbfleißigen Ländchens wetteifernd in ähnlichen Privat- und Gemeinausführungen immer reger und erfreulicher hervor. — Weit erfreulicher noch aber war mir der Bericht über den gedeihlichen Zustand der evangelischen Kirche in dem ganzen Fürstenthum und insbesondere in der Hauptstadt, den mir ein lieber Danziger Freund, der Predigtamtscandidat *) Herr Dietrich gab, seit Jahr und Tag als Hausvater in Neufchatel wohnhaft. Dieser hat eine Pensionsanstalt für Knaben errichtet, die bei der vieljährigen Uebung und bewährten Tüchtigkeit beider Eheleute in diesem Beruf gerechte Empfehlung verdient. Eine ältere treffliche Erziehungsanstalt der Brüdergemeinde in Montmirail, einige Stunden von Neufchatel in reizender Lage am See, steht im wohlverdienten Rufe unter der Leitung des geistreichen Directors Oh, der aber die Ferienzeit mit einigen

*) Hier, wie überall in der Schweiz, werden die Predigtamtscandidaten Prediger genannt, so wie in Frankreich ministre du S. Evangile oder de la parole de Dieu, und zwar ganz mit Recht. Ganz mit Unrecht werden dagegen in der deutsch-evangelischen Kirche, und namentlich in Preußen, die im Seelsorgeramte an bestimmten Gemeinden arbeitenden Pfarrer Prediger genannt. So lange das Predigen noch als das einzige oder auch als das Hauptgeschäft des Geistlichen angesehen wird, fehlt meines Erachtens die rechte Einsicht in das Wesen der Kirche und der Gemeinde, wie des geistlichen Amtes und Berufes. —

seiner Gehilfinnen zu einer Reise benutzt hatte. Ich fand ihn zu meiner großen Freude bald in Lausanne.

Die kirchlichen Verhältnisse des Fürstenthums setzte mir im Einzelnen ganz vornehmlich der vortreffliche Pfarrer Herr Dr. Dû-Pasquier auseinander. Alle kirchlichen Angelegenheiten werden von der kirchlichen Presbyterial-Behörde, die ganz unabhängig von und ungemischt mit der Staatsbehörde dasteht und wirkt, geordnet und geleitet. Nur gegenseitige Berücksichtigung und Mittheilung findet Statt. Ob hiermit das rechte oder doch möglichst beste Verhältniss der Kirche zum Staat gegeben sei, oder ob die Geldunterstützung der Kirche und Besoldung der Geistlichen vom Staate immer noch der frei evangelischen Gemeindeentwickelung eine nicht unbedeutende Fessel anlege und daher ganz in Vinet's oben besprochenes Princip überzugehen sei, wurde ernst erwogen. — Wir werden weiter unten die verschiedenen Verfassungs-Schattirungen der evangelischen Schweizerkirche berühren. — Die kleine Deutsch-Lutherische Gemeinde steht unter ihrem Pfarrer Herrn Schinz, dessen Gattin nur ich daheim fand, ziemlich passiv und confessionell protestantisch da.

Die in Neufchatel neu errichtete Gesellschaft für Uebersetzung und wohlfeilste Verbreitung der ausgezeichnetsten deutschen Werke, sowohl wissenschaftlich- als praktisch-theologischen Inhalts findet große und verdiente Theilnahme und stiftet bereits vielen Segen. Die trefflichen Gelehrten Professor Petavel, Marizolle, der Staatsrath Dr. v. Parrot leiten das Unternehmen. Unstreitig ist dies eins der vorzüglichsten Mittel, die Einigkeit im Geist in der ganzen evangelischen Kirche auf Erden bedeutend zu fördern. Unbegreiflich und bedauernswerth ist es, dass wir in Deutschland noch keine ähnlichen Gesellschaften finden. Es wäre sehr zu wünschen, dass unsre deutschen Tractat-

vereine, vor allen aber der Norddeutsche Verein unter seinem ausgezeichneten Vorsteher und Haupte, Herrn Pfarrer Westermeier, diesem Gegenstande ihre Aufmerksamkeit und Kraft zuwendeten.

Die Weiterfahrt von Neufchatel über den anmuthigen See nach Yverdon hatte trotz der schönen Uferansichten viel Unbehagliches. Das Wetter war unbeständig, die kleine Reisegesellschaft unergötzlich, das Dampfboot unansehnlich, die Fahrt kostbar an Geld und auch an Zeit: 1 Thlr. 2 Gr. Personengeld für eine Strecke von etwa 3 Meilen; die Heizung der Maschine durch Föhrenholz scheint nicht so wirksam, als Steinkohlenglut. Der Mangel an Concurrenz stellt die Reisenden in die Willkühr des Einen Bootbesitzers. — In Yverdon neue Noth. Wir wollten ohne Aufenthalt nach Lausanne, der Schiffscapitän hatte anschließende Reisewagen dorthin in Fülle in Aussicht gestellt; es fand sich aber nur ein einziger kleiner zu 4 Personen am Landungsplatze vor, der auf's Eiligste von den zuerst an's Land Gestiegenen in Besitz genommen wurde. Siehe, da fand sich ganz unerwartet wieder mein alter englischer Tourist mit noch einem Engländer, einem feinen, kränklichen Manne, zur Stelle, die gleichfalls Wagenplätze nach Lausanne suchten; ein überaus gewandter Franzose beeilte sich sofort, einen leidlichen Wagen aus der Stadt zu beschaffen und so fuhren wir in vergnüglicher Gemeinschaft auf dem sehr anmuthigen Wege über Essertine und Echallens in das hüglige, reizend gelegene Lausanne.

Die hier verlebten 5 Tage, so wie mein ganzer fünfwöchentlicher Aufenthalt in der Schweiz, gehören, ganz abgesehen von dem hohen Genuss, den das günstige Reisewetter in der großartigen Natur gewährte, auch in kirchlicher Beziehung zu den wichtigsten und erfreulichsten meiner Reise. Dennoch werde

ich hier, wie im Folgenden, nur das Wichtigste kurz skizziren, da wir hier auf mehr bekanntem Gebiete stehen.

Lausanne bildet mit Genf und Neufchatel ein heiliges Kleeblatt ächt evangelischen, blühenden und segensreichen Lebens. An der Spitze der Lausanner Universität sehen wir, mit den ausgezeichneten christlichen Gelehrten den Professoren Herzog, Chapuis, den Professor A. Vinet stehen, einen Mann im kräftigsten Alter der 40er Jahre, großer schlanker Gestalt, edler, etwas vornehmer Haltung; die ernsten Züge sprechen, ohne schön zu sein, den tiefen Forscher und Denker aus. Wir haben schon öfter erwähnt, dass Vinet ein neues Princip für das wahre Verhältniss der Kirche zum Staat aufgestellt und auf eine eben so geistreiche als überzeugende Weise in seinem Essai entwickelt hat, der die allgemeine Aufmerksamkeit der evangelischen Theologen aller Länder erregt, die der ganzen evangelischen Kirche im hohen Grade verdient. Unsres Erachtens werden auch bedeutendere Gegner, als Herr Bauty*), den endlichen Sieg des Vinet'schen Princips nicht hemmen.

Wie sehr die katholische Kirche das kräftige Leben in Lausanne fürchtet, beweisen ihre mannigfachen und wunderlichen Gegenwirkungen. Kurz vor meiner Ankunft war einer der berühmtesten schöngeisterischen Redner, Abbé Bonnechose, dort pomphaft aufgetreten und hatte in einigen öffentlichen Vorlesungen ganz vornehmlich das Primat Petri und die Einheit der römisch-apostolischen Kirche vor überaus zahlreicher und glänzender Versammlung, mit den gewöhnlichen, tausendmal wi-

*) In der Schrift: l'union de l'Église et de l'état, envisagée comme inévitable, à propos du livre de Mr. le profess. Vinet sur la séparation de l'Église et de l'État, par M. Ad. Bauty. Lausanne 1842. Diese schwache Schrift widerlegen die annotations sur l'écrit de Mr. le pasteur Bauty, intitulé: l'union etc. par Mr. Burnier. Ebendaselbst.

derlegten Gründen zu erweisen gesucht. Man drang in Vinet, er solle in ähnlichen Vorträgen den Schwätzer, der viele Unwissende bestach, widerlegen. Er lehnte es aber ab, ich glaube mit vollem Recht. —

Ein zweiter noch berühmterer katholischer Wortmacher, der Neu-Dominikaner Mr. Lacordaire, sollte das von Abbé Bonnechose in Lausanne glühend gemachte Eisen schmieden. Aber es verbreitete sich noch während meines Aufenthalts die Nachricht, Mr. Lacordaire habe zu Strasburg in einer Predigt die Dreieinigkeit so wunderlich als dreifache Aeußerung göttlicher Eigenschaften und Kräfte dargestellt, daß man ihn laut als einen ketzerischen Sabellianer bezeichnet habe.

Ein feiner Zug jesuitischer Umtriebe war kürzlich in Lausanne zu Tage gekommen. Seit einigen Jahren wohnte daselbst ein katholischer Conditor, der so häufige Besuche von Mönchen und Geistlichen erhielt, daß es Verdacht erregte. Ihm ward ein junger Mensch ins Haus gegeben, den man zum Uebertritt in die römische Kirche unter großen Versprechungen gelockt, diese aber nicht gehalten hatte. Wiederholte Mahnungen des Jünglings wurden mit schmeichelnden Vertröstungen von dem Wirthe beschwichtigt. Da erschienen eines Tages ein Paar Geistliche, die sich geschäftig eilig mit dem Conditor in ein abgelegenes Zimmer zurückzogen und ein Buch auf dem Tische liegen ließen. Der Convertit öffnet es und liest zu seinem Erstaunen auf dem schriftlichen Dedicationsblatte, daß sein Wirth ein Vicegeneral der Jesuiten ist. Dieses Lügenspiel, verbunden mit der erlebten Täuschung, öffnete dem Betrogenen die Augen: er machte Anzeige von seiner Entdeckung; da aber der Conditor als ansässiger Bürger keinem politischen Tadel unterlag, so konnte der Sache keine weitere Folge gegeben werden. Denn die evangelische Kirche im Canton Wadt (pays de Vaud) steht

ganz unter der Verwaltung des großen und kleinen Rathes. Ich darf nicht erst erinnern, wie sehr grade diese Stellung der Kirche unter die Staatsgewalt das Vinet'sche Princip bestätigt und dessen allgemeine Annahme begünstigt. —

Eigenthümlich ist die kirchliche Einrichtung in Lausanne, dass jeder Geistliche dieselbe Predigt an drei auf einander folgenden Sonntagen den verschiedenen Gemeinden der drei Kirchen vortragen muss. So hielt mein edler Freund, Pfarrer Monneron, seine treffliche Predigt über 1 Joh. 1, 9. als ich ihn hörte, zum zweiten Male, in der Kirche St. François. Die Sache hat wohl eine sehr bedeutsame und empfehlenswerthe Seite. —

Zur Förderung des evangelischen Lebens in Lausanne tragen wesentlich bei die ausgezeichneten Männer Inspector Menzel an der vortrefflichen Knaben-Erziehungsanstalt der Brüdergemeinde, und Pastor Gauthey, Director der Normalschule.

Die Gelegenheit, mehre Geistliche der nahen und fernen Cantone zu sehen und in verschiedenen Zusammenkünften mit ihnen mich zu besprechen, schaffte mir das große Schweizer Musikfest, zu welchem aus dem ganzen Lande eine Masse von angeblich 800 Ausführenden heranzog, die Mitglieder jedes Cantons mit fliegender Fahne, festlich und unter großem Volksauflauf von Bürgermiliz und Musikbande eingeholt.

Zur Darstellung war die herrliche Cathedrale bewilligt, eines der schönsten und einfach-würdigsten, vollkommen ausgeführten, vollständig und würdig bis heute erhaltenen Bauwerke. Man hatte schon Sonntags von 4 Uhr, nach Schluss der Kirchenzeit, die in der ganzen Schweiz sehr streng gehalten wird, eine vorläufige Probe bei unentgeltlichem Eintritt des Volkes angestellt. Allein die meisten Musiker langten erst folgenden Montags an; und die Hauptprobe fand Dienstags statt. Ihr,

wie der Aufführung selbst am Mittwoch von 3 — 7 Uhr wohnte ich bei. Wir hörten das unvergleichliche Meister- und Riesenwerk Beethoven's, die Symphonie in Cmoll, im Ganzen brav. Nur die 9 Violons und 10 Violoncelles ließen viel zu wünschen übrig. Von jenen spielte nur einer, von diesen zwei. Dagegen waren die Blechinstrumente gut, eine Oboe unübertrefflich. — Es folgte das viel besprochene Stabat mater von Rossini. Ich bezweifle, ob den Mann ferner noch die Lust anwandeln wird, eine zweite geistliche Musik zu componiren, oder das Publikum, sie anzuhören. Mich wenigstens würde selbst eine zu erwartende ganz vollendete Ausführung nicht zum drittenmal als Zuhörer dieser ersten Rossini'schen Kirchen-Oper finden. — Die zweite Abtheilung des großen Concertes füllte eine gewaltige Musik des berühmten Mendelssohn-Bartholdy, sein damals neuestes Werk op. 52; französisch betitelt: Symphonie-cantate et Chant de louanges, fast durchweg auf Psalmstellen der deutschen Bibel componirt. Nur Röm. 13, 12 und zwei Strophen des Chorals: Nun danket alle Gott — sind den 10 Gesangnummern eingeschaltet. Das Ganze zerfällt in zwei ziemlich gleich starke Hälften, deren erste eine sehr lange reich instrumentirte Symphonie ausfüllt, die Hauptmomente der Cantate einleitend. Ich enthalte mich jedes Urtheils über das Werk, gestehe aber, dass ich bei zweimaligem Anhören die eigentliche Intention des großen Künstlers noch nicht zu fassen vermochte. Einzelnes daraus fand bei Mehren großen Beifall; die Ausführung zumal des Sologesanges war recht brav. — Herr Musikdirector Maczeck leitete das ganze Concert mit großer Umsicht und Energie. —

Das Musikfest hatte eine große Menge Fremder nach Lausanne geführt. Der Zuhörer mochten an den beiden Tagen, in der Probe und Ausführung zusammen, etwa 7 — 8000 in der

Kirche sein. Die Einnahme zu 25 Batzen (fast 1 Thlr.) für die Person gerechnet, deckte aber lange noch nicht die bedeutenden Kosten des Baues, der Aufnahme sämtlicher Musikvereinsmitglieder und der für sie veranstalteten glänzenden Festlichkeiten. Den Zuschuss giebt, sagte man, die Stadtcasse. — Uebrigens erregte die Ausführung selbst geistlicher Musik, für Geld und ohne einen wohlthätigen Zweck, sehr vielen streng Kirchlichen einen starken Anstoß, zumal da wegen der Bauvorbereitungen der Sonntagsgottesdienst in der Cathedrale ausgefallen war.

Nur andeuten kann ich hier meinen Reiseweg von Lausanne nach Genf. Er ging zunächst in einem guten Omnibus mit angenehmer Gesellschaft bis zu dem freundlichen Städtchen Vevey; sodann zu Fuß über Montreux und seinen wunderschönen, hochgelegenen Kirchhof mit dem Fels-Balkon, bei der merkwürdigen Seefeste Chillon und dem anmuthig gelegenen Hôtel Byron vorbei, nach Villeneuve am Längenende des Sees, wo so eben das Dampfboot von Genf stark besetzt landete. Von hier führte uns die Post über Aigle und Ber nach St. Maurice. Drei fröhliche biedere Deutsche, die mehre Jahre in der Schweiz lebten, kräftige Jünglinge, entschlossen sich, den Zug nach dem großen S. Bernhard mit uns zu machen und so wurde ein Char à Banc nach Martigny gemiethet. Das köstlichste Wetter hatte den ganzen Tag hindurch diese, in allen Punkten von Lausanne her Schönes und überraschend Großes im mannigfaltigsten Wechsel darbietende Reise auf das Erfreulichste begünstigt. Der erquickende Abend lud in dem alten Römerstädtchen Martigny (Martinach) uns ein, die merkwürdige Römerbrücke, das Schloss, die Felsschleuse der Dranse und ihren Einfluss in die Rhone zu beschauen. Der früheste Morgen fand uns auf dem unbeschreiblich schönen Wege nach Orsières,

meistens an den malerischen Ufern der Dranse, abwechselnd gehend und langsam dahinfahrend. Von Orsières aus mussten Maulthiere uns über S. Pierre, die wilde Höhe über das beschwerliche Schneefeld hinaus, auf das Hospice des großen S. Bernhard tragen. Die feinen und menschenfreundlichen Augustiner Chorherren sind noch immer bereit, jeden die Bergstraße aus dem Wallis nach Aosta in Sardinien Ziehenden, vornehm oder gering, ohne Entgelt aufzunehmen; an den Wallfahrtstagen bisweilen 100 Pilger und drüber auf einmal. Zwei Tage und zwei Nächte freien Aufenthalts sind jedem Gesunden gestattet. Die Kranken finden gute Pflege auf Wochen. Nur das Futter für die Maulthiere wird bezahlt. Der wohlhabendere Reisende steckt eine freie Gabe in die ausgehängte Büchse. Sieben starke Hunde, die berühmten Menschensucher, laufen noch immer, zumal im Winter, umher, verirrte oder verschneite Wanderer aufzusuchen, sie aus dem Schnee hervorzuscharren, mit warmer scharfer Zunge ihnen die Pulse und Schläfe zu lecken und sodann menschliche Hilfe herbei zu holen. Die Nachricht vom Aussterben dieser Hundeart ist ganz falsch. Vielmehr werden junge Hunde sogar den fremden Liebhabern verkauft. Unser Wirth in Orsières verkaufte die drei Wochen alten, von einer ächten Mutter geworfenen Hündchen, jedes zum Preise von 7 Louisd'or. Das Kloster liegt auf einer Höhe von 6150′ in einem Kessel von viel höhern nackten Felsspitzen und Granitwänden eingeschlossen. Der kleine See dort oben hat keine Fische. Aller Haus- und Speisebedarf wird für so viele Reisende mühsam und kostspielig auf Saumthieren herbeigeschafft. Dafür ist es den Klosterherren gestattet, jährliche Geldsammlungen in ganz Italien, in der Schweiz und im südlichen Deutschland und Frankreich anzustellen. — Eine Bibliothek von etwa 8000 Bänden allerlei Inhalts, viele Geschenke von dank-

baren Reisenden in prachtvollem englischen Einbande, wird auf Verlangen bereitwillig zur Benutzung geöffnet. Ich könnte überhaupt mehre Züge der feinsten Zuvorkommenheit dieser freundlichen Chorherren, die meistentheils Franzosen sind, anführen. Der Mittagstisch (6 Uhr Abends), obgleich am Fastentage, Freitag, war mit 4 Schüsseln nicht üppig, aber auch nicht spärlich besetzt.

Wir zogen folgendes Morgens dieselbe schöne Straße, auf der wir gekommen, nach Martigny zurück und wanderten sodann noch an demselben Tage die sehr anstrengende Berghöhe des Forclas hinan, wo uns bei anbrechender Nacht ein furchtbares Gewitter mit Regenguss überfiel. Es war als fiele Feuer vom Himmel auf die rechts und links in ziemlicher Nähe zusammenbrechenden Kiefern; gewaltige Blitze gaben der rabenschwarzen Nacht augenblickliche Tageshelle so blendend, dass nur die zwei daran gewöhnten kundigen Führer uns unter Gottes Beistand erst sicher zur laitée (Sennhütte) auf des Berges Spitze brachten, wo Milch und Brod unsre erschöpfte Kraft erfrischte, um den ziemlich steilen Abhang nach dem Dörflein Trient in fliegendem Lauf zu vollbringen. Dort wurde das dürftigste und verhältnissmäßig kostbarste Nachtquartier gehalten. Dafür aber waren die nun folgenden Tage um so lohnender. Als wir am frühen Sonntagmorgen die Höhe des Col de Balme (5720′) erstiegen hatten, in dessen Nähe die Arve entspringt, nebenher uns an den Sprüngen der zahlreichen Gemsen ergötzend, that sich das herrliche Chamonix-Thal im schönsten Sonnenglanze unserm Blick auf, durchströmt von der Arve, begrenzt vom himmelanragenden Montblanc, der in den herrlichsten Regenbogenfarben und Demantstrahlen wie ein Vater auf seine kleinen Bergkinder um sich her hinableuchtete. Nicht oft wird den Reisenden das Glück zu Theil, den Riesen in solcher Herrlich-

keit zu schauen, als ich es zwei Tage lang fast ununterbrochen genoss. Tags zuvor erst hatten zwei kühne Reisende mit 10 Führern den Berg zu ersteigen unternommen, waren aber auf dem ersten Drittel des Weges durch das Unwetter, das uns Abends auf dem Forclas traf, zur Umkehr gezwungen worden. — Die reizende Höhe des Montanvert und das wunderbare Mer de Glace gewährten bei solcher Beleuchtung unbeschreiblichen Genuss, nicht geringer die Fahrt über S. Martin und Sallenches durch das entzückende Arve-Thal, mit seinen grotesken Felsmassen und vielen eigenthümlich gebauten Dörfern und Städtchen nach Genf. Die Schönheit dieser Stadt und ihrer Lage am Ausfluss der Rhone aus dem Genfer See, ihr Wohlstand, ihre wissenschaftlichen und Kunstanstalten, der botanische Garten, das naturhistorische Museum, die Bibliothek, ihre köstlichen und historisch merkwürdigen Umgebungen, die liebliche Rousseau-Insel mit der schönen colossalen Erzstatue des weltberühmten Mannes, das 1½ Stunden entfernte Ferney mit Voltäre's Schloss, — das Alles muss man beschauen, um zu erkennen, was ein so kleines Gemeinwesen in der Kraft christlichen Geistes seit der Reformation durch Calvin zu schaffen und zu erhalten vermochte. Das führt denn bald auf die Frage, wie es jetzt um diesen evangelischen Geist steht? Und da erfahren wir bald, wie er gewaltsam zurückgedrängt und fast verschwunden ist, seit der materialistischen Verstandes- und Witz-Zeit, vornehmlich durch jene beiden Vertreter derselben, den Bürger von Genf und den Weisen von Ferney, sodann durch den französischen Revolutionsschwindel und die Einverleibung Genfs in die große Nation. Die alte Universität und die vénérable compagnie des Pasteurs sind jenem evangelischen Geiste ganz entfremdet und von dem Weltgeiste gebunden; Kirchenregierung und Kirchenverwaltung ruht, wie in Lausanne

in dem Willen der Staatsbehörde. Aber, Gott sei gelobt, der Herr hat sein Werk dennoch auch dort nicht untergehen lassen. Zehn Jahre waren bei meinem Aufenthalt verflossen, seit Er eine kleine Zahl treuer Knechte zur Bildung einer Société évangélique und zur sofortigen Begründung einer rein-evangelischen theologischen Facultät in Genf vereinigte. An ihr arbeiten im größten Segen Männer wie Merle d'Aubigné, Pilet, Claperède, Duby, Coulin, de Laharpe. Mit ihnen gemeinsam arbeitet an dem Werke des Herrn der deutsch-lutherische Pfarrer Wend und in freier Thätigkeit der treffliche amerikanische Geistliche R. Baird, der nahe der Stadt seine ländliche Wohnung genommen hat. Und siehe, es hat sich trotz des gegnerischen Widerstrebens so wunderbar gefügt, dass der gelehrte Kirchenhistoriker Deodati, obgleich ein kräftiger Mitarbeiter an dem heiligen Werke, an die alte verkommene Universität als Professor berufen ist und segensreich arbeitet. Mit all den trefflichen genannten Männern hatte ich Gelegenheit, in einer Conferenz meinen Hauptgegenstand, „die wahrhafte Einigkeit der evangelischen Gesamtkirche im Geiste" ernst zu besprechen. Wir wurden darüber einig, dass die seit langem erfundene und immer noch geltend gemachte Aufstellung eines doppelten Lehrprincips für die evangelische Kirche, des formalen, — (der heiligen Schrift) — und des materiellen, — (der Lehre von der Rechtfertigung) keineswegs von den Reformatoren, weder in Deutschland noch in der Schweiz, herrühre, dass sie aus späterer Zeit und eben so unphilosophisch als unevangelisch sei und schon den unverkennbaren Keim kirchlicher Auflösung und Zerfallenheit in sich trage. Im Evangelio sei Wesen und Form so durchaus Eins, wie in Christo dem Gottmenschen die beiden Naturen; — eine Trennung beider aber vernichte die Realität und die Wahrheit beider und hebe alle Segenskraft für uns auf. In der

vollendeten Vereinigung des Wesens und der Form ruhe eben die Substanz des Evangelischen Christenglaubens. „Gott in Christo für uns" d. h. die Person Jesu Christi, sei das substantiale Fundament, der Eine ewig gelegte Grund, außer dem kein andrer gelegt werden kann (1 Cor. 3, 11). Auf diesem ruhe die wahre evangelische Kirche und blühe aus ihm in reiner und unzerstörbarer Form wesentlich und nothwendig hervor, und zwar in jedem einzelnen Gläubigen selbständig als ein Glied des Leibes Christi. Der Grundirrthum und das ihm folgende Kirchenverderben bestehe nur darin, daß man die dogmatische und confessionelle Fassung, die wissenschaftliche Entwickelung und Summe der Lehre, zum absoluten Wesen erhoben habe, die zwar zum historischen Organismus der Kirche nothwendig und darum festzuhalten, aber als ein Menschliches auch immerdar zu erneuern und fortzubilden sei (Phil. 3, 12—16).

Das große evangelisch-freie credo (Ich glaube) im Herzen und Munde jedes Christen sei aber die Hauptsache. Jene Trennung dagegen erzeuge das unevangelische imperative crede! („Glaube Du") und wie dieses ein menschlich erdachtes Wesen statt des göttlichen zum Glauben für Alle hinstelle, so gebe es damit auch zugleich Eine menschliche Form zum Zwang für Alle. In der ganzen heiligen Schrift stehe Alles auf jenem Einen Grunde; der alte Bund zeuge von Ihm. Und so könne man denn eben so wohl Jesaias 53, als das Wort des Herrn selbst Joh. 3, 16. oder 5, 39. 11, 25. 26. 14, 6. Marc. 1, 15., als das Seines Apostels Röm. 4, 25. 1 Cor. 1, 30. 31. 2 Cor. 5, 19—21. 1 Tim. 1, 15., zur Grundlage der Gesamteinigung aller wahrhaft evangelischen Kirchen und zugleich zum Prüfstein einer jeden Dogmatik und Confession nehmen und sodann die lebendigen Glieder einer jeden Kirche ruhig auf diesem Einen Grunde mit und neben einander bauen, den Herrn aber

richten lassen nach Seinem Wort Luc. 9, 49. 50 und Pauli Ausspruch 1 Cor. 3, 12—15.

Dass bei diesen evangelischen Grundansichten die Geltendmachung des anglikanischen Episcopats zu formaler Uebereinstimmung eben so unnöthig als unmöglich sei, darf nicht erst bewiesen werden.

Weiter wurde die bequemere und gnügendere Art und Weise theologisch-literarischen Verkehrs und geistiger Mittheilung zwischen Genf und der ganzen Schweiz mit Deutschland besprochen; als das Fördersamste und Belebendste aber der fleißige persönliche Reisebesuch erkannt.

Schwer wurde uns der Abschied aus so liebem Kreise. Wir fuhren in der heitern Morgenfrühe auf dem gedrängt vollen guten Dampfboote über den herrlichen See in drei Stunden nach Ouchy, dem Hafen von Lausanne, nahmen hier den letzten Abschied von den theuern Freunden und reisten Abends nach Bern, wo wir nächsten Morgens 6 Uhr anlangten. Auch in dieser großen, sehr reichen und schönen Schweizerstadt regt sich mächtig ein neues evangelisches Leben, vornehmlich durch die Universität und ihre ausgezeichneten Lehrer, die Professoren Schneckenberger, Hundeshagen, Lutz, v. Cyro, Lobauer, Drechsler, insbesondere aber noch durch den genialen und gelehrten Dr. de Valenti und seine Doppelunternehmung: eine Evangelistenschule und eine Krankenanstalt, vornehmlich für chronische und Gemüthskrankheiten. Die letztere leitet mein lieber Freund de Valenti, als psychischer, oder lieber pneumatischer, Arzt, in Verbindung mit dem hochgeachteten christlichen Arzte Dr. Niehans, der mehr die leibliche Pflege besorgt. — Die Evangelisten-Schule, ausschließlich unter de Valenti's Leitung, bestand da-

mals 7 Jahre mit sichtbar wachsendem Segen. Sie hat die Bestimmung, den alten wahren Christenglauben der Apostel und Reformatoren nicht in der Heidenwelt, sondern vorzugsweise in der Christenheit, wo es nöthig ist, in's Leben zu rufen. Ich fand dort 12 junge Männer, die meisten aus dem Handwerksstande. Sie sind in zwei Classen getheilt und werden in der Regel 2 Jahre lang in der biblischen und Kirchengeschichte, in der Bibelanalyse, Dogmatik und Predigtübung unterwiesen. Dem voran geht der gründliche Unterricht in sämtlichen Elementarfächern, wozu auch Mathematik und Gesang gehört. Die Frische, die geistige Kraft, das geistliche Leben des Vorstehers geht auf seine Schüler über und macht diese kleine Missionsschule zu einer überaus erfreulichen Erscheinung, die noch gehoben wird durch die reizende Lage des ganzen Grundstücks: an der reißenden Aar eine Landzunge bildend, bietet es die lieblichste Landschaft mit den schönsten Spaziergängen in nahe Buchenwälder, einen erhebenden Blick auf das Hochgebirge, die Gletscher, den Jura und wiederum auf die schöne Stadt vor uns. — Die Zöglinge ziehen nach beendetem Unterricht in die ihnen angewiesenen Orte, um das Evangelium durch Wort und That, durch Errichtung von Schulen, oder, wo dies unzulässig, durch lebendiges Zeugniss bei treuem Fortarbeiten in ihrem Handwerksberufe, zu verbreiten. Sie werden von Dr. de Valenti erfahrenen evangelischen Geistlichen zu Aufsicht und Rath zugewiesen, erhalten aber nach ihrer Entlassung keine weitere Geldunterstützung von der Anstalt, sondern erwerben ihr Brod selbstthätig. Es ist eben so erfreulich als belehrend, zu vernehmen, wie kräftig ernst und zugleich besonnen diese evangelischen Boten als Handwerker in Deutschland und den angrenzenden Ländern, in engern und weitern Kreisen segensreich gewirkt haben und immer mehr wirken. Sie sind wahrhafte Zeugen,

dass die empfangene Glaubensgerechtigkeit auch die Lebensgerechtigkeit zur Folge habe.

Im Universitätsgebäude hatte ich Gelegenheit, der Prüfung von 4 Candidaten der Theologie beizuwohnen. Sie wurde öffentlich an zwei aufeinander folgenden ganzen Tagen von allen Professoren der theologischen und einigen der philosophischen Facultät auf eine ernste und würdige, aber auch sehr liberale Weise gehalten, in Gegenwart eines gelehrten Rathsmitgliedes. Der theilnehmenden Zuhörer waren nicht wenige. Ich konnte hierbei den sehnlichen Wunsch gleicher Oeffentlichkeit bei den Prüfungen der preußischen Theologen nicht unterdrücken, vielleicht noch mit der Erweiterung, dass es, wie bei öffentlichen Disputationen, auch hier andern Theologen freistehe, Fragen an die Examinanden zu richten.

Ueber die Besprechungen, welche ich mit allen obengenannten Männern und noch einigen Geistlichen in Beziehung auf kirchliches Leben und evangelische Einigung hielt, darf ich nur auf das früher Gesagte verweisen. Herzliche Zustimmung, bereitwillige Zusage thätiger Mitwirkung fand ich auch hier; daneben erregte die mir gegebene klare Entwickelung der in Stadt und Canton obwaltenden Kirchenverhältnisse und ihrer Stellung zur ganzen Schweiz die besten Hoffnungen für das gedeihliche Wachsthum evangelisches Lebens. Darin konnte mich eine in schöner Sprache gehaltene Natur- und Werk-Predigt, die ich Sonntags am Ernte-Dankfest in dem schönen S. Vincent-Dome vor einer sehr zahlreichen Versammlung über 1 Cor. 3, 7. 8 hörte: „welche Gefühle und Entschlüsse der Erntesegen in uns erwecken soll," — nicht irren, obgleich noch dazu kam, dass eine der Predigt entsprechende unerbauliche, aber ganz gut ausgeführte Kirchenmusik am Schluss des Gottesdienstes folgte. Der wackere Organist veranstaltet dergleichen mit einem freiwil-

ligen Chor aus Liebe zur Kunst und zur Belebung der kirchlichen Theilnahme. Ob es aber, in solcher Weise getrieben, die in der Schweiz von Vielen schmerzlich empfundene Kahlheit des reformirten Gottesdienstes würdig decken könne, wagen wir zu bezweifeln. In Schaffhausen und in den französischen Cantonen finden wir die Sache durch schönen vierstimmigen Choralgesang und anderes würdig Erhebende besser angefasst.

Zu den beschauenswerthen Merkwürdigkeiten Berns gehört der großartige Münster und in demselben vor Allem der ganz abgeschlossene Hochaltar mit seinen herrlich geschnitzten Chorstühlen, über denen die heiligen Männer des Alten und Neuen Bundes stehen, mit den in schönster Farbenpracht gewirkten Teppichen ringsum, die Geschichte des heiligen Vincenz darstellend, und mit den kostbaren Trophäen von Geräthen, Decken, Fahnen, welche die Schweizer Tapferkeit dem kriegerischen Herzoge Carl dem Kühnen von Burgund in der denkwürdigen Schlacht bei Granson am Neufchateller See 1476 abrang.

Bei großer Hitze fuhren wir Nachmittags von der Hauptstadt ab durch das reiche, schön angebaute Berner Land, wo die meisten Dörfer mit Palästen der Bauern prangen, nach Lucern. Hier gab die freundliche Aufnahme in dem Hause des lieben evangelischen Pfarrers Schneider uns nicht nur Gelegenheit, sichere Kunde zu erhalten von dem Zustande der kleinen etwa 180 Seelen zählenden Gemeinde, die freilich in den Jahren, wo Lucern Vorort der Tagsatzung ist, bedeutend wächst; — wir wurden auch augenblicklich von der erfreulichen Stellung der Protestanten in dieser streng katholischen Stadt und insbesondere von der Achtung und dem Vertrauen überzeugt, welche der edle Pfarrer allgemein in ihr genießt. Wir besuchten gemeinsam die reizenden Spaziergänge in der schönen Umgebung,

die Höhen im Angesicht des wunderbaren Pilatus, das großartige, in den mächtigen Fels gehauene Löwendenkmal, dessen Modell von Thorwaldsen der Künstler Ahorn brav ausgeführt hat, zum Andenken der tapfern Schweizer Leibwache, von denen bei der Vertheidigung Ludwig's XVI. in den Tuilerien in Paris 760 Mann mit 26 Führern fielen, 350 mit 16 Führern gerettet wurden; wir besahen die festlich aufgeschmückten Kirchen, — es war Mariä Himmelfahrtfest, — und überall traten den lieben Pfarrer und seine Frau Leute freundlich an, die wir für Protestanten hielten; es waren aber Katholiken, die auch in seinem Wohnhause nicht selten Rath und Trost von ihm suchten. Die kleine, gut unterhaltene evangelische Kirche darf keine Glocken haben. Ist doch auch in den reformirten Cantons dies den Katholiken nicht gestattet. Mit dankbarer Freude zeigte man uns den großen, silbervergoldeten Abendmahlskelch, den der hochselige König Friedrich Wilhelm III. dem Lucerner Gemeindlein wohlwollend geschenkt hat. —

Wir mögen hier sogleich, als schönes Seitenstück zu dem gesegneten und liebevollen Einwirken des treu evangelischen Pfarrers und seiner Gemeindeglieder in Lucern auf die große Ueberzahl der sie einschließenden Katholiken, dasselbe Verhältniss in dem eben so streng römischen und von Jesuiten stark beherrschten Freiburg aufstellen. Hier hatte der ausgezeichnete Pfarrer Legrand in rein evangelischer Erweisung des Geistes und der Kraft mehre Jahre treu gewirkt, sah sich aber durch große Kränklichkeit gezwungen, sein Amt niederzulegen. Ganz Freiburg war erschüttert bei dieser Nachricht; zu seiner Abschiedspredigt eilten Katholiken mit den Protestanten in die überfüllte Kirche und alle Einwohner geleiteten den heißgeliebten Pfarrer und sein edles Weib mit vielen Thränen und lauten Klagen bei der Abreise. —

Es war ein schöner und gemüthlicher Abend und Morgen, den wir in dem reichen und üppigen Zürich bei dem lieben, gesegnet wirkenden Professor Lange zubrachten. Sein Erscheinen und Wirken an der Universität tröstet über so manche sehr trübe Erscheinungen an ihr, die allgemein bekannt sind. Welch ein gewaltiger Gegensatz des Geistes, der diese Hochschule durchweht, in Art und Kraft gegen den, welchen Basel, Bern, Lausanne, Genf uns zeigten. Und doch findet der Alles entwurzelnde Radicalismus durch Gottes Gnade auch in dem vom Taumelkelch des Weltgeistes und Mammons berauschten Zürich immer noch starke gesunde Gegner in dem nüchtern gebliebenen Volke und manchen ehrbaren Familien der Stadt, und Scenen, wie die kurz zuvor aufgeführte, wo ein junger Professor an großer Gesellschafts-Tafel den ehrwürdigen und frommen Antistes F. laut in's Angesicht tadelte, dass er immer nur alt verlegene Orthodoxie predige, und ihn verpflichtet erklärte, Predigten zur Zufriedenheit der Gebildeten und zur Erleuchtung des abergläubischen und verblendeten Volks, den geistigen Forderungen der Zeit gemäß, zu halten, — können nur zur rechten Würdigung des radicalen Unwesens dienen, und manchen Irregeleiteten auf den rechten Weg zurückführen: wie denn auch in jenem Kreise die christlich ernste Antwort des hochgeachteten Antistes selbst bei den Geistesgenossen des Tadlers lobende Anerkennung fand. —

Man bereitete in Zürich ein allgemeines leibliches Schweizer-Turnfest auf dieselben Tage (17. und 18. August) vor, auf welche ein dergleichen geistliches in Schaffhausen festgesetzt war: die große Schweizer-Predigergesellschaft. Es suchen nämlich die Schweizer reformirten Geistlichen ihr evangelisches Leben und Wirken zunächst durch kleinere, häufiger zusammenkommende Cantonal-Vereine seit vielen Jahren zu

fördern, die rein und durchaus praktischer Art sind, den Zustand und das Wohl der Kirche ins Auge fassend. Aus diesen kleineren Vereinen hat sich seit 4 Jahren eine große Predigergesellschaft gebildet. Sie hielt ihre erste Versammlung 1839 in Zürich, die zweite 1840 in Bern, die dritte 1841 in Basel im Junimond, sich anschließend an die Bibel- und Missionsjahresfeste, und daher 5 Tage hintereinander während. Auf der diesjährigen vierten zu Schaffhausen wurde beschlossen, daß die fünfte nächsten Jahres im Canton Aargau gehalten werden solle, aber wegen der noch immer herrschenden religiösen und politischen Aufregung über die gewaltsame Aufhebung der Klöster, nicht in der Hauptstadt Aarau, sondern in Zofingen. Dekan Pfleger wurde zum Präses ernannt. Es wird nämlich sofort bei Bestimmung des nächstjährigen Versammlungsortes ein Vorsitzer erwählt, der mit einem Actuar und einigen Gehilfen das Centralcomité bildet. Dieses wählt gleich zu Anfange des Gesellschaftsjahres praktische Aufgaben aus den von sämtlichen Vereinsgliedern vorgeschlagenen, welche es als die dringendsten und wichtigsten erkennt, gewöhnlich 3 — 4, und sendet sie an alle Mitglieder mit der Aufforderung, ihre Ansichten über die betreffenden Gegenstände in beliebiger schriftlicher Ausführung zeitig an einen durch das Centralcomité für jeden besondern Gegenstand ernannten Berichterstatter einzuschicken, welcher sie dann redigirt und in der Jahresversammlung als das Resultat der Gesamtheit darlegt. Die Berichterstatter dürfen aus jedem der verbundenen reformirten Cantone gewählt werden; die Mitglieder des Centralcomités dagegen natürlicher Weise nur aus dem Versammlungsorte. Es ist der laut ausgesprochene und seit 4 Jahren rühmlich festgehaltene Zweck dieser Schweizer-Pastoral-Gesellschaft, kirchliches Leben und Gestalten und Wirken zunächst in der Schweiz durch gemeinsame

Berathung und freundliche Besprechung anzuregen und zu fördern, die Einigkeit im Geist, gegenseitige Hilfeleistung und Mitwirkung in Liebe durch persönliche Bekanntschaft der Geistlichen zu mehren. Die Theilnahme wächst mit jedem Jahre. —

Wir langten über Winterthur in einem Miethwagen mit zwei Juristen und einem Musiker, sämtlich preußischen Landsleuten, in Schaffhausen an. Für diese war hier der Schluss ihrer Schweizerreise. — Wie so ganz verschieden war ihr Resultat von dem meinigen in politischer und auch in kirchlicher Hinsicht; — und wie verschieden müssen demnach auch unsere Berichte ausfallen; denn sie alle drei sind Männer, die ihre Reisefrucht nicht blos in mündlicher, sondern auch in schriftlicher Gestalt darzulegen wohl vermögen. —

Um 8 Uhr Abends trafen wir im Hause des lieben genialen Antistes Spleiß ein, zu spät, um noch im „Baumgarten" uns mit den übrigen dort versammelten Gästen zu begrüßen. — Es waren nach dem gedruckten Verzeichniss erschienen: 121 Schweizer Geistliche (mit Einschluss von 4 Stadt-Schaffhausnern und 3 Candidaten), 5 Universitätsprofessoren (von Zürich keiner; Lange musste wegen unabweisbarer Arbeiten den beabsichtigten Besuch aufgeben), 1 Director einer höhern Anstalt und 4 wissenschaftlich gebildete Männer bürgerlichen Standes. Jeder der 13 reformirten und gemischten Cantons hatte Theilnehmer gestellt, neben Schaffhausen die meisten Zürich, Thurgau, Basel. Außerdem waren 6 Ehrengäste erschienen; unter ihnen der Inspecteur gén. des études, Mr. Matter aus Paris, der presbyterianische Pfarrer Stewart aus Schottland und der Episcopale Dewdney in Portsmouth. Es erhielten aber noch mehre ohne vorgängige Meldung freundlichst die nachgesuchte Erlaubniss zur Theilnahme.

Am 17. August früh 7¾ Uhr eröffnete der vorsitzende Pro-

fessor Kirchhofer aus Schaffhausen die erste allgemeine Sitzung im Saale der Kaufleutstube mit einem kurzen kräftigen Gebete. Der Wunsch, die diesjährige Versammlung mit einem Choralgesange aus dem trefflichen neuen Schaffhauser Gesangbuche zu eröffnen und zu schließen, war von der vorberathenden Commission der Gesamtcantone für diesesmal abgelehnt. Der Präses berichtete darauf kurz und bündig, welche Gegenstände zur Bearbeitung gestellt, und aus welchen Gründen grade diese vom Centralcomité erwählt worden; er motivirte die Wahl der Berichterstatter und die Aufeinanderfolge der Vorträge. Das gedruckte Programm des ganzen Geschäftsganges war schon am 1. Juni als Einladungsschreiben sämtlichen Mitgliedern in der Schweiz zugesendet.

Drei wichtige Gegenstände waren für dieses Jahr zu schriftlicher Bearbeitung und Discussion, einer, über den man in vorjähriger Versammlung nicht ganz geeinigt war, zu definitivem Abschluss vorgelegt. —

Zuerst sprach Professor Hagenbach von Basel als Referent über das Thema: „Die reformirte Kirche in Beziehung auf Verfassung und Cultus; ihre Aufgabe und mögliche Entwickelung." Er fasste den Gegenstand mit besonderer Beziehung auf die Schweizer Kirchenverhältnisse, deutete zunächst an, dass die polemische Gegeneinanderstellung der reformirten und lutherischen Kirche, die Erstrebung einer reformirten Katholicität im Sinne der Väter von Dordrecht, wohl Niemand erwünscht scheinen könne. Die Bildung der Synoden, wo sie in der Schweiz noch nicht beständen, sei zu wünschen. Die jährliche Predigerversammlung sei als Generalsynode anzusehen. Sie könne zwar nicht Beschlüsse machen, aber Entschlüsse fassen. Noch stehe Zürich, Bern, Genf strenge im Zwinglisch-Calvinischen Cultus; dagegen nähere Basel und Schaffhausen sich be-

reits dem Lutherischen. Es habe aber dieser letztere manche erbauliche Kultuselemente vor dem reformirten voraus, was ohne großen Anstoß aufzunehmen wäre: namentlich sei Kirchengesang und die Feier einiger Festtage zu berücksichtigen. — Der ganze Vortrag zeugte von eben so großer Einsicht und Umsicht als Klarheit und zarter Schonung. Und in eben der Weise wurde die hierauf folgende Discussion geführt, bei der etwa 8 der Anwesenden ausführlicher das Wort nahmen. Fein war die Bemerkung des einen Opponenten, daß insbesondere bei solchen Kirchenverbesserungen die Pietät gegen die Väter als leitendes Princip zu bewahren sei, — noch feiner die Entgegnung, daß eben unsre stete Förderung und Veredelung ihres begonnenen Werkes von unserer lebendigen Pietät zeuge, so wie ihr eigenes heiliges Verbesserungswerk die wahre Pietät gegen ihre Altväter darstelle. — Wir erkannten hier sogleich nicht nur in dem Berichterstatter, sondern in allen Sprechenden die wahre evangelische Freiheit vom Confessionszwange bei treuem Festhalten an dem Bewährten der Landeskirche; — wo aber bei der Discussion ein Mitglied die Sache zu enge fasste und Confessions-Bornirtheit verrieth, da wurde es mit siegenden Gründen, jedoch immer mit schonender Milde, widerlegt. Allgemein wurde der Druck des Vortrags begehrt.

Minder günstige Aufnahme fand das zweite Referat, das ohne Zeitpause um 11 Uhr begann: „Wie soll der reformirte Geistliche den Unterricht im christlichen Glauben einrichten, damit die Jugend eine möglichst klare und lebendige Schrifterkenntniß erlange;" Pfarrer Schenkel aus Thäingen sprach als Berichterstatter 1) über das Wesen, 2) über die Methode, 3) über die Ausführung des Confirmandenunterrichts. Fehlte es den beiden ersten Theilen an Gründlichkeit und philosophischem Geiste, so vermisste man an dem dritten alle Objectivität.

Der treffliche Mann, dessen christlicher Eifer und reine Liebe für die Jugend und ihre gründliche Unterweisung unverkennbar hervorleuchtete, nahm so sehr sein individuelles Thun zum absoluten Maßstabe und machte so ganz unausführbare Vorschläge*), dass bei der hierauf folgenden Discussion, welche 11 Anwesende führten, keiner darauf eingehen zu können erklärte. Bei dieser Gelegenheit wurde die Verschiedenheit der kirchlichen Verhältnisse zum Staate in den verschiedenen Cantons berührt. Im Allgemeinen steht in der Schweiz das vollendete 16. Jahr als Confirmationszeit fest. Der Unterricht währt 3 Jahre; das erste (14. Lebensjahr) ist ein besonderes Präparandenjahr, in welchem biblische Geschichte und Bibelkunde überhaupt geübt und lebendig angewendet wird. Die zwei folgenden Jahre bauen dann auf diesem Grunde die christkirchliche Lehre. — Nun steht in mehren reformirten Cantonen, z. B. Basel-Stadt, Schaffhausen, Zürich, die Kirche in freier Entwickelung ihrer innern und äußern Angelegenheiten unter der Aufsicht des Antistes oder Dekans, der als Präsident der Geistlichen und Presbyterien das Organ zwischen Kirche und Regierung bildet. In Neufchatel steht die Kirche ganz unabhängig von dem Staate unter einem geistlichen, aus und von ihr selbst gewählten und ergänzten Consistorio. In Bern, Waad und Genf hat der große oder kleine Rath die absolute Bestimmung und Entscheidung der kirchlichen Dinge, sogar der Symbole. In S. Gallen ist gar keine Kirchenbehörde noch Staatsgewalt für die Kirche vorhanden, auch kein feststehender Brauch. Jeder einzelne

*) So wollte er, jeder Geistliche solle 3 Jahre lang in 3 Cursen seinen Confirmanden wöchentlich im Sommer 8, im Winter 6 Unterrichtsstunden geben. Er selbst habe es durchgeführt und bewährt gefunden. Diesen 3 Jahren solle denn noch ein viertes, das Präparandenjahr, für biblische Geschichtskunde vorangehen, so dass erst nach dem 17. Lebensjahre die Confirmationszeit gesetzlich erfolgen könne.

Geistliche verfährt nach seinem Gewissen und nach Ort- und Zeitverhältnissen, er verhandelt z. B. bei Annahme der Confirmanden mit jedem Elternpaare über Anfang und Dauer des Unterrichts, richtet, mit seinem Kirchenpresbyterio sich berathend, die Form des Gottesdienstes ein u. s. w. — Es kam bei der langen und interessanten Discussion auch die ungemeine Schwierigkeit der Jugendführung nach der Confirmation bis in das 22. Lebensjahr in ernste Erwägung. Meine Mittheilungen über das noch schwierigere Verhältniss im Preußischen Vaterlande, wo die Confirmationszeit nach einjährigem Unterricht auf das Ende des 14. Jahres gesetzlich feststehe, und wo einige, freilich sehr wenige, Geistliche durch Sonntagsschulen für die Confirmirten (Sonntags von 5 — 8 Uhr Abends), andere durch monatliche geistliche Besprechungen mit den Confirmirten, jenem großen Uebelstande abzuhelfen suchten, erregte Aufmerksamkeit, mehr noch mein Bericht, wie in England, wo doch gar kein Confirmandenunterricht durch die Geistlichen Statt finde, die große Seelengefahr in den bedenklichsten Jugendjahren lediglich durch das christliche Familienleben würdig und glücklich entfernt werde. „Ehe Kirche, Schule und Haus auf Einem gleichen Grunde stehen und arbeiten, werden die vereinzelten Bemühungen auch der redlichsten Geistlichen nur an einzelnen Individuen sich fruchtbar erweisen. Jedenfalls aber wird uns Pfarrern ernstes, tiefeingehendes Studium der Psychologie und fleißige Uebung der Pädagogik unerlässlich sein."

Erst um 2 Uhr ward die lange Sitzung geschlossen und alle Theilnehmer versammelten sich 2½ Uhr zu einem gemeinsamen Mahle in dem größern Saale „auf dem Rüden." Der edle Rath von Schaffhausen hatte, auf Antrag des hochverehrten vorsitzenden Bürgermeisters, Herrn von Meidenburg, in Erwägung der Wichtigkeit der Pastoralversammlung und zum Be-

weise seiner ehrenden Theilnahme, 200 Flaschen Ehrenwein zu dem Mahle geschickt. Die würdigste Fröhlichkeit, durch ein herzliches Anfangsgebet des Antistes Spleiß getragen, durch viele geistreiche Toasts gehoben, herrschte bei diesem Mahle, und nach dem Dankgebet zog unsre ganze Gesellschaft hinaus nach dem Laufner Rheinfall, wo wir unsre Frauen, so wie mehre befreundete Familien fanden. Hier wurde der Genuss der herrlichen Naturschönheit bei dem günstigsten Wetter und der lieblichsten Mondbeleuchtung erhöht und veredelt, theils durch freundliche Gespräche mit den einzelnen Brüdern, theils durch umfassendere Vorträge, in deren erstem ich die Entwickelung der englischen Episcopalverhältnisse und ihrer besondern Beziehung zu der allgemeinen evangelischen Kirche, demnächst aber meinen Vorschlag zu einer evangelischen Gesamtunion und einem wahrhaften corpus evangelicorum öffentlich darzulegen aufgefordert ward. Tiefergreifend war's, als unmittelbar nach Schluss meiner Rede eine große Schaar musikalischer Geistlichen vierstimmig den Choral: „Nun danket alle Gott" feierlich anhub und die vielen Hundert Anwesender im Geleit des jubelnd brausenden Wasserfalls einstimmten. Als hierauf der hochbegabte und ausgezeichnete Redner, Professer Hundeshagen aus Bern, auftrat, meinen Vortrag in besondere Beziehung auf die Schweiz auf höchst anziehende und geistreiche Weise beleuchtend und anwendend, da schloss sich ein neuer schöner Choralgesang erhebend an, dergleichen überhaupt noch mehre in andächtiger Freude ertönten. —

Der nächste Morgen fand uns schon um 7 Uhr zur geistlichen Besprechung beisammen, aber diesesmal wegen der größern Räumlichkeit „auf dem Rüden", wo gestern gespeist wurde. — Nach der oben schon erwähnten Bestimmung des nächstjährigen Versammlungsortes (der Tag wurde noch offen

gelassen), begann der erste Bericht des hochgeachteten lieben Inspectors Hoffmann (am Missionshause zu Basel) über die wichtige Frage: „soll die Sache der Heidenmission wie bisher von freiwilligen Gesellschaften, oder von den amtlichen Repräsentanten der Kirche betrieben werden?" Der Referent that mit solcher Klarheit und Wahrheit, mit so kräftigen und siegenden Gründen die nothwendige Beibehaltung des jetzt bestehenden Verhältnisses der Missionssache dar, dass der Druck seines meisterhaften Vortrags allgemein begehrt wurde *). Die jetzt folgende sehr lebendige Discussion führte einige wunderliche, für den der Missionssache Kundigen längst abgethane Bedenken herbei: „ob überhaupt die Mission bei dem jetzigen Zustande der evangelischen Kirche schon an der Zeit sei," —„ob die darauf verwandten ungeheuern Geldsummen und die vielen Menschenopfer (besonders der Baseler Missionare an der Küste von Guinea) und die doch im Ganzen so geringe Zahl der Missionare, wohl ein entsprechendes Resultat gegeben hätten." — Dies, wie Anderes, wurde von Mehren gnügend, insbesondere aber vom Insp. Hoffmann selbst aufs beste widerlegt, — Alles offen und frei, aber ohne die mindeste Bitterkeit und in einer Weise, die nirgends die brüderliche Liebe und Achtung verletzte. — Mehre bezeugten die jährlich wachsende Theilnahme an der Missionssache (so Pfarrer Du-Pasquier in Neufchatel, Pfarrer Baup aus Vevay im Waad, beide in französischer Ansprache). Ernst wurde der Wunsch ausgesprochen, dass die deutsche Mission sich nicht zum Dienst der Episcopalgesellschaft begebe, sondern in Lehre und Wirken frei und unabhängig sich erhalte, zu-

*) Er ist, wie der gestrige des Professer Hagenbach, erschienen: „Verhandlungen der Schweizer reformirten Prediger-Gesellschaft am 17. und 18. August 1842 zu Schaffhausen" (bei Brodtmann); dabei Auszüge aus dem Protocoll der Discussionen. — Auch ist jeder der beiden Vorträge besonders ebendaselbst zu haben.

mal da die deutsche Kirche allein, in ihrer bisherigen freien Stellung den Argwohn politischer und erobernder Nachwehen bei den Heiden nicht erregen könne. —

Es folgte die definitive Bestimmung über die Begründung und Einrichtung von „Vereinen zur Unterstützung hilfsbedürftiger Protestanten im Auslande." Von vielen Seiten wurden die genauern Verhältnisse der evangelischen Gemeinden, vornehmlich in den katholischen Nachbarländern, Baiern, Oesterreich, Sardinien, entwickelt und das neueste überaus traurige Beispiel der Gemeinde zu Linz angeführt, welche nach erhaltener allerhöchster Bewilligung ihren Kirchenbau zur Hälfte aufführte und sodann plötzlich das durch Jesuitische Ränke erwirkte Verbot des Weiterbaues, mit Zurücknahme der frühern Bewilligung einer Gemeindebegründung, von derselben allerhöchsten Stelle erhielt*). So wurde auch die sichere Uebersendung der Unterstützungsgelder, deren bare Annahme, wie bekannt, den Evangelischen in Baiern und Oestreich strenge und unter Androhung der Confiscation untersagt ist, ernstlich erwogen und festgestellt. — Hinsichts der Bildung des Unterstützungsvereines wurde zunächst grundsätzlich anerkannt, dass Geld allein, ohne tüchtige geistliche Hilfe und Leitung, nur scheinbar helfe, dass das Verlangen nach Kirche und Schule noch nicht die Befähigung zu ihrem rechten Aufbau und Fortbau bezeuge. Nach vielfacher Besprechung wurde Basel als Vereinigungspunkt mit einem daselbst zu erwählenden Centralcomité bestimmt, dem die in allen andern Cantonen zu bildenden Hilfsvereine sich an-

*) Dasselbe tiefbetrübende Ereigniß hörte ich später den würdigen Pfarrer Ackermann in Erlangen seiner sehr zahlreichen Gemeinde nach beendeter Predigt von der Kanzel herab auf eine so eindringliche und rührende Weise erzählen, dass kein Auge trocken blieb. Es hatte nämlich diese Erlanger Gemeinde mit herzlicher Theilnahme zu dem Linzer Kirchenbau reichlich beigesteuert.

schließen sollten. Das jedesmalige Comité der großen Pastoralgesellschaft übernimmt die Controlle jenes Basler Centralcomités. — Bei den vorangehenden Debatten wollte sich einige Eifersucht regen, „dass Basel alle Unternehmungen der Art in sich befasse und leiten solle," — „dass es besser sei, die evangelische Thätigkeit in verschiedene Cantone zur allgemeinen Belebung des evangelischen Sinnes zu verlegen." — Aber die praktischen Rücksichten überwogen weit für Basel, und so wurde auch diese Angelegenheit in christlicher Liebe erledigt.

Zum Schluss trug der Präses, Professor Kirchhofer, noch das Resultat der Berathung vor, die ein besonders erwähltes Comité gestern noch bis spät in die Nacht in Beziehung auf meinen gestrigen Vortrag und Antrag gepflogen hatte, fasste dann auf geistreiche und klare Weise die Summe sämtlicher Verhandlungen zusammen und schloss die segensreichen Versammlungen mit einem kräftigen Gebet.

Schöneres Zeugniss konnte dem christlichen Geist und Sinn, der hier gewaltet, nicht werden, als das eines katholischen Geistlichen, dem man die nachgesuchte Theilnahme gern bewilligte und der mit Thränen im Auge laut bekannte, so viel Geist, Eifer und Kraft, mit weiser Besonnenheit, Liebe und zarter Schonung gepaart, habe er in so großer Versammlung gleich betheiligter und gleichberechtigter Männer bis dahin für unmöglich gehalten. Ein jeder Theilnehmer aber gestand mit aller Ueberzeugung in Beziehung auf das Schwierige des Präsidenten-Amtes: hier ist durch Gottes Fügung der rechte Mann, obgleich kein Geistlicher, gewählt. —

Am Nachmittage des 18. August von 2½ Uhr wurde das Bibel- und Missions-Jahresfest in der großen schönen S. Johanniskirche gefeiert. Sämtliche Theilnehmer der Pastoral-Gesellschaft versammelten sich in dem großen Capitelsaal, dem

berühmten, in welchem der Kampf mit Antistes Hurter geführt und seine Amtsniederlegung bewirkt wurde; von dort ging der feierliche Zug in das Gotteshaus, das bereits mit einer dicht gedrängten Schaar von vielleicht 5000 Menschen besetzt war. Bei'm Eintritt empfing uns der von mehr denn 200 Sängern recht gut ausgeführte Naumannsche Chor: „Laut durch die Wolken tönt Jehovahs großer Name." Antistes Spleiß bestieg zuerst die Kanzel, bestimmte einen Gemeindegesang aus dem schönen Schaffhauser Gesangbuche, — einem der besten jüngst erschienenen, — der sehr erhebend 4 stimmig ohne Orgelbegleitung geleitet wurde, und hielt dann über Matth. 13, 51. 52. eine eben so originelle, geistreiche und feurige, als tief zu Herzen gehende Rede „über das Alte und Neue." Nach kurzem Zwischengesang der Gemeinde sprach der ehrwürdige Antistes Kind aus Chur, klar und milde überzeugend. Ihm folgte, wieder nach kurzem Gemeindegesange, der edle Archidiakon Baggesen aus Bern, Sohn des berühmten dänischen Dichters, der durch große Innigkeit die Herzen erwärmte. — Sämtliche Vorträge hatten vornehmlich die Kraft und den Segen des Gotteswortes und die daraus folgende Pflicht, es zu verbreiten, dargelegt. Zuletzt betrat, nach neuem Gemeindegesange, Inspector Hoffmann aus Basel die Kanzel und gab eine so ergreifende Schilderung von dem Segen des Missionswirkens unter den bekehrten Südseeinsulanern, und dagegen von den Greueln des Götzendienstes und Fleischeslebens bei den unbekehrten, gebildeten Hindus, daß jeder Anwesende, trotz der tropischen Hitze in der Kirche, den ¾ Stunden langen Vortrag gern noch um das Doppelte verlängert angehört hätte und der Wunsch laut wurde, Herr Hoffmann möge, in allen Landen umherreisend, durch solche Vorträge den Missionseifer anzünden. — Erst 6 Uhr wurde zum Schluß von sämtlichen anwesenden Geistlichen

der Segen: „Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi" u. s. w. nach der Weise des Brüdergesangbuches vierstimmig gesungen. Noch nie hat ein Gesang mich tiefer bewegt und mächtiger erhoben. — Hocherfreulich war's, den ganzen Morgen zahlreiche Familien aus weiter Ferne, 5 — 6 Meilen weit, zum Kirchenfest aus allen Gegenden herbeiströmen zu sehen, die nun in der Abendkühle mit wahrer Freude im Antlitz wieder heimzogen. Dem Pastoralvereine hatte aber die Stadt noch ein seltenes herrliches Fest auf dem wunderbaren Munot bereitet, einem gewaltigen runden Römerthurme, mindestens 100′ hoch, auf dessen Platform die etwa 300 Versammelten, ungeachtet einer bedeutenden Zahl gedeckter Tische und bequemer Sitze, sich verloren. Hier wechselte wieder freundschaftliches Gespräch mit Anreden, von einer eigens dazu errichteten Erhöhung gesprochen, deren eine den Hilferuf der bedrängten evangelischen Gemeinden kräftig schilderte und eine nicht unbedeutende Geldsammlung zu deren Bestem bewirkte. Die meisten Redner sprachen ganz vornehmlich den Herzensdank für den empfangenen reichen Segen und die erfahrene Bruderliebe aus, woran sich denn meistens ein vierstimmiger Choralgesang anschloss. Mein Lebenlang werde ich des ergreifenden Eindrucks nicht vergessen, den ich erhielt, als der schöne kräftige Männerchor den Schlussvers meiner Ansprache; „Die Gnade sei mit Allen ꝛc." sogleich in vierstimmigem Gesange ergriff, in welchen die ganze Schaar feierlich einstimmte. Die hell glänzende Mondbeleuchtung, das lieblichste Wetter hatte uns bis 10 Uhr beisammen gehalten.

Die ganze Cylindertiefe der spiralförmig gewundenen Steintreppe war mit farbigen Lampen erhellt und in dem untern gewaltigen Erdgeschoss überraschte uns eine sinnig angebrachte Illumination mit wechselnden Bildern. Hier ertönte in dem alten heidnischen Riesengewölbe zum vollen Triumphschluss

aus Aller Herz und Mund der christliche Jubelgesang: „Nun danket alle Gott."

Am 19ten August Mittags 12 Uhr verließen wir mit tiefbewegtem, aber hochbeseligtem Gemüthe die lieben Schaffhauser Freunde, von Laufen ab einen andern Weg als hinwärts einschlagend, nämlich über Andelfingen und Kloten wieder nach Zürich. Hie und da begegneten uns Schaaren junger Turngesellen, mit Fähnlein und den errungenen Prämien von ihrem Feste in lautem Weltjubel heimkehrend. Der trauliche Abend bei dem theuern Professor Lange, — er bewohnt das alte Familienhaus Lavater's, Spiegelgasse im Waldries, — führte durch Darlegung des empfangenen Festsegens manches wichtige Wort herbei. Am nächsten Morgen brachte das stattliche Zürcher Dampfboot uns in lieber Gesellschaft des Inspector Hoffmann und Candidat Staudt (Lehrer am Basler Missionsseminar) über den lieblichen See nach dem Dorfe Horgen, wo nach eingenommenem Frühstück die Fahrt auf der zahlreich besetzten Diligence nach dem anmuthig gelegenen Städtchen Zug ging und von dort, immer in der Nähe des malerischen kleinen Sees, bis zu seiner Südspitze in Art, wo eine gar zu glänzende, zeitraubende Mittagstafel uns zum 5 stündigen Marsch auf den Rigi stärkte, der gefällige Wirth die Uebersendung des schwereren Reisegepäcks nach Interlaken freundlich übernahm und pünktlich ausführte. Erst mit Einbruch der Nacht langten wir auf der obersten Höhe in Rigiculm an. Der Gasthof war von Besuchenden überfüllt, da wenige nur in dem tiefer unten liegenden zu Rigi-Staffel weilen wollen. Hochbelohnend war der glänzende Sonnenaufgang, zu dessen Genuss das Alpenhorn uns in die scharfe Morgenkühle hinausrief; schön das Hinuntersteigen vom Berge nach Weggis am Vierwaldstädtersee. Aber übertroffen wurde es durch die köstliche Fahrt, die ich, von Einer

lieben Seele begleitet, über den herrlichen See in einem Ruderboote bis Fluelen machte, und weiter zu Lande in gutem Miethwagen, bei dem günstigsten Wetter, über Altorf bis Andermat am Fuß des Gotthard. — Wer vermöchte diese großartige Herrlichkeit und den Wunderwechsel der Natur-Bilder in Wort oder Gemälde auch nur annähernd darzustellen? Diese Riesengestalten der Berge und Felskuppen, sich drohend herüber biegend und wieder himmelanziehend, diese unzähligen donnernden und schäumenden Wasserfälle der wild dahin stürzenden Reuß, und dazwischen diese bald schauerlichen bald lieblichen fruchtbaren Thäler; die freundlichen Städtchen und Dörfer. Das Alles beschaut und durchzieht der Reisende bequem auf der schönsten Kunststraße, dem neuen wahrhaften Riesen- und Wunderwerk Oestreichischer Baumeister, die denn auch den alten gefährlichen Holzpass der Teufelsbrücke, die man jetzt nur in schauerlicher Tiefe über der Rhone morsch liegen sieht, durch einen festen und majestätischen Brückenbogen ersetzt haben. Nach kurzer Ruhe zogen wir mit Tagesanbruch auf Maulthieren durch das schöne Ursnerthal, immer noch nahe der Reuß bis hin zu ihrer Quelle am Fuß des Furka über Hospital und Realp, dem Hospiz, wo der Bruder Capuziner schönen Wein zu 2 Franks schenkt, den 6420′ hohen Furka hinan. Einen bequemeren Pass ins Berner Oberland giebt es hier nicht. Rechts überragt den Furka der Nachbar Gallenstock um viertehalbtausend Fuß, links der Nachbar Fienda um zweitausend, das Ganze eine kahle, wilde Felsennatur, nur hie und da belebt von einem reisenden Botaniker, der Alpenpflanzen sammelt, von einem Geologen, der prüfend am Gestein hämmert, oder von zarten Frauen, die sich vom Saumross im bequemen Lehnsattel, oder von starken Männern in der noch bequemeren Sänfte tragen lassen. Wir erhielten ein dürftiges Mittagessen in dem

Gasthofe an dem eisigen Rhonegletscher, an dessen Fuß der Rhone entspringt. Den Nachmittag ging's die furchtbar steile Meyenwand hinan. Zu Fuß ersteigt man sie jedenfalls sicherer, als zu Roß oder Maulthier; ist man doch ohnehin bald genöthigt, bei'm Hinunterziehen von der wilden Grimselhöhe das Thier zu verlassen, weil dieses die ungeheure nackte Granittreppe nicht hinabgehen kann, ohne bei jedem 5ten Schritte sich auf die Hinterfüße zu setzen. Im Grimselhospiz, das wiederum seine Gäste nicht zu herbergen wusste, ist man bei der biedern, evangelisch gesinnten Familie Päter mit Allem gut besorgt. Der Wirth nimmt nur freiwillige Gaben für Bewirthung und Beköstigung an. — Unfern dieses Hospizes ist die Quelle der Aar. Man wandert von dort zunächst durch lauter wilde, unbebaute und unbewachsene Klippen, kein Haus, keine Sennhütte. Nägeli's Grölli ist eine schauerliche Felskuppe. Bei der Vereinigung des Witlibachs mit der Aar bilden beide Flüsse Felsstürze, die an Höhe und Wasserfülle den Rheinfall weit übertreffen. Aber noch weit majestätischer ist bei Handeck der Doppelwasserfall des Erlenbach (links) und der Aar (rechts). Die Farbenpracht der unzähligen Regenbogen in ungemessener Höhe übereinander gewölbt, gewährt bei glänzender Sonnenbeleuchtung einen wunderbaren Anblick. Hier öffnet sich das liebliche Ober-Hasli-Thal, wo wir in dem schönen Dorfe Guttanen ein gutes und billiges Mittagessen einnahmen und mit dem lieben jungen Pfarrer F. Fetscherin in seinem anmuthig gelegenen netten Wohnhause freundlich uns besprachen. — Der Weg von hier bis Meyringen ist einer der anmuthigsten und zugleich großartigsten in der Schweiz. Wir erreichten in dem neuen großen Badehotel Reichenbach sehr zeitig unser Ziel, um mit Muße mehre der schönen Wasserfälle des gleichnamigen Baches zu beschauen und über die Aarbrücke nach dem Flecken

Meyringen zu wandern, wo das ernste Gespräch mit dem trefflichen Pfarrer Niel und den Gehilfen an seinem Privatinstitut eine Stunde lang uns eben so sehr erquickte, als die nachher in unsrem Hotel wieder aufgenommene Besprechung mit den lieben Freunden Hoffmann und Staudt. —

Zu Wagen ging's in der Morgenfrühe auf mannigfach wechselndem Wege nach dem schön gelegnen Brienz, wo wir noch Zeit hatten, von einigen Höhen die herrlichsten Ansichten zu genießen, ehe das Ruderboot, — welches man uns statt des schlechten Dampfbootes anrieth, — uns in sehr lieber Gesellschaft über den reizenden Brienzer See nach Interlaken führte. Die 5 Tage meines Aufenthaltes in diesem wunderlieblichen Thale, den reichen Genuss der großartigsten Natur, den eben so reichen Genuss im Umgange mit trefflichen christlichen Familien, insbesondere mit Legrand's aus Freiburg, v. Sydow's aus Frankfurt a. M. u. a. zu beschreiben, muss ich mir versagen. Gelegentlich nur bemerke ich, dass die vielen, alljährlich hier den Sommer zubringenden Engländer (das große Hôtel des Alpes, wo ich wohnte, war fast ausschließlich von ihnen eingenommen) eine eigne nette Capelle zum Episcopalgottesdienste eingerichtet haben und einen englischen Geistlichen durch freiwillige Beiträge unterhalten.

Nach einer höchst erbaulichen Betstunde im Kreise der theuern Freunde fuhren wir Sonntag Nachmittag in gutem Miethwagen von Interlaken ab, an der Aar, die den Brienzer und Thuner See verbindet, entlang, sodann auf der Südseite dieses letztern herrlichen Sees bis Spieß, wo wir auf dem Balkon des neuen Hotels einen der wundervollsten Blicke in die Alpen des Berner Hochlandes genossen. Die riesige Jungfrau, die wir aus unserm Fenster in Interlaken stets vor Augen gehabt hatten, der Mönch, der große und kleine Eiger, das

Wetterhorn, Faulhorn u. s. w. lagen in der herrlichsten Beleuchtung vor uns. Den mächtigen Riesen hatten wir ganz in der Nähe und fuhren an seinem Fuße lange hin, als wir nun südwärts durch das reizende Simmenthal nach dem großen schönen Dorfe Fruttigern zogen. Hier konnten wir noch der Missionsstunde, die der treffliche Pfarrer Schedele in sehr zahlreicher Versammlung mit Gesang, Gebet, Vortrag und Einsammlung höchst anziehend und belebend hielt, theilweise beiwohnen und in seinem gastlichen Hause, nahe der schönen, auf einer Felshöhe gebauten Kirche, und fast eben so nahe den himmelhohen, wunderbar geformten Felsen und Bergen malerisch gelegen, durch brüderliche Unterhaltung, wie durch großartigen Naturgenuss uns erquicken. Zu Hunderten trieben die schlanken Gemsen ihr lustiges Spiel in den kühnsten Sprüngen von einer Felszacke zur andern vor unsern Augen. Noch an demselben Tage ging's weiter in das wilde Kanderthal, das der vom Kandergletscher wüthend dahinstürzende Kanderbach durchfliegt, zur Nacht in dem eben nicht sehr stattlichen Gasthofe im Kandersteg. — Mit Tagesanbruch ging's auf Maulthieren an den gefährlichsten und beschwerlichsten Zug unsrer ganzen Reise, über die Gemmi, den daher auch nur wenige Reisende einschlagen, sondern den ungeheuren Umweg von Interlaken auf der Poststraße über Thun, Bern, Freiburg nach Vevay und von dort in das Walliser Land, über Martigny, die Rhoneufer hinan bis Leuk und Brig, fahren. Und wahrlich, ein zweites Mal würden wir's eben so machen. Anfangs ging es, zwar steil, aber immer noch fest genug, die wilde Felshöhe hinan, bis zum Schwarzachhause, am kleinen Schwarzachsee. Hier fanden wir eine Schaar von etwa 20 Knaben, englischer, französischer, deutscher Zunge, von zwei jungen Jesuitenpriestern geführt, aus dem Freiburger Convict, die, auf der Heim-

reise begriffen, hier ganz vergnüglich frühstückten. Sie hatten das Beschwerlichste bereits überstanden, wir sollten es erst kosten. Das Wetter war trübe; die Natur wurde immer wilder, kein Strauch, keine Pflanze, nichts als kahle, drohende Felsmassen zu beiden Seiten, loses Steingerüll unter den Füßen. Scharf am Rande des großen Daubensees ein sehr schmaler Fußweg, dessen geringstes Verfehlen schon mancher Reisende mit unausbleiblichem Untergange bezahlt hat, ohne dass man seinen Leichnam wiederfinden konnte. Weiter oben begegneten uns breit beladene Maulthiere. Umwenden war für beide Theile unmöglich, der Pfad aber, nur für zwei dicht aneinander gedrängte Thiere breit genug, bot rechts spitzige Felszacken, links einen schwindelnden Felsabgrund von mehren 1000 Fuß Tiefe. Wir mussten einen Felszacken ersteigen, bis die Thiere neben einander vorbeigepresst waren. Auf der Gemmikuppe hatte sich eine rabenschwarze Regen- und Hagelwolke gelagert. „Da müssen wir hindurch; ist kein Entrinnen!" sagte der Führer. Und als wir nun durchnässt und durchkältet hindurchgedrungen waren, schien das Ende der Gefahr und Beschwerde erreicht. — Die Sonne brach glänzend durch und zeigte uns in schroffer Tiefe von mehren 1000 Fuß ein blühendes Thal und in demselben das Leuker-Bad. Aber bis dahin war noch manches Mühsal zu bestehen. Der Abhang ist zu steil, um ihn hinabzureiten. Auch die stärksten und sichersten Thiere müssen, wie bei der Grimsel, sich jeden Augenblick setzen. 50 Jahre lang — so sagt man — haben Tyroler Bergleute an diesem Fußwege gearbeitet, der in wunderbaren Schlangenwindungen bis zur Vegetationslinie so kunstvoll hinabführt, dass man, von unten hinaufschauend, nichts als die nackte, himmelhohe Felswand erblickt und nicht begreifen kann, wie es möglich sei, dort hinab oder hinauf zu gelangen! — Leukerbad's warme Quellen (an-

geblich bis 40′ Reaum. Wärme) mögen für Magenkrankheit und Verschleimung immerhin recht heilsam sein; aber eigentlich Kranke können auf dem Gemmiwege schwerlich dorthin gelangen, und eben so wenig von dem 6 Stunden fernen Städtchen Leuk in Wallis her, auf dem nur für Maulthiere oder Fußwanderer gangbaren Steingerölle, die Reise wagen. Man arbeitete so eben an einer schön angelegten Kunststraße auf dem an Naturschönheiten reichen Wege bis Stadt Leuk. — Wir gelangten von hier in etwa vier Stunden auf der anmuthigsten Fahrt durch das malerische Rhonethal über Susten und Turtmann nach dem Städtchen Brigg an der Rhone. — Die Diligence, in der es weiter nach Piemont gehen sollte, fuhr erst gegen Tagesanbruch, 3 Uhr, von Brigg ab, um den Simplon in der Tageshelle zu übersteigen. Welch ein staunenswerthes Werk, diese Simplonstraße Napoleons! Die vielen Tunnel, über deren Felsgewölbe mitunter die reißenden Felsbäche aus unabsehlicher Höhe mit Donnergesause hinab und hinweg sich in die schwindelnde Tiefe stürzen, die funkelnden Eishäupter der Riesengletscher, im Norden die Jungfrau und der Mönch, im Süden das Fletschhorn und in weiterer Ferne der Monte Rosa, nur wenige 100′ dem Montblanc nachstehend, die köstlichen Durchblicke in liebliche Thäler bei den mannigfachsten Windungen der breiten schönen Straße, dazu die 7 refuges (Schenken in denen man nächtigen kann), vor allem das große neue Hospiz der Augustiner, — wer hat das Alles gesehen und genossen und wollte nicht jedem Reisenden dringend rathen: setze diese Simplonstraße zum Ziel deiner Schweizerreise! — In dem Dorfe Simpeln, jenseits 1500′ unter der Simplonspitze gelegen, genossen wir ein sehr gutes, aber sehr kostbares Frühstück und gelangten bald an die Piemontesische Douanenlinie, die uns ziemlich milde behandelte, dagegen einen französischen Herrn für

einige Lithographien, 12 Franks an Werth, 40 Franken Zollpfand deponiren hieß. — Nun ging's rasch thalwärts, durch das schaurige Val Vedro, an einem Nebenflüsschen des Tessin entlang, über die kühne hochgewölbte Brücke hinter Crevola nach Domo d'Ossola. Grade 12 Stunden hatte die Bergstraße von 14 Lieues von Brigg hieher gekostet.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Oberitalien.

Domo d'Ossola. — Der Lago Maggiore. — Sesto Calende. — Mailand. — Monza. — Die Certosa. — Pavia. — Genua. — Nizza.

Wir hatten in der evangelischen Schweiz, von unserm Eintritt in Basel bis zum Austritt in dem schönen Fruttigern, das Auferstehungsfest der reinen christlichen Kirche und ihren herrlichen Pfingsttag, ihr wachsendes Feuer und ihren heiligen Kampf mit Freuden wahrgenommen; und das war unsre höchste Freude gewesen, zu sehen, wie sie nicht nach falschem Frieden trachtet, nicht hier auf Erden schon eine triumphirende sein will, sondern eine mit dem Schwert des Geistes gegen das eigene Fleisch, gegen die Welt und ihren Fürsten immerdar streitende, wie sie die persönliche menschliche Vielheit einzig und allein in der göttlichen Einheit des Gottmenschen zu einigen strebt. Ganz dasselbe hatten wir bei allen zum vollbewußten Leben gelangten Christen Englands und Frankreichs gefunden, und grade hierin schien uns die sichere und heilige Gewähr unsrer Hoffnung einer wahr-

haft evangelischen Einigkeit im Geist zu ruhen, und zwar einer nicht etwa nur geistig gedachten und herzlich gewünschten, sondern objectiven und reell erscheinenden. Von jetzt ab sollten wir vorzugsweise die Kirche wahrnehmen, die hier auf Erden schon eine absolut triumphirende und herrschend Alles occupirende sein will, und die eben darum den Kampf gegen das eigene sündige Fleisch mit den Waffen Gottes nicht kennt, so sehr auch ihre einzelnen Subjecte durch menschlich ersonnene Kasteiungen ihren Leib quälen; wir sollten die Mittel näher kennen lernen, welche sie mit großem Eifer und Fleiß zur Befestigung der äußern Einheit und Vergrößerung der numerischen Vielheit anwendet. Was wir davon beobachtet, wollen wir hier der strengen Wahrheit gemäß in kurzen Zügen andeuten.

Domo d'Ossola ist ein kleines freundliches Städtchen mit mehren Kirchen. Wir gingen in die bunte, geschmacklos aufgeputzte Cathedrale. Am Haupteingange befand sich auf großem Folioblatt eine gedruckte Festanzeige in italiänischer Sprache, heute erst angeheftet. Sie zeichnet so lebendig und vollständig das Wesen und Treiben der römischen Kirche, stimmt so genau mit den vielen Kirchenanzeigen überein, die ich in Frankreich, in Belgien und in vielen großen und kleinen Städten Oberitaliens las, dass der Leser sich überzeugt halten kann, er habe in der Einen Probe, die ich hier diplomatisch treu mittheile, die übrigen alle zusammen; denn hierin ruht ja eben die vielgerühmte Einheit. Sie lautet wörtlich übersetzt:*)

*) Zur Beglaubigung hier das italiänische Original. Die gesperrten Worte waren mit Unzialbuchstaben in besonderen Zeilen hervorgehoben: Avviso sacro. La festa della natività di Maria Vergine, titolare della chiesa collegiata della città di Arona, si vuole in questo anno solennizare con istraordinaria pompa e quindi concorreranno a decorarla scelta musica, eseguita da molti e valenti professori e diretta dall' esimio Signor Coccia, maestro della cappella della città di Novara,

Kirchliche Bekanntmachung. Das Geburtsfest der Jungfrau Mariä, Patronin der Collegiatkirche der Stadt Arona, beabsichtigt man in diesem Jahre mit außerordentlichem Pomp zu feiern, und darum soll zu seiner Ausschmückung mitwirken eine gewählte Musik, ausgeführt von vielen und bedeutenden Kunstkennern, geleitet von dem ausgezeichneten Herrn Coccia, Capellmeister der Stadt Novara, eine Lobrede, gesprochen von einem berühmten Redner, und ein wohl eingerichtetes Feuerwerk, welches den Jubel des so schönen Tages schließen wird.

„Die Gläubigen werden daher eingeladen, zahlreich zusammenzukommen, um den Schmuck dieses Festes zu erhöhen und ihre Gebete mit denen der Aroneser zu vereinigen, auf dass Allen die große Mutter Gottes um so mehr gnädig sei. Arona den 26. August 1842."

Tief betrübende und ernst strafende Worte! Und was thun denn, dachte ich, unsre Namenprotestanten, die über solche Anzeigen bitter spotten? Vollbringen sie denn nicht die evangelischen, zur Ehre des wahren Gottes und Heilandes bestimmten Feste, mit Saus und Braus, mit Theater und Spiel? Ueberhaupt aber, thut denn wohl unsere Kirche für die innere Anregung, was die Katholische für die äußere thut?

Gern theilte ich noch ein anderes französisches Document mit, das ich in einer katholischen Kirche in Wallis fand, eine

---

discorso panegyrico detta da chiaro oratore *) e un ben inteso fuogo d'artifizio che porra fine all' esultanza di si bel giorno.

S'invitano perciò i Fideli a concorrere in copioso numero, onde accrescere il decoro di questa Festa e ad unire le loro preci a quelle degli Aronesi, perchè a tutti maggiormente sia propizia la gran madre di Dio. — Arona, 26 Agosto 1842.

*) Diese Worte mit altgothischer Schrift. — Das Fest Mariä Geburt wird übrigens alljährlich am 8. September gefeiert.

Indulgenz auf 100 Tage von Papst Pius VII. im Jahre 1807 Allen bewilligt, die ein Gebet*) vor dem Bilde des heiligen Herzens Jesu, wie es der heiligen Schwester Maria Margaretha vom Orden der Heimsuchung († 1690) erschienen ist, gläubig beten werden, und vollkommene Indulgenz dem, der es einen ganzen Monat wiederholt, wenn er, gebeichtet und communicirt, für die heilige Kirche bittet. „Diese Indulgenzen sind auch auf die Verstorbenen anzuwenden," heißt es ausdrücklich am Schluss. — Und doch, wie liegt auch hier ein Goldkorn in dem Spreuhaufen! —

Wir fuhren, noch ehe der Morgen graute, von Domo aus fortwährend bergab: die unermessliche Ebene der Lombardei erschloss sich je mehr und mehr dem Blick. Wir erreichten zeitig genug den herrlichen Lago maggiore, um in dem Dorfe Baveno bequem und gut zu frühstücken. Von hier fuhren wir in einem Ruderboot über die ganze Breite des großen Seebusens, in dem die Borromäischen Inseln liegen, beschauten bequem Isola bella, Isola madre, Isola pescadore und la piccola Isola, mit ihren Gärten und Terrassen. Ich gestehe, dass alle diese Inselchen vom See beschaut schönern Anblick gewähren, als selbst erstiegen auf den See hin geben. Wir landeten auf der Nordseite in Palanza, wo das vom nördlichen Städtchen Locarno herabkommende gut eingerichtete Dampfboot auf der täglichen Hin- und Herfahrt nach und von Mailand landet, und machten nun von 10½ Uhr bis 12¼ Uhr Mittags die köstlichste Wasserfahrt, die es unsers Dafürhaltens geben kann. Alles war auf's

*) Das kurze Gebet lautet im französischen Original: „pour vous témoigner ma reconnaissance et pour réparer mes infidélités, moi N., je vous donne mon coeur, et me consacre entièrement à vous, o mon aimable Jésus, et moyennant votre assistance, je me propose de ne plus pécher."

günstigste gestellt: Wetter, Beleuchtung, Gesellschaft. Im Nordwest ragen die Häupter der Riesenalpen, vor allem der monte Rosa, drohend empor, im Nordost dachten sich die niedrigeren Felsen und Berge des Tessin allmälig ab. Die reichen, blühenden Seeufer prangen im schönsten Schmuck üppiger Wiesen und reicher Saatfelder und malerisch dazwischen liegender Städtchen; unter ihnen Arona, in dessen Nähe die colossale Statue des edeln Bischofs Carlo Borromeo alle Stadtthürme weit überragt, — genug und übergenug der reizendsten Mannigfaltigkeit, der erhabensten Größe. „Hier wäre gut sein, wenn das innere Leben der äußeren Natur entspräche," sagte ein reicher, überall in der Gegend wohl bekannter Schweizer Kaufmann.

Wir landeten in Sesto Calende. Die östreichischen Mauthbeamten waren sehr milde bei der Besichtigung. „Non è bisogno, Signor, d'aprire. — Ma, (setzte er leise hinzu) si darà qualche cosa" *). — Quanto ha dato? fragte noch leiser sein Mitgeselle. Länger währte es mit der Passbesichtigung. Der Direttore ließ mich und den guten alten englischen Touristen (mit dem ich hier zum letztenmale zusammentraf) in sein Cabinet laden und bat höflichst um einige Nachweisungen in unsern auf langer Reise überaus stark beschriebenen und gestempelten Pässen. Es gab höchst komische Scenen, vornehmlich zwischen ihm und dem Gentleman, der gar nicht italiänisch und mindestens eben so schlecht französisch sprach, als der Direttore. Die Commedia währte so lange, dass sie durch das versäumte Mittagessen fast zu einer Tragedia wurde. Wir fuhren sogleich in einer schönen Diligence nach Mailand ab und zwar so eilig, dass nicht einmal eine Tasse Kaffe unterwegs getrunken werden

*) „Nicht nöthig zu öffnen, mein Herr. Aber sie werden etwas geben!" — „Wie viel hat er gegeben?" —

konnte. — Die Gegend wurde immer flacher und einförmiger. Einen riesigen Cypressenbaum zeigte man als den einzigen frei wachsenden in der Lombardei bis Mailand hin. Die Wegeinfassung der zahllosen Maulbeerbäume, zur Erhaltung der Seidenwürmer sorgsam gepflegt, die Felder vornehmlich voll türkischen Weizens (frumentone), die reichen Wiesen, — Alles zeugt von Fruchtbarkeit. Endlich fuhren wir vor 6 Uhr Abends durch den prachtvollen Friedensbogen (Arco della pace) auf die piazza d'Armi. Neue, unerhört lange Passzögerung bei der Wache, so dass wir erst gegen 7 Uhr in dem deutschen glänzenden Hotel Reichmann zur Ruhe und zum Mittagessen kamen.

Wir können nicht, noch dürfen wir, weil es schon so oft beschrieben, von Allem, was wir in Mailand Großes und Merkwürdiges alter und neuer Kunst sahen, berichten. Nur Andeutungen über das unsern Hauptzweck Berührende geben wir.

In dem wunderbaren Dom concentrirt sich Alles, was Baukunst, Pracht und Reichthum der römischen Kirche zu leisten vermag. Bei weitem aber wird der innere Glanz durch den äußern majestätischen Bau übertroffen. Die Mauern, die Thürme von Marmor, der Blumengarten von kunstvoller Steinarbeit auf der Mitte des Daches, die unermessliche Zahl von Marmorstatuen der Engel und Apostel, der Heiligen und Unheiligen, wer mag das Alles ohne Staunen und ohne ein eigenthümliches Gemisch von Freude und Wehmuth sehen! Man sagt, es seien ursprünglich zum Ganzen des Tempels, von innen und außen, 5000 Statuen gehörig gewesen, die in der wilden Revolutionszeit meistentheils zerstört worden, aber, seit Napoleons Wiederherstellungsbefehl des Domes, bis auf 1000 noch fehlende ergänzt sind. Wir nannten Unheilige: da steht unter andern hoch oben Napoleon, fast so gestaltet wie auf der

Pariser Vendome-Säule, aber mit dem Blitzableiter in der Rechten! Die Aussicht von der Höhe über die Stadt und die unermessliche Lombardische Fläche bis nach dem einschließenden Saum der Berge, ist reich belohnend. Unermüdlich wird an der Wiederherstellung der vom jüngsten Freiheits-Vandalismus vorgenommenen Zerstörungen gearbeitet. Der Eintritt in das Innere durch die 5 Portale, entsprechend den 5 Schiffen der Kirche, ist überraschend großartig. Die zwei colossalen Granitsäulen des Haupteinganges und die 52 Pfeiler, die das Gewölbe tragen, die große Porphyrschale zum Weihwasser (aus den Bädern Kaiser Maximians, sagt man, hieher versetzt), der Mosaikfußboden und der durch die ganze Breite der Kirche astronomisch genau gezogene Meridian, verdienen mehr Beachtung, als die Decke, welche täuschend genug bemalt ist, um sie in dem Halbdunkel der Kirche für ein kunstvoll gearbeitetes Steinnetz zu halten. Die bunten Glasfenster, Legenden und Heilige darstellend, sahen wir an vielen Orten wohl besser. Groß und glänzend ist der Silber-Reichthum des Kirchenschatzes, der Festteppiche; aber mehr als die silbernen Statuen der Heiligen Ambrosius und Carl Borromäus und als die angeblich nach Rafaels Zeichnung in Tapisserie ausgeführte Anbetung der Magier, zogen mich 2 alte Evangelistarien an in köstlich gearbeitetem Einbande. Das Tabernakel von Bronce, welches Pius VI. auf den Hochaltar geschenkt, ist ein schönes Kunstwerk, nicht also die zwei Kanzeln am Eingange zum Hochaltar einander gegenüberstehend und die zwei ebenfalls dort hingestellten Orgeln; noch weniger aber die theatralische Musik, welche jeden Tag, Vormittags 11 Uhr, zur Messe gemacht und überdem so schlecht und dürftig ausgeführt wird, dass sie mich einmal mit Gewalt zur Kirche hinaustrieb. Als größte Seltenheit nennt man die unterirdische Capelle des heiligen C. Borromäus, die im Innern

fast ganz aus Silber besteht. Die Stadt musste den Silberwerth mit 4 Millionen Lire von der französischen Republik auslösen. Der Leib des Heiligen ruht einbalsamirt in einem Sarge, der an seinem Festtage geöffnet wird. Eine fromme Dame hat in neuster Zeit die ganze Capelle mit rothen Teppichen bekleiden lassen, auf denen überall das Motto des Heiligen: humilitas! in Gold gestickt ist. — Reich ist das Ganze allerdings, aber modern.

Von den vielen andern Kirchen, die mehr oder weniger Sehenswerthes enthalten, erwähne ich nur folgende: 1) S. Celso. Im Vordergiebel stellen 2 gute Reliefs die Hirten an der Krippe und die Reinigung Mariä dar. Zwei Figuren, Adam und Eva, zu beiden Seiten, sind offenbar aus Antiken zugestutzt. Im Innern verdient der Mosaik-Marmorboden und die schöne aber moderne Decke Beachtung. 2) S. Lorenzo, die für eine der ältesten Mailands gilt. Die 16 antiken kannelirten Marmorsäulen korinthischer Ordnung, die, vom Kaiser Maximian Herculeus zu Ende des 3ten Jahrhunderts zum Schmuck eines dem Herkules geweihten Bades errichtet, jetzt inmitten der Straße vor der christlichen Kirche stehen. Die prachtvolle Kuppel von kühnem Bau und die schöne moderne Mosaikkanzel von Marmor, lassen die sehr mittelmäßigen Gemälde leicht übersehen. An Alter steht ihr nur voran das Kirchlein 3) S. Vittore, auf der Stelle eines alten Jupitertempels erbaut, die manches gute Bild enthält, und wieder an Alter zunächst 4) S. Ambrogio, mit großem Vorhofe, den ein breiter, etwas verfallener Porticus schmückt, wo viele alte lateinische Inschriften, insbesondere eine Säule mit sehr alter Schrift, anziehen. Im Innern fanden wir außer der Kanzel und den schönen antiken Säulenknäufen nichts Bemerkenswerthes. 5) Bei S. Marco fiel uns äußerlich die Façade von gebrannten

Ziegeln, mit Quadern unregelmäßig ausgefüllt, auf, im Innern die Ungleichheit der Seitenschiffe, und die zwei Orgeln, von denen eine nur zur Täuschung hingemalt ist. 6) In der großen Kirche S. Maria della passione, die außer schöner Architektur auch manches sehenswerthe Bild, insbesondere Luino's Mater dolorosa bei dem Leichnam Christi enthält, wollte man umsonst unsere Bewunderung einer modernisirten Capelle unter dem Hochaltar erzwingen; noch weniger aber vermochte die so eben zum Hochamt angestimmte modernste Opermusik uns zu fesseln. 7) Die kleine sehr alte Kirche S. Giovanni di bagno (am Vordergiebel S. Johann in einer Wanne stehend, nach der Legende vom siedenden Oel, in dem er sein Martyrthum bestanden), ist seit langem zur Hofkutschenremise gemacht. 8) Von S. Francesco fand ich nur die alte Façade von gebrannten Ziegeln bemerkenswerth; 9) von S. Bartolomeo gleichfalls nur die Façade mit 4 antiken Säulen und einigen guten Statuen. Endlich unweit derselben 10) die durch einen unvergleichlichen Kunstschatz nächst dem Dom merkwürdigste Santa Maria delle Grazie. Hier wird im ehemaligen Klosterrefectorium das weltberühmte Abendmahl Leonardo's da Vinci bewahrt. Wohl hat das herrliche Frescobild unbeschreiblich gelitten zum Theil durch Unbill der Zeit (Francesco Sforza, der Begründer der Kirche und des dazu gehörigen Dominikanerklosters, ließ es am Ende des 15. Jahrhunderts von dem großen Meister malen), — weit mehr aber noch durch Rohheit der Menschen, und zwar nicht blos durch die Barbarei der französischen Sansculottes, wie man gewöhnlich angiebt; diese setzten nur fort, was vor ihnen die speiselustigen Brüder Dominikaner begonnen. Es hatten nämlich diese Letztern schon viel früher eine Thüre, grade im untern Theil des Gemäldes, durch die Mauer schlagen lassen, um ihre Schüsseln bequemer und wärmer herbei zu tragen.

Jetzt bewahrt der große, einfache und sorglich verschlossene Saal nur dieses wunderbare Kunstwerk, welches man von einer davor errichteten Erhöhung näher und ferner beschauen kann. Wunderbar, wie bei ruhigem, anhaltendem Anblick die stark beschädigten und verblichenen Gestalten wie aus dem Tode erstehen, Leben gewinnen und zu sprechen scheinen, so dass der Beschauer sich schwer zu trennen vermag. Eine Copie in verkleinertem Maßstabe, von einem namhaften neuen Künstler in den frischesten Farben gefertigt, erschien todt gegen das verblichene Original. Und ein auf der gegenüberstehenden kurzen Seite des oblongen Saales befindliches, ganz gutes und wohl erhaltenes Wandgemälde mag man nach jenem ewigen Meisterwerke nicht mehr beschauen. —

Man sprach mir viel von dem eigenthümlichen Ambrosianischen Kirchenritus in Mailand, der von dem römischen in mehren Stücken vortheilhaft abweiche; man hob besonders heraus, dass die Messe in der Landessprache zu lesen, auf Antrag des jetzigen Erzbischofs vom Papst gestattet worden. Ich hatte Gelegenheit genug, dergleichen zu hören; aber es ist mir nicht gelungen, bei dem überaus schnellen und leisen Sprechen der Gebete an den Nebenaltären beiderlei Sprachen zu unterscheiden. Am Hochaltare im Dom wurde entschieden lateinisch fungirt. —

Sonntags wollte ich den evangelischen Gottesdienst besuchen. Es hat nämlich der verstorbene Kaiser Franz den beiden ungarischen Regimentern, die an Stelle der in's Ausland versetzten italiänischen hier in zwei großen Casernen liegen und meistens aus Evangelischen bestehen, einen lutherischen und einen reformirten Feldprediger bewilliget. Wir fanden uns zur bestimmten Stunde, Punkt 11 Uhr, in der Caserne der lutherischen Capelle ein. Sie war verschlossen. Mit Mühe

wurde der Bediente des Geistlichen gesucht: er gab den Bescheid: „Herr Prediger B. sei über Land gefahren; das Regiment sei zum Exerciren ausgerückt, und daher werde kein Gottesdienst gehalten.“ Wir fuhren sogleich wenige Schritte weiter in die nächstgelegene Caserne zur reformirten Capelle, und fanden sie verschlossen. Der herbeigerufene Bediente entschuldigte seinen Herrn, der, „weil Punkt 11 Uhr kein Mensch zur Kirche gewesen, so eben spazieren gegangen sei.“ — Darf es da wohl befremden, dass die Italiäner schlechtweg und allgemein den religiösen Gegensatz sprachlich so bezeichnen: noi Cristiani ed i Protestanti („wir Christen und die Protestanten“)! — Gerieth doch unser Wirth, ein sogenannter Protestant Badenschen Ursprungs, in nicht geringe Verlegenheit bei unserer Frage nach der Beschaffenheit und dem Verhältniss der evangelischen Gemeinde in Mailand, nach ihrem Gottesdienst, den Geistlichen u. s. w. „In die Kirche könne er nicht gehen; es seien nur die Feldprediger da; er erbaue sich in den Festtagen an der schönen Musik in der katholischen Kirche. Seine deutschen Gäste machten's eben so.“ — Aber er wie sie hätten um keinen Preis das Abendtheater in der Scala versäumt! —

Auffallend war mir in Mailand das Umhergehen einer Unzahl von Priestern und auch von Schülern geistlichen Standes in den Straßen. Letztere, meistentheils Knaben von 13 bis 15 Jahren, sind an dem schwarzen, lang herabhangenden Tuch-Ueberrock, den schwarz baumwollenen Strümpfen, Kniehosen, Schuhen und Schnallen und alterthümlich dreieckigem Hut kenntlich; die wirklichen Geistlichen (bisweilen auch nur 17- oder 18jährig bei der ersten Weihe) tragen einen schwarzen Berkanüberrock mit übergeschlagenem weißen oder hellblauen Halskragen und führen einen langen Rohrstock in der Hand; sonst sind sie wie jene Schüler angethan. Diese Menge

von Priestern in re und spe zeigen die äußere Kirchenmacht; diese äußere Unterscheidung der Cleriker in der Welt von der Welt, schon durch die Kleidung, bezeugt den klugen praktischen Sinn der römischen Kirche. Wie Vieles in sittlicher würdiger Haltung ist nicht in unserm protestantisch geistlichen Stande innerlich untergegangen, seit wir jene äußere Unterscheidung abgeschafft haben! — Weiteren Stoff zu ernster Vergleichung gab der Jubel, mit dem die Gemeinde des Alexandersprengels, in dem ich wohnte, ihren neu einzuführenden Pfarrer Tags zuvor begrüßte. Alle Häuser der Parochie glänzten mit farbigen Lampen, viele mit Transparents; die Kirche war festlich aufgeschmückt, Geschenke bereitet. Alles jubelte bis spät in die Nacht, was nun freilich im Sommer unter dem schönen italiänischen Himmel etwas Gewöhnliches ist. In dem Café nahe meinem Hotel lösten mehre Sänger und Improvisatoren, mit ein- und mehrstimmigem Gesange, zur Geige und Guitarre, an demselben Abend bis nach Mitternacht sich ab; Schaaren singender Gesellen durchzogen die Straßen. Man merkt überhaupt, dass der Gesang hier volksthümlich ist. Und eben so ist's der weltliche Jubel aller Art bei diesem lebenslustigen subjectiven Volke. Die 10 Theater, sämtlich auf dem Grunde ehemaliger Kirchen erbaut *), werden auch in der Sommerhitze fleißig besucht; das prachtvolle Amphitheater (Arena), im Jahre 1806 dem spielenden Völklein auf Kosten des ehemaligen Königreichs Italien, großartig in altrömischer Weise und Würde, erbaut, eine Ellipse, 150′ Pariser Fuß lang, 375′ breit, mit 100 Fuß hoch hinanlaufenden Sitzen, lockt bei großen Volks-

*) So steht die riesenhafte Scala, das größte Theater der Welt, seit 1778 auf dem Grunde der Kirche S. Maria, welche die Gemahlin des Herzogs Bernabò Visconti, Beatrice della Scala, hatte erbauen lassen; daher der Name des Theaters. —

spielen, Wettläufen, Reiterkünsten, Luftfahrten, Seeschlachten (zu denen der innere Raum eingerichtet ist), 40,000 Zuschauer herbei, von den Staats- und Kirchenhäuptern an gezählt, die in prachtvoller Loge dem Spektakel bequem zuschauen, bis zu den gemeinen Bettlern, die mühsam von außen hinanklettern und oft hinabstürzen, ihre unentgeltliche Schaulust mit zerbrochenen Gliedern bezahlend. —

Stolz ist der Mailänder insbesondere auf seinen prachtvollen Friedensbogen (arco della pace), der unermessliche Summen kostete. Nach Beendigung der wunderbaren Simplonstraße wurde er, in der Richtung dahin auf Sesto Calende, 1804 begonnen. Die geschichtlichen Ereignisse hemmten lange den Bau, änderten mannigfach die Zeichnung zu den Marmorreliefs, die nun ein wunderliches Gemisch darstellen; z. B. in dem einen die Schlacht von Marengo; in zwei andern stehen die 3 Monarchen: Franz I., Alexander I. (diese beiden mit dem Lorbeer ums Haupt) und Friedrich Wilhelm III. (ohne Lorbeer!) Der Triumphwagen hoch oben, mit der Siegesgöttin und sechs colossalen Rossen, und 4 Rosse von Erz in den 4 Winkeln des Daches gelten als ein Meisterguss der Gebrüder Manfredini. Eröffnet wurde der Bogen im September 1838 bei der Krönung des jetzigen Kaisers Ferdinand zum König der Lombardei.

Hoher Beachtung werth ist das „große Hospital" von Herzog Francesco Sforza und seiner Gemahlin Bianca Visconti gegründet. Die köstliche Façade, der große Hof, ein gewaltiges Viereck mit ringsumlaufendem, schönem Porticus und eigener Kirche, die stattliche Apotheke, die Versammlungszimmer, die Wohnungen der Aerzte und Beamten, die schön geordneten Krankensäle und Betten für mindestens 1000 Kranke, Männer und Frauen gesondert, und das Alles mit einer für

Italien seltenen Reinlichkeit, die ärztliche Behandlung, nach der Aussage berühmter deutscher Aerzte, musterhaft, — wer wollte Aehnliches nicht jeder großen Stadt wünschen? — Und die Seelenpflege? — Die römische Kirche lässt es daran in ihrer Weise nicht fehlen. Mir war es rührend, wie einige schwer Kranke ein Bibelwort, das ich ihnen nahe tretend zum Troste zurief, mit wahrer Andacht und dankendem Blick auffassten. — Außerdem hat Mailand noch mehre Hospitäler, die ich leider nicht besuchen konnte.

Noch ein Wort über die Brera, den großen herrlichen Palast, in dem die bedeutendsten Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen und Vereine Mailands ihren Mittelpunkt haben. Mein Besuch fiel glücklicherweise in die Tage der Kunst- und Gemäldeausstellung. In 16 großen und 6 kleinen Sälen waren etwa 300 Gemälde in Oel- und Wasserfarben aufgestellt, dazu mehre Arbeiten in Marmor, Gyps und Metall, sämtlich von 112 neuern Künstlern, ungerechnet die kleinern Probe- und Preisarbeiten der akademischen Zöglinge, die den ersten Saal füllten. — Unter allen jenen neuen Gemälden stehen hoch oben an drei überaus schöne Bilder von Francesco Podesti, Mitglied der k. k. Academie und Ritter des päpstlichen S. Georgordens: 1) Das Urtheil Salomons, auf Bestellung des Königs von Sardinien gemacht, von sehr großem Umfange. Diese charakteristische, psychologisch tiefe Wahrheit in jeder der zahlreichen Personen, die geistvolle Harmonie des Ganzen, die kunstreiche Farbenvertheilung und Verschmelzung, dieser Blick und Haltung in dem (vielleicht zu jugendlich dargestellten) Könige, in den beiden Müttern, in dem Henker mit erhobenem Beile in der einen, dem herabhangenden lebenden Kinde in der andern Hand, und das Allereigenthümlichste und Wunderbarste: das die ganze Gruppe zusammenfassende, in der Mitte am Boden

liegende todte Knäblein, — man muss immer wieder zu dem Meisterbilde hin; wie es denn auch unaufhörlich von den staunenden und bewundernden Beschauern umlagert war. Schön ist desselben Podesti „Armenischer Priester" und die „Bettlerin mit ihrem Kinde." Mehre nette charakteristische Stillleben von Ignaz Manzoni und einige schöne architektonische und Perspectivbilder fanden Anerkennung; — verunglückt aber waren insbesondere mehre biblische, religiöse und historische Bilder, so wie die Copien einiger alten Meisterwerke, z. B. „Abrahams Verstoßung der Hagar" von Franz Antoribon, nach dem wunderschönen Bilde Guercini's copirt. Zum vollen Unglück für den neuen Maler hing des alten Künstlers Bild unweit. Es enthalten nämlich diese Säle zugleich den großen Schatz der herrlichen Gemäldegallerie, welche Meisterwerke der größten italiänischen Maler einschließt. Wir wollen aus unzähligen nur das unübertreffliche, Allen durch den Kupferstich bekannte Sposalizio von Rafael nennen. Von deutschen Malern fanden wir nur einen einzigen v. Dyck.

Unmöglich kann ich zwei Marmorwerke unerwähnt lassen, die nach meiner Ansicht dem Besten, was die ausgezeichnetsten Bildhauer neuerer Zeit geschaffen, gleich stehen: 1) „der Achill vom Pfeile in der Ferse verwundet," colossale Marmorstatue von Innocenz Fraccaroli. Die edle Haltung, der kühne Hinblick des schönen jugendlichen Helden auf den Pfeil, mit dem schmerzlichen Bewusstsein des nahen Todes gemischt, die meisterhafte Anatomie, die vollendete Abrundung der Formen, ergriff und entzückte die zahlreichen Bewunderer und ließ ein Paar, freilich sehr bedauerliche Flecken in dem sonst köstlichen Marmor von Allen gern übersehen. Nur ein viel räsonirender neidischer Mitkünstler, den ich täglich dort postirt fand, machte geflissentlich darauf aufmerksam. — Von demselben Fraccaroli stand

in demselben Porticus, zu ebener Erde, eine überaus schön gearbeitete Frauenbüste von Marmor. — Fast noch größere Bewunderung erregt im obern Porticus die „Marmorbüste einer Vestalin" von Luigi Agliati aus Como. Der feinste, vollkommen durchsichtige, florartige Marmorschleier ließ das edelste, in allen Einzelheiten auf das vollkommenste ausgearbeitete Frauengesicht sehen. Da gab es ein unaufhörliches Prüfen, ein Staunen, ein endloses Disputiren der umringenden Künstler- und Kennerhaufen. Unverkennbar war das Ganze aus Einem Stücke gearbeitet. Wie war aber die Bildung dieses wunderschönen Antlitzes möglich unter dem lang herabhangenden Schleier, der an vielen Stellen so enge anschloss, dass auch das feinste Instrument unmöglich nach oben dringen, geschweige denn gehandhabt werden konnte? Höchst unterhaltend war's, die verschiedenen Erklärungen der Künstler zu hören, deren jede von den andern Anwesenden als ganz unstatthaft leicht widerlegt wurde. „Der Marmor zum Schleier ist in Fluss gebracht und dann übergossen." — „Nein! es ist eine dem Marmor täuschend ähnliche, neu erfundene Masse flüssig gemacht." — „Unmöglich! Schleier und Gesicht sind jedes besonders gefertigt und nachher mit wunderbarer Kunst zusammengefügt." — „Nein! u. s. w." — So ging's an drei Tagen, wo ich die wunderbare Büste betrachtete, in den lebendigsten Debatten fort. Das Ende blieb immer der allgemeine Ausbruch: „è veramente un miracolo!" (wahrlich ein Wunder!) — Ein schönes Grabdenkmal desselben Meisters, auf Bestellung gefertigt, stand zur Seite. —

Noch war in der Brera die große Bibliothek von mehr als 150,000 Bänden zu beschauen, die Maria Theresia 1779 gründete, Joseph und Franz I. sehr erweiterten. Mit ungemeiner Freundlichkeit und Zuvorkommenheit gab der gelehrte Biblio-

thekar jede gewünschte Auskunft; nur 8000 Lire (etwa 2000 Thlr.) jährlich sind zur Bestreitung sämtlicher Bibliothekkosten bestimmt. Die Einrichtung des alphabetischen und Materialcatalogs ist eigenthümlich und sehr erleichternd. In kleinen saubern Kapseln liegen nämlich, auf einzelnen Karten verzeichnet, alphabetisch die Namen der betreffenden vorhandenen Schriftsteller jedes Faches, das Verzeichniss ihrer Werke; die wissenschaftlichen Fächer aber sind wiederum alphabetisch über den einzelnen Repositorien, die gleich Aktenschränken eingerichtet sind, benannt. Die Teologia romano-cattolica war sehr reich, die eretica wurde ich nicht gewahr. Die deutschen Classiker sind ziemlich vollständig vorhanden. Die Handschriftensammlung ist nicht sehr bedeutend; Antonin fehlte hier, wie in der zwar minder zahlreichen, aber viel kostbarern Ambrosianischen Bibliothek, in der außer vielen seltenen Handschriften (z. B. Dante mit lateinischen Anmerkungen, einer altgriechischen Septuaginta, einem sehr seltenen Evangelistarium, einer alten italiänischen Uebersetzung des Livius mit bunten Federzeichnungen,) und vielen köstlichen Incunabeln, noch eine ganz ausgezeichnete Gemäldesammlung der ersten Meister, Rafael, Titian, Holbein, Cranach, v. Dyck u. s. w. sich befindet.

Die neue etwas holperige Eisenbahn führte uns schnell genug, in weniger als 18 Minuten, die 10 Miglien bis zu dem alten, für die Lombardische Geschichte so wichtigen Monza. Der Hauptgegenstand ist der Dom: mehre dahin führende Straßen waren mit Leinwand gedeckt, um der morgenden großen Festprocession die Sonne abzuwehren. Das für 1 Lire von dem Mailänder Gouvernement ausgefertigte Erlaubnisschreiben an den Archiprete von Monza gestattete uns sofort die Beschauung der alten Cathedrale, deren äußere Façade aber ein neues, auf den ersten Anblick nicht übles Machwerk, von gelb-

lichem Marmor mit schwarzen Quadern ausgefüllt, nur die Bekleidung einer Ziegelwand ist, wie abgebröckelte Stücke bezeugten. Im Innern ist der alte Bau durch geschmacklose Malerei entstellt und nur ein Paar gute Bilder sind ansehenswerth. Der reiche Kirchenschatz wurde eben zum bevorstehenden Feste in Gegenwart einiger Priester nachgesehen, geputzt, geordnet. Die Baierische Prinzessin Theodelinde, Gemahlin des Lombardenkönigs Antharit, ward im Jahre 600 Begründerin der Kirche und ihres Schatzes. Da ist manche alte Arbeit mit kostbaren Edelsteinen, ein schweres goldnes Kreuz, welches der Kaiser bei der Krönung als König der Lombardei tragen muss; noch ein großes heiliges Kreuz, an welchem Holz vom Kreuze Christi und von der Lanze, einige Haare des Heilandes u. dgl. sich befinden; sodann die eiserne Krone, die ächte, in deren Eisenreif ein Nagel vom Kreuze Christi steckt. (Wer nicht die Lireerlaubniss von Mailand mitbringt, bekommt nur eine nachgemachte Krone zu sehen.) „Das ist Alles von Papst Gregor dem Gr., der es der Kirche von Monza geschenkt hat, verificirt in dem Schreiben, das ich Ihnen in der Sakristei gezeigt habe;" — sagte der ehrliche Prete. Als ich aber die heilige Krone in die Hand nehmen wollte, fuhr er erschrocken damit zurück, bis ich ihm ruhig sagte: anch' io son prete! Sehr schwer wiegt eben die kleine unansehnliche Krone nicht. — Der kaiserliche Palast in der Nähe ist ausgedehnt, aber nur ein Stockwerk hoch und bietet nur durch großartige Avenuen, schönen Blumengarten und wildreichen Park Reiz und Anmuth dar.

Früh Morgens fuhren wir in fröhlichem Geleite eines jungen Danziger Freundes aus Mailand durch die Porta Ticinese 10 Miglien weit, am schiffbaren Canal (canale naviglio) zunächst nach dem Schlosse Binasco, wo das Grabmal der un-

glücklichen Beatrice di Tenda ist und das jetzt als Caserne dient; von da nach der weltberühmten Certosa (Carthause) bei Pavia, dem reichsten und glänzendsten Kloster, das die Erde gesehen. Der grausame Giovanni Galeazzo Visconti, noch nicht beruhigt im geängsteten Gewissen durch den Bau des Mailänder Prachtdomes, wollte die Seelenqual durch Stiftung dieses Klosters im Jahre 1396 loskaufen. Die Beschreibung all der Pracht, des Baues, der unzähligen Capellen, Altäre, Basreliefs und Mosaikwerke, der Wand- und Oelgemälde, alles von den größten Meistern gefertigt, erfordert ein eigenes Werk, das gründliche Beschauen des Einzelnen wie des Ganzen lange Zeit und Fleiß. Mit einem oder zwei Tagen ist's nicht abgethan. — Früher boten die Carthäuser gerne wochenlanges Obdach; — ihre Cellen, jede mit einem Arbeitszimmer und abgesonderten Gärtchen versehen, stehen seit Kaiser Josephs Klosteraufhebung verfallen da.

In dem schmutzigen Pavia konnte uns nur das große schöne Universitätsgebäude anziehen, mit seinen stattlichen Höfen und Portico's. In der reichen und wohlgeordneten Bibliothek von mehr als 100,000 Bänden bewies uns der Oberbibliothekar, Sgr. Lanfranchi, die zuvorkommendste Freundlichkeit. Einen Antonin fand ich auch hier nicht unter den Manuscripten.

Wir waren dem ganz neuen, schönen Courierwagen, der, Mittags von Mailand abfahrend nach Genua, in der halben Zeit gegen sonst, in 18 Stunden, gegen doppelte Bezahlung fährt, nach Pavia vorausgeeilt, und langten in demselben von hier auf anmuthigem Wege, über den Monte Giove, nach der angenehmsten Nachtfahrt mit anbrechendem Tage in der wunderbaren Seestadt an. —

Genua, auch noch in seinen Trümmern alter Herrlichkeit groß, heißt mit Recht die Stadt der Paläste. Diese alle mit

ihren Kunstschätzen zu beschauen und recht zu genießen, erfordert weit mehr Zeit als mir vergönnt war, so groß auch die Liberalität der reichen Besitzer ist, jedem anständigen Fremden den Zutritt zu gönnen. Ja auch nur die vorzüglichsten Kunstwerke, die ich in dem größten dieser Paläste und in den Kirchen, so wie die Naturschönheiten, die ich in der Umgegend sah, kann ich hier nur zum kleinsten Theil und leicht vorübergehend andeuten. Im Palast Serra mögen Liebhaber des Reichthums den mit 16 vergoldeten korinthischen Säulen gezierten, überhaupt mit Gold und lapis lazuli ganz verbrämten Prachtsaal bewundern; uns zog mehr der Palast des Filippo Durazzo an, dessen majestätische Marmortreppe, mit 24 colossalen dorischen Säulen vom feinsten weißen Marmor, uns zu einem wahren Schatz vortrefflicher Bilder führte, von Titian, Guercino, Procaccino, den beiden Caracci, Paul Veronese, Domenichino, Simon da Pesaro, Guido Reni, Rubens, v. Dyck; auch ein schönes al fresco von dem genialen Künstler Robert Piola, der, 22 Jahre alt, aus Neid von seinem eigenen Lehrer ermordet wurde! Wir sahen noch manches wunderliebliche Bild des jungen Kunstmärtyrers theils in Sammlungen, theils al fresco an mehren Häuserfaçaden. — Das Seltenste und Herrlichste sollten wir in den beiden folgenden Palästen sehen: im palazzo **Brignole**, mit seiner großartigen Façade, außer Meisterwerken von v. Dyck, Guido Reni, Garofalo, Rubens, Correggio, einen erst zwei Jahre zuvor entdeckten Schatz Rafaels: die **Madonna del libro**, etwa $2\frac{1}{2}'$ breit und $3'$ hoch, auf Leinwand in Oel. Die Jungfrau, das Kind im rechten Arm, hält mit den Fingern der linken Hand ein aufgeschlagenes Buch, das auf einem Tischchen neben ihr liegt, andächtig lesend. Jesus neigt sich mit der Rechten segnend zu dem kleinen Johannes, der demüthig gebeugt vor Ihnen steht. Ist die Jungfrau von einer unvergleich-

baren frommen Schönheit und Lieblichkeit, so ist noch mehr die himmlische Majestät und theilnehmende Liebe in dem Christ über alle Beschreibung schön, und die gänzliche Hingebung im Johannes, bei voller Haltung des eigenthümlichen Charakters, mächtig ergreifend. Das Bild reißt unwiderstehlich zu Thränen der Freude und stillen Anbetung hin. Hier ist keine Spur von dem Beigemisch irdischen nichtigen Zaubers, der sich meistens in den heiligen Familien Rafael's findet. Nur mit dem Christ in der sixtinischen Madonna weiß ich diesen hier zu vergleichen. — Der Marchese Brignole kaufte das vor Schmutz unkenntliche Bild aus der Hinterlassenschaft eines Geistlichen um 2000 Ducati. Als nach der Reinigung dieses Kleinod hervortrat, forderten die Erben des Prete nachträglich eine ungemessene Summe und leiteten, nach der Verweigerung, einen Proceß ein, den sie natürlich verloren, aber von dem Marchese (nach Erzählung des Castellans) ein Geschenk von 20,000 Ducati erhielten. — Sodann im **Palazzo reale**, jetzt dem König gehörig, früher dem Marchese Marcello Durazzo, zog mehr als die berühmte „Magdalena zu Jesu Füßen im Hause des Pharisäers" von Paul Veronese, die „wunderbar schöne heilige Familie" von Titian, mich an. Die Jungfrau, von ganz eigenthümlicher himmlischer Anmuth, hält das Kind, in dem göttliche Majestät und herablassende Milde auf's Herrlichste vereint sind, nach dem liebend und trauernd aufblickenden Johannes hin; eine Menge Cherubim umher, schauen freudig und staunend zu. Das unvergleichbare Bild söhnte mich ganz mit dem lüsternen Titian aus. Darüber hangt eine überaus schöne, heilige Familie, angeblich Copie nach Rafael, wenigstens ganz in seinem Styl und Geist. — Die Paläste Pallavicini, Spinola, Andrea Doria enthalten gleichfalls manches schöne Bild; der letzte gewährt von seinen grandiosen Marmorterrassen die schönste Aussicht auf das Meer und die

Umgegend, und ist als Residenz des Kaisers Carls V. und Napoleons historisch bedeutend.

Von Kirchen sah ich die Cathedrale S. Lorenzo, in schwerem gothischen Style, von außen und innen mit vielem weißen und schwarzen Marmor geziert. Man zeigt als Seltenheit vier schöne Porphyrsäulen, welche die Capelle S. Johannes des Täufers tragen. Die Reste seines Leichnams, aus Lycien hieher gebracht, sollen in einer eisernen Urne ruhen. Mit eben so großer Veneration zeigt man in der Sakristei die Schale, welche die Königin von Sabe dem Könige Salomo schenkte, im Jahre 1101 aus Cäsarea hieher gebracht. Man hielt die Masse lange Zeit für Smaragd; es ist aber nur Glas. — Die mit Schmuck neuerer Art an Stein und Metall schier überladene Kirche l'Annunciata erhielt neue Last durch neue Zierrathen. Die reiche Familie Lomellini ließ grade jetzt eine Capelle ganz mit Gold bedeckt bauen, deren Kosten auf 2 Millionen Lire angeschlagen wurden. — San Maria di Carignano verdankt ihre reiche Ueberladung der Genuesischen Familie Sauli. — In der großen Kirche S. Siro, der ältesten Genua's, seit dem Jahre 520, ist die hohe Marmorsäule aus Einem Stück und die Marmor-Kanzel merkwürdig, in S. Ambrogio einige Bilder von Rubens und Guido Reni, in S. Matteo das Grabmal des großen Andrea Doria. —

Manches Merkwürdige bietet auch das große Universitätsgebäude. Sogleich das Vestibül mit seinen Marmorsäulen und den zwei meisterhaften Löwen von Marmor ist großartig. Der große (?) Hörsaal zeigt 6 schöne Broncestatuen von Giovanni Bologna, dazu broncene Engelstatuetten, ein sehr unbedeutendes Orgelchen und eine schlechte Holzkanzel. Das philosophische Auditorium hat schöne Bilder von dem vorhin erwähnten genialen Piola. Früher war dies der theologische Lehrsaal;

neuerdings aber ist die Theologie in das Seminar verlegt. Die Bibliothek, das naturhistorische und physikalische Museum, der botanische Garten sind nicht unbedeutend, bieten aber nichts Außerordentliches. —

Wer sich einen herrlichen Naturgenuss und die wunderbarsten Ansichten bereiten will, der reite oder fahre in der Morgenfrühe um die äußeren Ringmauern und die starken Festungswerke der Stadt, besuche den hochgelegenen herrlichen Garten **Peschiere**, der die Umgegend weit beherrscht und wo er ganz ungehindert die schönsten Trauben essen darf und bei'm Austritt von zierlich gekleideten Mädchen einen reichen Blumenstrauß mit vieler Grazie überreicht erhält, und fahre später in der Abendkühle auf einem der vielen Spazierboote, die in der Darsena am Ufer jederzeit bereit stehen, ein oder zwei Miglien weit in's Meer am **Molo nuovissimo, molo nuovo** und der **lanterna** vorbei, mit Besteigung der letztern, — genieße dabei auf dem Meere gelegentlich so eben gefangene köstliche Austern, die die herumfahrenden Fischer mit ungemeiner Gewandtheit vor unsern Augen öffnen und auf einem vorräthigen Präsentirbrette darreichen, — und er wird mit uns gestehen, dass Genua des Großen, Schönen, Wunderbaren übergenug darbietet, um mehre Tage, und, wenn man das von den bleiernen Röhren stark mit Blei gesättigte Trinkwasser nebst dem sehr schlechten Wein ertragen kann, sogar lange Zeit den Reisenden zu fesseln.

Wie aber steht es hier und überhaupt in ganz Sardinien um die evangelische Gemeinde? Sie zählt in Genua 250 bis 300 Seelen. Mein Wirth in der **Pension suisse** (vormals einem großen Palast, in dem ich bis zu meinem gewaltig großen Wohnzimmer im zweiten Stock nicht weniger als 108 Steinstufen zu ersteigen hatte), gehörte auch dazu. Herr Emil de la Rue, Chef eines der angesehensten Häuser, an den ich empfoh-

len, ist Präsident des Consistorii mit dem wohlwollenden freundlichen Pfarrer Gabrelle, einem jungen unverheiratheten Manne, der von der vénérable compagnie aus Genf hieher gesendet ist. Nach den Grundsätzen und Ansichten dieser letztern stehen nun die evangelischen Christen äußerlich recht freundlich zusammen, haben eine nette Kirche, sind ganz ungestört in Ausübung ihres Gottesdienstes; — nur dürfen sie es nicht wagen, ihre Grundsätze durch Ansprache, oder durch Mittheilung von Bibeln, von erbaulichen oder belehrenden Schriften an Katholiken auszubreiten, wozu sie freilich bisweilen auf das Listigste verlockt werden. Namentlich gehen die Jesuiten unter allerlei Gestalten, als Reisende, als Lastträger, als Bediente, als Holzhacker, sie bittend um solche Schriften an. Wäre der evangelische Christ gutmüthig genug, sie ihnen zu reichen, so würde er sofort über die Grenze transportirt, und ist er ein Geistlicher, seine Kirche versiegelt und der Gottesdienst aufgehoben. So ging es dem trefflichen Pfarrer Bouscalay, der, wegen Mittheilung von zwei Tractaten an einen solchen Schleicher ohne Weiteres aus Nizza verwiesen, jetzt in Pau ist. Man hatte seiner kräftigen evangelischen Predigt den freiwilligen Besuch vieler Katholiken nicht direct entziehen können und so griff man zu der unwürdigen Ueberlistung, um die vermeinte Gefahr abzuwenden. — Die meiste Auskunft über den innern Zustand der evangelischen Gemeinde gab mir eine theure Christenseele, ein alter Waldenser. Mit unbeschreiblicher Innigkeit und einfältiger Wahrheit erzählte er mir von seinen lieben Thälern, von der jetzigen gehässigen Grenzbeschränkung der evangelischen Thalbewohner, gedachte mit dankbarer Rührung der liebevollen Verwendung und thätigen Unterstützung des verstorbenen edeln Königs von Preußen, und äußerte bescheiden den herzlichen Wunsch, dass der jetzt lebende in gleichem Sinne für die armen

Kreuzträger fort zu wirken geneigt sein möchte. — Die ausführlichen, treuherzigen Mittheilungen des redlichen Alten gewährten mir in vieler Beziehung mehr, als die lange Unterredung mit den Consistorialhäuptern über die evangelischen Kirchenverhältnisse.

Den Schluss aller großartigen Naturschönheiten, die meine ganze Reise so reich und mannigfaltig dargeboten, und ich darf wohl sagen die Krone derselben, machte der köstliche Weg von Genua nach Nizza am Ufer hin. Der schönste Septemberabend, die mildeste Luft, die angenehme Gesellschaft eines überaus gutmüthigen Prete und eines edeln und lieblichen jungen Mannes, des schönsten, den ich in dem an schönen Männergestalten überaus reichen Oberitalien gesehen zu haben mich erinnere, trugen nicht wenig zur Erhöhung des seltenen Genusses bei. In der Nähe der Stadt und einige deutsche Meilen fortlaufend, welche Menge von Landhäusern, großen, prachtvollen Gärten und Parks der Reichen! Welchen Anblick gewähren die schönen, entzückend gelegenen Dörfer S. Pier d'Arena, Cornegliano, Sestri, Voltri, nahe dabei Cagoleto, der wahrscheinliche Geburtsort Cristoforo Columbo's, u. s. w. Das Land bis dicht an das Meeresufer, auf dessen hoher Terrasse man am Saum der Berge und Felsen auf schöner Kunststraße fährt, ist auf's fleißigste bebaut und lohnt mit der üppigsten Frucht. So ging's bis nach dem altberühmten Savona. Die lieben Reisegenossen, mit allen Einzelheiten genau bekannt, gaben freundliche Kunde. In Savona wechselte die Gesellschaft zu unserm großen Bedauern; so entzog uns auch die Nacht, obgleich der Himmel blau und sternenhell war, den vollen Genuss der kleinen Fischerrepublik Noli und der langen Grotte, durch deren Marmorgestein die Straße führt, so wie des reizenden Finale,

bis der glänzende Morgen den Zauberanblick mit mannigfachem Wechsel erneute. Es ging auf rascher Fahrt nach dem Flecken Pietra, wo Massena 1796 siegte, durch Loano, Ceriale, durch das historisch wichtige Städtchen Alberga, wo ein Bischof residirt; dann durch mehre anmuthige Dörfer nach dem Hafenstädtchen Oneglia, Porto Maurizio und dem am Abhange eines Hügels reizend gelegenen Remo, dessen Seeleute für die besten im ganzen ligurischen Küstenlande gelten, dessen Gastwirthe aber wir als die unverschämtesten Geldforderer für ein sehr schlechtes Frühstück, trotz vorher bedungener Zahlung, kennen lernten. Lieblich liegt das kleine Ventimiglia, wo auch ein Bischof haust, das Städtchen Mentone, dessen Frauen weithin den Ruf der Schönheit haben, seine Orangen, Citronen, Oliven den Ruf des feinsten Geschmacks. Von da ging's nach Monaco, der kleinen Hauptstadt des kleinen Fürstenthums, nach villa franca, dessen schöner Hafen von dem dicht angrenzenden Nizzabusen durch den vorspringenden Felsenberg Montalbano geschieden ist, und in einer Viertelstunde waren wir in Nizza in dem großen Albergo da Forestieri (Hôtel des étrangers) schön logirt.

Eigenthümliche Umstände nöthigten uns, fast volle 3 Tage in dem anmuthigen Orte zu verweilen, und so konnten wir denn seine herrliche Lage, schönen Umgebungen und Merkwürdigkeiten zur Genüge kennen lernen. Das Seebad ist nicht bequem eingerichtet und wird durch das grobsteinige Ufer für den Gebrauch beschwerlich. Desto mehr Reiz bieten der Corso und die lange breite und schöne Steinterrasse am Ufer. Zu dem römischen Amphitheater, wovon nur noch einige dürftige Reste sich zerstreut zeigen und das jetzt ein Privatmann als Wein- und Obstgarten benutzt, gelangt man auf sehr beschwerlichem Wege über bröckliches Steingerölle. Weiter führt es zu dem

berühmten Capuzinerkloster mit reicher Kirche und einigen recht schönen Bildern. Gleich am Eingange rechts die Anbetung der Magier, links Maria mit dem Kinde, dem Ordensstifter St. Franciscus erscheinend, vielleicht von Rubens; vornehmlich aber ist ein alt-italiänisches Bild am letzten Altare links vor dem Hochaltar: „die Kreuzigung", von hoher Schönheit, tief gedacht, meisterhaft gruppirt und ausgeführt. — Abenteuerlich hängt ein großes Crocodil, das in alter Zeit ein Schrecken und Verderben des Klosters und der Umgegend gewesen, im Mittelschiff von der Decke drohend herab. — In den Kirchen der Stadt Nizza (der Cathedrale, der Garnisonkirche u. a.) fand ich nichts, das nur einiger Auszeichnung werth schien.

Wichtig war mir ein herzliches und ausführliches Gespräch mit dem trefflichen anglikanischen Geistlichen Hedges, der während der Abwesenheit des kränkelnden Pfarrers Hartley das Amt versah. Er war mit der Lage der evangelischen Gemeinden in ganz Italien wohl bekannt und hatte die Ueberzeugung, dass bei einer zweckmäßig und mit weiser Liebe eingeleiteten, mit Glauben und Kraft fortgesetzten evangelischen Mission unter den empfänglichen Italiänern, der christlichen Wahrheit wohl Bahn gemacht, sicher aber der crasse Romanismus zu einer Reinigung und Veredelung seines verderblichen Zustandes unwillkührlich gebracht werden könne. Ob und wie weit hiebei politisch-diplomatische Beihilfe räthlich und ersprießlich sein möchte, ward in Erinnerung der mannigfach unerfreulichen Concordate, besonders Preußens und Hollands mit Rom, ernstlich erwogen. Mit tiefem Schmerz erzählte mir Hedges noch Genaueres von der vorhin erwähnten gewaltsamen Entfernung des treu evangelischen, französisch und italiänisch predigenden Bouscalay. — Für jetzt hat nur die Englische Kirche einen evangelischen Geistlichen für die im Sommer kleine Gemeinde,

die freilich sehr bedeutend wächst in den 6 Wintermonaten, während welcher alljährlich eine überaus große Anzahl englischer Familien sich in Nizza aufhält. — Die vielen andern, hier und anderwärts in Italien zerstreut umher lebenden Protestanten anderer Zungen sind wie Schafe, die keinen Hirten haben. Daß für die Sammlung und wahre Einigung der Deutsch-Evangelischen grade die Union den preußischen Gesandtschaftpredigern, so ausgezeichnet diese auch seien, vielfach im Wege stehe, und daß grade dies manchen Deutschen dem Romanismus in die lockenden Arme werfe, bewies Hedges mit mehren Beispielen.

Das ist das schöne, bürgerlich gedrückte, religiös gefesselte Italien!

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Schluß.

Flüchtige Umrisse von Deutschland und seinem wieder erwachenden evangelischen Leben. Rheinpreußen. — Westphalen. — Baden. — Würtemberg. — Baiern. — Sachsen. —

Als wir von der Belgischen Grenzstadt Lüttich aus in Aachen anlangten, fragten wir uns: athmen wir schon deutsche Luft? Und wir konnten deß noch nicht gewiß und froh werden. Und näher an den Rhein kommend, hofften wir's in Cöln zu finden. Aber auch hier war's, als ob nicht nur die

tramontana mächtig herüberwehe, sondern als ob auch eine schwere Kette von Süden herüberreiche und als ob viele Arme in geschäftiger Hast sie ergriffen und immer neue Ringe anlegten. — Und ich sah, und siehe! es waren Arme aller Art: von Vornehmen und Geringen, von Priestern und Laien, römische und deutsche; jene befehlend, diese gehorsam schmiedend. Dabei agirten alle so lachend und tändelnd, als gelte es einen Mummenschanz. Bei Einigen war's ein bewusstloses Lachen, bei andern ein philanthropisch-süßes; nur hie und da schaute ein deutsch-evangelisches Gemüth die Sache mit heiligem, tiefem Ernst und schmerzvollem Blick an.

Ich war zweimal in Cöln und vorzugsweise im Dom. Man war in regster Geschäftigkeit, die kunst- und prachtvolle Restauration des Hochaltars zur nahe bevorstehenden Ankunft des Königs zu beenden. Einige hundert Arbeiter putzten, hämmerten, karrten, lachten, — und dabei las ein Geistlicher am ersten Altar des linken Seitenschiffs eine stille Messe. — Der König ist gekommen und hat bei der Grundsteinlegung bedeutsame Worte laut gesprochen, die bald nach allen vier Winden ausgeflogen sind. Ihre rechte Deutung wird der nächsten Jahre Verlauf geben. In unmittelbarer Gegenwart aber haben sie den Enthusiasmus für den Dombau mächtig aufgeregt. Doch waren nicht nur in Cöln, sondern überall in Deutschland; Schweiz, Frankreich, manche ernst Denkende und Erfahrene der Ansicht, dass dieser von allen Seiten angeregte Eifer für den Dombau, und eben so der in Düsseldorf im Schwange gehende Kunstenthusiasmus modern-mittelalterlicher Malerei, dem früher an jenen Orten schön erblühenden evangelischen Glaubensleben merklichen Eintrag thue und allgemein den Wahn nähre, als sei die römische Kirche die rechte und einzige Inhaberin des wahren und höchsten Kunstlebens und Schaffens,

die Mutter aller Kraft, Einheit, Ordnung, — die evangelische Kirche dagegen die traurige Verderberin von dem Allen. — Manches ernste und kräftige Wort ist gegen diesen künstlich genährten lügnerischen Wahn und kindischen Schwindel öffentlich geschrieben, worauf wir hier Jedermann verweisen können *), aber zugleich Jedermann bitten, die großen Zeichen der Zeit fest in's Auge zu fassen und zu Herzen zu nehmen. —

Hocherfreulich und belebend ist's, aus der künstelnd katholischen schwülen Atmosphäre Aachens, Cölns, Düsseldorfs, in der die Elemente affectirter Künstelei und kindischer Narrheit gar possirlich durcheinander sausen und brausen, nordwärts nach Kaiserswerth am Rhein, ostwärts in das unmittelbar angrenzende Wupperthal, südwärts nach Bonn zu kommen, und in evangelischer Luft frisch und froh zu athmen. — In dem blühenden, an himmlischen und irdischen Gütern reich gesegneten Wupperthal war es mir höchst erfreulich, den früher etwas schroff hervortretenden Gegensatz der zwei evangelischen Hauptkirchen merklich gemildert zu finden, ohne dass darum die confessionellen Unterschiede verkannt oder in lauwarmer Weise verwaschen würden. Hier bahnt sich unter den Gläubigen die rechte Einigkeit im Geiste immer schöner an und die Union wird vielleicht hier zuerst eine Wahrheit werden und nicht ein leerer Name oder äußerer Schein sein, obwohl auch hier noch Manches zu entfernen ist, was die freie Entwickelung des kirchlichen Lebens und Wirkens hemmt. Es ist eine gar bedeutsame und wohlthuende Erscheinung, zu sehen, wie jene tramontane Kette, die in unmittelbarer Ortsnähe Alles fesselt, hier wie abgeschnitten ist und gar keine Macht hat über die im Herrn frei gewordenen

*) Man vergleiche insbesondere die gediegene kleine Schrift: „Ueber den Fortbau des Cölner Doms. — Allen evangelischen Deutschen, — Allen denkenden Deutschen". — Basel, 1842 bei Fel. Schneider 36. S.

Evangelischen, — zu sehen, wie in den großen Fabrikorten Elberfeld und Barmen, bei einem sehr bedeutenden Theil der täglich zunehmenden Einwohnerzahl das Materielle und der Mammonsdienst dem Gottesdienste weicht, die Kirchen sehr fleißig besucht werden, Familienandacht und Gebet die Herzen reinigt und einigt. Das freundlich brüderliche Verhältniss der vielen gläubigen, kräftig und rastlos thätigen evangelischen Geistlichen beider Confessionen untereinander, ihre häufigen Conferenzen, ihre christliche Seelsorge, die von Alters her bewahrte Kirchenordnung, tragen schöne Früchte. Das Barmer Missionsinstitut gedeiht unter der christlich liebenden Pflege seines trefflichen und gelehrten Inspectors Dr. Richter immer erfreulicher. Jährlich sendet es neue wohlausgerüstete Boten des Evangelii unter die Heiden, besonders nach Afrika, Borneo und Java; die lebendige Theilnahme an dem Missionswesen wächst unter den Christen zu Stadt und Land. Unvergesslich wird mir die hocherbauliche Missionsjahresfeier in dem Dorfe Wermelskirchen am 20. Juli dieses Jahres sein. Zwölf Geistliche und eine überaus zahlreiche Gemeinde, von nahe und fern eifrig herbeiströmend, waren in der großen und schönen neuerdings erbauten Kirche andächtig versammelt und hörten des Elberfelder Pfarrers Sander gesalbte, kräftige Predigt und Pfarrers Ball aus Rade, Herausgebers des trefflichen Barmer Missionsblattes, erfreulichen Jahresbericht, dem Herrn ein freudiges Dank- und Lobopfer mit Gebet und Gesang von Herzen darbringend. Ein bedeutender Kreis gläubiger Seelen verbrachte den Abend in herzlicher Geselligkeit, mit mancherlei christlichen Ansprachen und geistlichen lieblichen Liedern. — Wo in unsern Tagen eine verhältnißmäßig arme Dorfgemeinde, wie die zu Wermelskirchen, eine so große und würdige Kirche für die Summe von 22,000 Thalern ganz aus eigenen Mitteln, ohne alle fremde

Collekten oder sonstige Beihülfe, erbaut, und wo eine so rege und reine Theilnahme am evangelischen Missionswesen sich zeigt, da lebt und herrscht wahrlich der Christenglaube, der durch die Liebe thätig ist, da weicht, ohne menschliches Streben und Eifern und Befehlen, die Finsterniss dem Himmelslichte. So hier wie in dem nahen Bonn, wo ein ernstes Gespräch mit dem tiefdenkenden Gelehrten, Professor Nitzsch, und dem geistreichen kräftigen Pfarrer und Universitätsprediger Wichelhaus den kurzen vorübergehenden Aufenthalt mir zu bleibendem Segen machte.

In dem schön gelegenen Neuwied stärkte ich mich an dem einfachen erbaulichen Gottesdienste der zahlreichen Brüdergemeinde und wurde sehr erfreut durch das tiefere Eingehen in die Einrichtung ihres gediegenen großartigen Erziehungshauses unter dem wackern gelehrten Inspector Merian, wo eine bedeutende Anzahl Knaben und Mädchen von 12 — 17 Jahren (aus England, Schottland, Holland, Belgien, Frankreich, wie aus Deutschland) in jeder menschlichen Wissenschaft und Kunst gründlich und mit erfreulichem Erfolg ausgebildet wird, weil reiner kräftig lebendiger Christenglaube alles trägt und pflegt. —

Diese innere Erquickung trug wesentlich dazu bei, die Rheinfahrt von hier nach Mainz, die durch alle äußeren Umstände auf das Ausgezeichnetste begünstigt wurde, zu den herrlichsten zu erheben, die ich je auf diesem schönsten Theile des alten deutschen Flusses gemacht. So wurde auch in Mainz dankbar genossen, was Gottes freie Natur Liebliches und Großes beut, dagegen des Zeitgeistes unfreie und unerfreuliche Kunst in mancherlei Werk und Treiben, zum Beispiel in dem dürftig restaurirten Dom, nicht unbeachtet gelassen. — Die an Naturreiz so weit nachstehende Fahrt bis Manheim wurde hier durch eine herzliche und wichtige Besprechung mit dem lieben Pfarrer Schwarz gehoben. Von ihm, wie später von dem gelehrten

und treu evangelischen Seminar-Director Stern in Carlsruhe, erfuhr ich, dass in Baden das religiöse Leben allmählich wachse. Beide Männer waren voll Lobes über die bei der vollzogenen Kirchenunion ihnen gewordene neue Kirchenverfassung, die, wie sie meinten, für die freie und volle Entwickelung des kirchlichen Lebens sehr günstig wirke. Ganz anders freilich urtheilten darüber die Würtemberger Freunde. Nun, der Tag wird's klar machen! — Erfreulich ist es, dass seit 1841 das Missionswesen, bei allem Spott und Widerstreben der Welt, im Badenschen feste Wurzel geschlagen hat. Das Jahresfest war bereits zweimal mit steigender Theilnahme gefeiert, und sehr wichtig und der guten Sache förderlich war die so eben unternommene Reise des geistreichen und allgemein hochgeachteten Gelehrten, Professors Ullmann in Heidelberg, nach Basel, um dort das Missionswesen sowohl theoretisch als praktisch genau kennen zu lernen. Genug Zeichen, dass die rationalistische Flachheit und der religiöse Indifferentismus auch in Baden der geistigen Tiefe und kräftigen Entschiedenheit des Evangelii zu weichen begonnen.

Würtemberg mögen wir, wie das Wupperthal, als eine altevangelische Burg Deutschlands, mit wackern Kämpfern besetzt, ansehen. Das Evangelium hat dort seit der Reformation im Volke zu tiefe Wurzel geschlagen und die Gemeinden werden noch immer von einer großen Schaar gelehrter und gläubiger Geistlichen und Lehrer zu kräftig mit der rechten Speise des ewigen Wortes genährt, als dass die Strauss'schen Verirrungen oder die neuphilosophischen, den Glauben verhöhnenden und vernichtenden Tendenzen der Landes-Universität es ausrotten oder auch nur wesentlich beschädigen könnten. Freilich hat Tübingen seinen altbewährten Ruhm, eine glänzende evangelische Leuchte zu sein, eingebüßt, aber alle Kundigen sind der Ansicht, dass dieser krankhafte Schwindel bald weichen und ein jugendlich

erneuter Gesundheitszustand für den tiefen Schmerz und die Lebensgefahr reiche Entschädigung bieten werde. Es erregt wahre Freude und giebt die volle Ueberzeugung von der dem ganzen Volke einwohnenden Glaubenskraft und seinem kirchlichen Sinne, wenn man Männer wie Hofacker, Dillinger, Grüneisen, Kapff, Knapp, Klaiber, Bardt und viele andere gleichgesinnte und gleichbegabte, in Stuttgart und in vielen Städten und Dörfern, vor einer Vor- und Nachmittags gleich zahlreichen andächtigen Gemeinde das lautere Evangelium kräftig, doch ohne alle Polemik und persönliche Gehässigkeit, verkündigen hört. Entschieden lutherisch in der Lehre, entschieden reformirt in der gottesdienstlichen Form, seit dem 16ten Jahrhundert bei Herzog Ulrich's Rückkehr, durch Clarer und Schnepf gebildet, würde die Gemeinde sich keine Abweichung oder Umgestaltung der einen oder der andern gefallen lassen. — Am Altare gar keine Liturgie, wenig Gemeindegesang, Communion nur aller 3 Wochen, in den drei Stuttgarter Hauptkirchen sonntäglich wechselnd. — Als der verstorbene König die reichere lutherische Liturgie einzuführen befahl, kam von Stunde an außer dem Geistlichen Niemand in die Kirche, — man musste zur alten Ordnung zurückkehren. Dabei ist aber keine Bilderstürmerei getrieben: die alten schönen Denkmäler biblischer und historischer Darstellungen stehen unverletzt da in den würdig und sauber gehaltenen Kirchen.

Die theosophisch mystischen Richtungen und religiösen Parteibildungen werden von den Geistlichen wie von der Regierung mit ächt christlicher Weisheit angesehen und behandelt. Nie setzt man ihnen Gewalt und Zwang entgegen. Am merkwürdigsten aber ist's, dass auch das Volk diese schwärmerischen Sonderlinge nie verhöhnt, öffentlich durch Schmähschriften oder Spottnamen, weder in Schrift noch Wort, verletzt oder ihre

Versammlungen stört. In neuester Zeit suchen die Swedenborgianer Anhang zu gewinnen; ihr Hauptprediger, Gustav Werner, zieht von Ort zu Ort; doch zählt seine neue Kirche wenig Bekenner. Die Baptisten haben etwa 50 gewonnen.

Eigenthümlich ist es, dass in Würtemberg die wenigsten dieser Parteien sich ganz von der evangelischen Landeskirche trennen, nach Art der eigentlichen Sektirer: und so bewirkt denn weise Schonung und Nachsicht die baldige Heilung und Rückkehr der meisten. — Selbst die in rein evangelischer Weise nach selbständiger, freier Verwaltung und Entwickelung strebende Gemeinde in Kornthal, die unter ihrem würdigen Stifter und Vater, dem greisen Bürgermeister Hoffmann, immer noch erfreulich und segensreich wirkend dasteht, hat sich von der Landeskirche nicht innerlich losgesagt, eben so wenig, als die société évangélique in Frankreich und der Schweiz. Vielmehr hat sie das freie, vom Staat unabhängige Verfassungsprincip lange vor der letztern ergriffen, und hat grade durch die edle und ächt christliche Weise, in der sie dies that, einen unverkennbar segensreichen und belebenden Einfluss auf die ermattende Landeskirche geübt und übt ihn noch. Höchst beachtenswerth bleibt es daher, dass dieses Princip der société évangélique seinen Ursprung auf deutschem, ächt evangelischem Boden hat, und dass daher die Scheu und das Bedenken Vieler, als sei es eine fremde, dem deutschen Gemüthe nicht zusagende Pflanze, auf historischer Unkunde ruht.

Ein hochgestellter Mann Würtembergs sagte mir, es hätten zu aller Zeit, und noch neuerdings in einer Gesamtberathung, alle Dekane der Landeskirche es laut bezeugt: „die mystischen Parteien und religiösen Sonderlinge haben wir in unsern Diöcesen gar gern: sie sind ein rechtes Salz, was die Fäulniss der

gewöhnlichen Gemeindeglieder hindert und diese nie in gänzlichen Schlaf versinken oder indifferent werden lässt." — Derselbe edle Mann verbürgte auch die Nachricht, dass der König von Würtemberg den hochseligen König Friedrich Wilhelm III. dringend und wiederholt angegangen sei, er solle alle deutsch-evangelische Fürsten zur Bildung eines neuen corpus evangelicorum auffordern und sich an die Spitze stellen; Preußen aber habe es entschieden abgelehnt. Späterhin jedoch habe umgekehrt die von Preußen gezeigte Bereitwilligkeit von Würtemberg abgelehnt werden müssen, weil mittlerweile die von Rom, nach dem alten Grundsatze divide et impera, mit den einzelnen evangelischen Staaten abgeschlossenen Concordate, unter denen das Würtembergische noch eins der günstigsten sei, sehr bedenkliche Schwierigkeiten in den Weg legten.

Fügen wir zu dem vorhin gesagten noch die thätige Förderung der Bibelverbreitung und des Missionswerkes, den ernsten wissenschaftlichen Geist und christlichen Sinn vieler Lehrer an den höhern Schulanstalten, — unter denen ganz besonders die seit 1831 errichtete Privat-Erziehungsanstalt zu Stettin im Remsthale ruhmwürdig dasteht, welcher die in jeder Beziehung ausgezeichneten Männer: Oberconsistorial- und Studienrath Dr. Klaiber, mein theurer Freund, Professor Klumpp, Hofkameralverwalter Wiedersheim und Pfarrer Strebel, letzterer als eigentlicher Director, vorstehen, — und weiter noch so viele christliche Vereine und Unternehmungen zur Anpflanzung und Belebung des evangelischen Sinnes, wozu die edelsten und gebildetsten unter den Geistlichen und Nichtgeistlichen sich treu Hände und Herzen bieten, — so mögen wir mit Recht sagen: Würtembergs Kirche bietet in Leben und Wirken eine hocherfreuliche Erscheinung dar.

Was aber haben wir von der evangelischen Kirche in Bai-

ern zu erwarten? Sie zählt viele wackere Streiter in dem heiligen aber harten Kampfe gegen die katholische Regierung und die fanatisch aufregenden Römlinge. Gott erhalte ihr noch recht lange den edeln, hochbegabten Consistorialpräsidenten Roth in München und stelle ihm immerdar entschiedene gläubige, kräftige Männer zur Seite. Solcher Männer fand ich in den Städten Baierns, durch die ich, von dem alten Augsburg in Westen bis Hof in Nordosten, kam, eine gute Zahl. Vor allem steht die Universität Erlangen, wie sich's gebührt, ruhmwürdig voran, das Schwert des Geistes weise und kräftig führend. Wo Männer wie Harless, Thomasius, Kraft, Ackermann, Volkert, v. Raumer, Nettelsbach, Fr. v. Köppen u. a. in evangelischem Sinne leben und kräftig wirken durch das Licht der Wissenschaft und der evangelischen Predigt, da kann bei allem Gegenstreben der Finsterniss der Sieg nicht zweifelhaft sein. — Freilich hat wiederholte Bitte unmittelbar bei dem Könige immer noch nicht die Kniebeugung für die Evangelischen in den Linienregimentern bei der Monstranzerhebung abgestellt. Freilich sagte mir ein hochgeachteter Mann in A., er möchte keinem Evangelischen, ob fremden oder einheimischen, rathen, den Kopf bedeckt zu halten und nicht stille zu stehen, wenn der Priester mit dem heiligen Gut durch die Straßen geht; — freilich sind in Augsburg die ärgsten List- und Gewaltschritte gethan, um den zahlreichen Evangelischen ihre Sprengelrechte zu beschränken; — freilich ging man lange Zeit damit um, die evangelische Universität Erlangen aufzuheben und ihre theologische Facultät nach München zu verlegen; — freilich wird die Annahme auswärtiger Geldsendungen zur Unterstützung bedrängter evangelischer Gemeinden in Baiern verweigert; — freilich ist in der Walhalla dem größten und ruhmwürdigsten deutschen Manne, Luther, kein Denkmal gesetzt, — und so werden

tausend andere Werke der Finsterniss geschäftig getrieben. — Doch Alles das richtet sich von selbst und regt durch Reaction die Kraft des Lichtes um so mächtiger an. In den meisten Orten leben die Evangelischen mit den Katholiken, die nicht Söldlinge Roms oder in tiefster Unwissenheit befangen sind und absichtlich darin festgehalten werden, im besten Einverständniss. — Wir fanden von Baireuth aus nach der Baierschen Nordgrenze hin alle Städte und Dörfer festlich geschmückt, weil Tags zuvor die dem Kronprinzen neuvermählte Prinzessin des Preußischen Hauses ihren Einzug gehalten hatte. Katholiken wie Evangelische erzählten mit gleicher Theilnahme, dass sie in Baireuth am Sonntage den evangelischen Gottesdienst in tiefer Andacht gefeiert haben. —

Dass übrigens die Evangelischen ihre confessionellen Unterschiede mit allem Ernst festhalten, ist hochehrenwerth, wenn es, wie hier, geschieht in aller Liebe und Weisheit zu immer festerer Begründung und weitern Verbreitung der ewigen Wahrheit. — Wie segensreich die Nürnberger Centralbibelgesellschaft wirkt, ist bekannt. Einen Missionsverein zu bilden, hat man trotz wiederholtem constitutionsmäßigen Anliegen bis jetzt nicht gestattet; doch werden nach bester Kraft Beisteuern für auswärtige Missionsinstitute, insbesondere für Basel, gesammelt.

Und wie steht es in Sachsen, dem Urlande deutsch-evangelischen Glaubens? — Dass auch hier Viele aus dem Schlafe erwachen und der rationalistischen Einseitigkeit und Unwissenschaftlichkeit gründliche Gelehrsamkeit und Wissenschaft mit lebendigem Christenglauben entgegenstellen, ist offenbar. Doch ist dies, wie mir däucht, in Sachsen für diese Zeit noch in kleinerm Maße der Fall, als in den andern deutsch-evangelischen Landen. Die Landes-Universität ist hierin gewissermaßen ausschlaggebend. In Leipzig rühmte ein junger, gelehrter und

entschieden gläubiger Privatdocent den christlichen Standpunkt der dortigen Universität und das wachsende evangelische Kirchenleben im ganzen Lande. Gern will ich die jugendliche Hoffnung theilen und um ihre baldige Erfüllung herzlich beten. Sie scheint auch nicht unbegründet, wenn man einige ältere Theologen und so manchen nicht theologischen Professor und Gelehrten in Leipzig und anderwärts in Sachsen näher kennen lernt, oder einige der jüngern hochbegabten Universitätsdocenten leben und wirken sieht. Doch hat der alte Sauerteig noch gar viele und mächtige Förderer in mehren alten Tonangebern der Universität und des ganzen Sachsenlandes, deren Schüler eine lange Reihe von Jahren hindurch die Schulen und Kirchen des Landes irrten und verwirrten. So lernte ich fünf Geistliche, die meisten junge Männer, im Voigtlande kennen, die über die beschränkten Grenzen subjectiver Denkgläubigkeit nicht hinauszuschauen, geschweige denn hinauszugehen vermochten. „Wir müssen dies Geschlecht aussterben lassen," sagte der geistreiche E. in B. — Ich glaube, „dies Geschlecht wird nicht vergehen, bis dass es Alles geschehe! — Es muss ja Aergerniss kommen."

Freudig betrat ich den vaterländischen Boden in meinem lieben alten Halle, und gewann durch mehrtägigen Aufenthalt die wohlthuende Ueberzeugung, wie evangelisches Licht und Kraft hier zunimmt und Segen weithin verbreitet; und eben diese Ueberzeugung wurde bestärkt in der Hauptstadt Berlin, wo der Geist Christi in Menschen jedes Alters und Geschlechts, von den höchsten Ständen bis hinab zu den untersten, evangelisches Licht und Leben entzündet und zu immer neuen Unternehmungen und Werken der Liebe treibt. — Sind gleich die Mittel und Wege zur Ausführung daheim oft sehr verschieden von denen, die ich in England, Frankreich und der Schweiz

angewendet sah, so sind doch Grund und Ziel dieselben, die ewigen, rein evangelischen, und so kann, so wird der herrlichste Sieg denen, die recht kämpfen, nicht entstehen.

Die Nacht ist schier hin. Es tagt mächtig. „Die Blinden sehen und die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, und die Tauben hören, die Todten stehen auf und den Armen wird das Evangelium geprediget!" Diese große Erfahrung brachte ich als das Hauptergebniss meiner ganzen Reise, nach halbjähriger Abwesenheit, im Anfange Novembers freudig heim, zu fortgesetzter Thätigkeit in meinem Beruf ermuthigt und mächtig gestärkt. Der Herr unser Gott und Heiland aber wolle mir und uns Allen helfen, dass wir beharren bis an's Ende!

Druckfehler.

Seite	28	Zeile	9	v. o.	statt	Coqueret . .	lies Coquerel.
„	29	„	4	v. o.	„	Bremen . .	„ Barmen.
„	31	„	2	v. u.	„	Coqueret . .	„ Coquerel.
„	43	„	8	v. u.	„	heben . .	„ haben.
„	44	„	14	v. o.	„	wie denn . .	„ wie dann.
„	49	„	4	v. o.	„	überredeten .	„ überredenden.
„	54	„	6	v. o.	„	wenn . . .	„ wann.
„	83	„	8	v. o.	schalte nach „Familien" als ein.		
„	113	„	16	v. o.	statt wem . . .		lies wen.
„	114	„	9	v. u.	„	Abgötterei. .	„ Allgötterei.
„	125	„	10	v. u.	„	Dalmatilla .	„ Dalmatika.
„	141	„	14	v. o.	hinter „Kerzenlicht" setze „—		
„	151	„	10	v. u.	statt	Aufhangen. .	lies Aufhängen.
„	178	„	6	v. o.	„	uns	„ aus.
„	179	„	4	v. u.	„	beweißt . .	„ beweist.
„	180	„	7	v. o.	„	Deseria . .	„ Deveria.
„	193	„	14	v. o.	„	Daurede . .	„ Daurade.
„	197	„	2	v. u.	„	lesen . . .	„ lasen.
„	200	„	5	v. o.	„	ein genügendes	„ eine genügende.
„	210	„	10	v. o.	streiche aus „habe".		
„	219	„	11	v. o.	lies: Erfreuliche.		
„	221	„	15	v. u.	statt	anzuwenden .	„ anwenden.
„	228	„	8	v. u.	„	verdammender	„ verdammenden.
„	246	„	15	v. o.	lies: „Liebe, — dieser u. s. w.		
„	249	„	16	v. o.	statt	Naraux . .	lies Namur.
„	249	„	17	v. o.	„	dem Feldh. .	„ den Feldh.
„	253	„	2	v. u.	„	Verbeugend .	„ Vorbeugend.
„	254	„	7	v. u.	streiche der vor Geltung.		
„	258	„	17	v. o.	statt frommer lies frommen.		
„	266	„	4	v. o.	lies: 1 Mos. 3, 15.		
„	272	„	16	v. o.	streiche „hier" hinter „kürzlich."		

D919 .K69 v.2
Reiseskizzen, vornehmlich aus dem
Princeton Theological Seminary–Speer Library
1 1012 00051 2964